Im Lande der Sonne

Heinrich Karl Brugsch


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

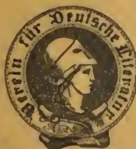
Im Lande der Sonne.

Wanderungen in Persien

von

Heinrich Brugsch.

Zweite Auflage.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
1886.



Im
Lande der Sonne.

Wanderungen in Persien

von

Heinrich Brugsch.

Zweite Auflage.



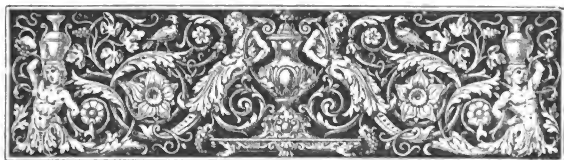
Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
1886.

Carpenter

G. Pätz'sche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

C. T. P.

Inhalt.



Von der Spree zum Kaspi-Meere.

Es ist der Sonntag und ein herrlicher Ostermorgen. Die hellen Glockentöne der nahen Kirche ziehen durch das geöffnete Fenster des Arbeitszimmers in mein Ohr und erfüllen das Herz mit weihevoller Stimmung. Die warme Frühlingssonne wirft ihre goldenen Strahlen auf die zu neuem Leben erweckte Erde, und Baum und Strauch kleiden sich in ein grünes blüthenreiches Festgewand, um das wiedergeborene Frühlingskind in stummer Freude zu begrüßen.

Seit meinem Jünglingsalter habe ich treu zur Gewohnheit gehalten am frühen Morgen des Ostersonntags in den Spiegel der Vergangenheit zu schauen, mir die Leiden und Freuden meines eigenen Ich im Geiste noch einmal zu vergegenwärtigen, neue Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft während meines Erdendaseins an die Ankunft des irdischen Frühlings zu knüpfen und dem Lenker aller Dinge für die empfangenen Wohlthaten des entschwundenen Jahres zu danken. Und ich hatte guten Grund zu meinen stillen Lobgesängen, denn vom Schicksal war mir das Loos beschieden mit trauriger Regelmäßigkeit am Oster=

feste fern von der Heimath zu weilen, unter den Völkern des geschichtlichen Morgenlandes, auf afrikanischem oder asiatischen Boden, die kirchliche Feier zu begehen und in dem „Riechen des Westwindes“ an den Ufern des Niles oder auf der iranischen Steppe meinen Ersatz für die stärkende Frühlingsluft und die fröhliche Frühlingslust im eigenen Vaterlande zu suchen.

Freilich, wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, wie ein frommer Sänger aus Herzensinbrunst sich selber und Anderen zum Troste gesungen hat. Aber die weite Welt ist nicht die Heimath und das Wandern führt uns selten zu gleichgesinnten mitfühlenden Seelen. Ausländische Sprachen, andere Sitten und Gewohnheiten, fremde Religionen und Kulturstufen drücken uns selber schließlich den Stempel des Fremden auf, ein langes Weilen im Auslande erzeugt eine bedrückende Herzensleere und ruft mit unwiderstehlichem Drange die Sehnsucht nach dem Lande der Väter wach.

Das Morgenland, so viel es auch in Bild und Schrift in den blendendsten Farben geschildert worden ist, verliert den absonderlichen Reiz, welchen ihm begeisterte oder empfindsame Seelen andichten, durch die nackte Wirklichkeit, die bei dem europäischen Wanderer nach langen Pilgerfahrten eine unbeschreibliche Stumpfheit erzeugt. Nur die Erinnerungen an eine große Vergangenheit, welche uns die geschichtliche Entwickelung gesitteter Zustände, des Kunstfleißes und der wissenschaftlichen Bestrebungen bis zu ihren ersten Anfängen hin lehrt, wenn auch mitten im blutigen Ringen der ältesten Menschheit im Dienste eroberungssüchtiger Führer, vermögen die gesunkene Stimmung zu heben und die traurige Gegenwart auf eine kurze Zeitdauer in Vergessenheit zu bringen.

Wie für den geistigen Blick in die weiteste Ferne der geschichtlichen Anfänge sich auf die heutigen Zustände in den Ländern und unter den Völkern des Ostens der Abglanz einer

ruhm- und thatenreichen Vorzeit ergießt und die Gegenwart in den milden Abendschein eines geschichtlichen Niederganges hüllt, so fehlt es auch dem leiblichen Auge nicht an Genüssen, welche das Sehen in die Ferne bis zur Begeisterung zu steigern vermögen. Das Licht und immer wieder das Licht ist es, welches die durchsichtige Luft mit seinem wunderbaren Schimmer durchdringt, dem blauen Himmelsäther einen entzückenden Duft verleiht, die kahlen Gebirgszüge, die todte Wüste und die öde Steppe mit Feuersglut übergießt und die fernen Gegenstände der lebenden und leblosen Welt bis zu den verfallenen Bauten des höchsten Alterthums und den elenden Hütten des Fellachen in ein prächtiges Farbenmeer taucht. In der Nähe verschwindet die Zauberkraft des Lichtstrahles und verbleicht in zunehmender düsterer Eintönigkeit.

Noch soll der Meister geboren werden, dessen Pinsel den landschaftlichen Bildern des Morgenlandes jenes blendende Licht zu verleihen vermöchte, welches vor allem der Morgen- und Abendhimmel über die Welt im Osten in verschwenderischer Fülle der Farbentöne ausgießt. Selbst einer der größten Künstler unserer Zeit, ein Eduard Hildebrandt, fühlte sich ohnmächtig einer solchen Aufgabe gegenüber und seine hervorragendsten Werke, in welchen er den Aufgang und den Untergang der Tageskönigin in den Ländern des Ostens auf die Leinwand zu zaubern versuchte, erschienen der gewöhnlichen Menge fast wie maßlose Ueberschreitungen landläufiger Anschauungen der Lichtwirkung. Und doch hatte er sich der Wahrheit genähert, sein künstlerisches Auge hatte die Macht des morgenländischen Lichtes in seiner überströmenden Fülle und in duftigem Luftschleier klar erfaßt, aber die Farbe blieb unter den Händen des großen Meisters ein erdiger Stoff, der den Lichtgeist nicht wiederzugeben vermochte.

Der Genuß an Naturgemälden, wie ihn Alexander von Hum-

boldt in edelster Sprache und mit dichterischer Wärme geschildert hat, bleibt dem Wanderer im Osten auf seinen Pfaden durch Berg und Thal allerwärts unverkümmert, aber nur das Sonnenlicht ist seine Quelle und der blaue Himmel seine Wiege. Die seelische Ruhe des Morgenländers ist allein von dort aus in sein Herz gezogen. Der finstere Tag in der winterlichen Jahreszeit ward für ihn zu einem Feinde, den er mit dämonhafter Scheu fürchtete, und die Wiederkehr der Frühlingssonne zu einem frohen Osterfeste, das noch gegenwärtig in der iranischen Hauptstadt mit königlicher Pracht alljährlich gefeiert wird.

Das Land der Sonne, mitten im Herzen von Asien, das ich auf den nachstehenden Seiten zu schildern versuchen werde, steht noch heute wie in der Vergangenheit als eine Urheimath des Lichtes da und es ist kein leerer Wahn, wenn das persische Wappen das kugelrunde Angesicht der aufgehenden Sonnenmaid auf dem Rücken eines Löwen zeigt. Sobald das junge Sonnenkind in das Himmelszeichen des Widders tritt und der „neue Tag" des Naurus nicht nur den Frühlingseintritt, sondern auch den Anfang des altpersischen Jahres bezeichnet, beginnt die Herrschaft der Sonne und die Bewohner „der gesegneten Königreiche Irans" rüsten sich zur Feldarbeit auf der heißen Hochebene und in den kühlen Thalgründen ihres räumlich ausgedehnten Heimathlandes.

Die Töne der Osterglocken sind verklungen, der Frühling ist in mein Herz eingezogen, die Hoffnungen auf eine segensreiche Zukunft erfüllen die Seele und das Vergangene gleicht einem langen schweren Traume, der vor meinem geistigen Auge Form und Gestalt wiedergewinnt. Der Farbenschimmer im Osten, von dem ich vor kaum Jahresfrist Abschied nahm, wirkt versöhnend auf die Stimmung und meine Feder setzt an, um den Leser von dem Ufer der Spree nach dem Lande der Sonne zu führen.

Persien oder die „gesegneten Königreiche Iran“, wie die Bewohner ihre Heimath benennen, liegt uns Europäern verhältnißmäßig viel näher als manch anderes Gebiet im Osten, allein der Weg dorthin führt abseits von den beliebten Straßen der Orientfahrer und die Reiseverbindung zwischen den Hafenstädten am Kaspi-See und des persischen Golfes nach dem Innern bereitet noch gegenwärtig eine Reihe von Schwierigkeiten, die theilweise sehr begründeter Natur sind und auf den gewöhnlichen Touristen abschreckend wirken. Ein Bädecker für Persien gehört außerdem noch zu den frommen Wünschen und nur aus vereinzelten, meistens einer älteren Zeit angehörigen Reisebeschreibungen, kann der pilgerlustige Europäer sich die nothwendige Belehrung erlesen. Ohne dies Auskunftsmittel würde die Reise auf persischem Boden unangenehme Ueberraschungen bereiten. Ein Haupthinderniß für ein schnelles und bequemes Fortkommen wird stets die Unkenntniß der persischen Landessprache sein, des sogenannten Farsi, und ein Dragoman für Reisende, die mit derselben nicht einigermaßen vertraut sind, findet sich nicht so leicht an den iranischen Landungsplätzen.

Schon vor der Abreise muß der Reiseplan entworfen und die nothwendige Vorbereitung zu der Fahrt mit aller Weisheit getroffen werden. Um von der deutschen Heimath aus die Platanenstadt Teheran, die heutige Residenz der Kadscharen, zu erreichen, können verschiedene Wege eingeschlagen werden, von denen der türkisch-persische (von Trapezunt aus durch Kleinasien nach der persischen Grenze, in der Richtung nach der Handelsstadt Täbris) der längste, der russisch-persische über Tiflis der kürzeste und zugleich bequemste ist. Seitdem der Schienenweg zwischen den Hafenorten Batum und Baku das Schwarze Meer mit dem Kaspi-See verbindet, ist das iranische Reiseziel Europa um vieles näher gerückt und der eilende Wanderer sogar in die Lage gesetzt, am achten Tage seiner Abfahrt von

Berlin aus an dem steinernen Quai der Petroleumsstadt Baku zu lustwandeln und die Wohlgerüche des Erdöles auf Schritt und Tritt einzuathmen.

Der Landweg führt von Berlin aus zunächst nach Odessa, eine Strecke von 1730 Kilometern, und der Schnellzug trägt den Reisenden in zwei Tagen und zwei Nächten von der dunklen Spree nach den sonnigen Gestaden des Schwarzen Meeres. Bei der Zollstation Woloczysk wird das russische Gebiet an seiner westlichen Grenze berührt. Andere Leute, andere Kleider. Der russisch-polnische Typus macht sich bis zu den zahlreichen auf dem Perron des Bahnhofes versammelten Israeliten geltend. Selbst die Schaffner haben russische Nationaltracht angelegt. Die Ortschaften folgen in langen Linien dem einspurigen Schienenwege. Der Holzbau ist vorwiegend. Die Bahnstationen von Woloczysk an zeigen sich in Gestalt solider Blockhäuser und selbst die Perrons bestehen aus mächtigen Balkenlagen. Der Waldwuchs muß im vollsten Ueberflusse vorhanden sein, denn sogar die Kessel der Locomotive werden mit Baumstämmen geheizt und auf dem Tender baut sich ein förmlicher Holzhof auf.

Die Verpflegung in den Stationen läßt an Auswahl und Güte kaum etwas zu wünschen übrig. Der Imbiß vor dem eigentlichen Mahle, die sogenannte Sakuska der Russen, reizt den Appetit. Der Thee, Tschaï, im metallblanken Samowar zubereitet, vertritt die Stelle des Kaffees. Die Tische, parallel nebeneinander aufgestellt, sind mit blendend weißen Tafeltüchern bedeckt und mit silbernen oder versilberten Armleuchtern, Blumenvasen und Fruchtschalen besetzt. Die saftigsten Braten, die ausgewähltesten Zuspeisen, die kräftigsten Suppen füllen den Schenktisch an, aber Alles ist auf den russischen Geschmack berechnet. In der Ecke des Speisesaales, fast unter der Decke, blickt ein Marienbild in kapellenartig geschnitztem Rahmen dem Eintretenden entgegen. Die ewige Lampe brennt in mattem

Lichtscheine vor dem Gemälde der heiligen Gottesmutter. Die Wände des Saales sind mattgelb gestrichen. Anzeigen und Eisenbahn-Programme vertreten die Stelle der Bilder. Die Zahl der Gäste an den Tischen ist groß, die Gesellschaft gemischt, die weiße Mütze verräth den russischen Beamten und Offizier in überwiegender Mehrzahl. Man fordert auf russisch die gewünschten Speisen, man zahlt in Papier-Rubeln und raucht zum guten Schlusse den landesüblichen „Papyros". Die Glocke läutet zum Aufbruch, man überstürzt sich nicht, sondern steigt in aller Seelensruhe in die geöffneten Coupés. Die Salonwagen scheinen rollende Wohnzimmer und der Schaffner ein ebenso dienstfertiger als höflicher Kammerdiener zu sein. Man versteht es in Rußland zu reisen, wenigstens bei den Schnellzügen, und das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden.

Die Scenerie auf dem Bahnhofe von Woloczysk wiederholt sich auf allen größeren Stationen. Man schlägt sich mit Vergnügen auf der langen Strecke von 547 und einem Bruchtheile von Kilometern südwärts durch die langweiligste und getreidereichste aller Ebenen, der podolischen, hindurch und langt wohlgenährt und wohlerhalten zur festgesetzten Stunde, auf dem Gebiete der Provinz Cherson, im russischen Hamburg an der Küste des Schwarzen Meeres an.

Odessa, berüchtigt durch seine staubreichen Windstöße, macht gleich beim Eintritt den Eindruck einer aufblühenden reichen Handelsstadt. Steinerne Häuser von stattlicher Höhe und Breite, palastähnliche Gebäude und großartig angelegte Hôtels fassen die breiten, musterhaft gepflasterten Straßen ein. Die Läden, und die Zahl derselben ist ungemein groß, sind ganz in europäischem Style angelegt und mit geschmackvollen Auslagen in den Schaufenstern versehen. Altrussische Kostüme für Herren und Damen wechseln in den Modemagazinen mit den neuesten

Pariser Waaren ab und die Goldläden verrathen einen eigenen nationalen Geschmack, der oft an das Antike streift. Die russischen Gasthäuser, meist von Ausländern gehalten und durch Schaaren deutschredender Kellner anheimelnd, wetteifern miteinander in dem Bestreben, dem Reisenden mit gefüllter Geldtasche den möglichsten Comfort zu bieten. Sie stehen auf der Höhe unserer Zeit, in welcher das Beste noch nicht gut und theuer genug ist. Die öffentlichen Fuhrwerke; die russische Droschke im eigentlichen Sinne des Wortes, führt hier den ominösen stolzen Namen Phaëton. Die langbärtigen Lenker des Gefährtes, in die bekannte faltenreiche Tracht des russischen Droschkenkutschers gehüllt, lassen ihr Gespann in rasendschnellem Tempo über das glatte Straßenpflaster dahin jagen, daß dem fremden Fahrgaste darüber Hören und Sehen vergeht, denn seine ganze Aufmerksamkeit richtet sich lediglich auf das Suchen und Finden eines festen Punktes auf dem schmalen Sitze des dahinsausenden Räderkastens. Wer hätte auch Sehnsucht, aus dem Wagen geschleudert zu werden und das Schicksal des mythologischen Phaëton zu theilen. Das materielle Leben in Odessa strebt nach dem Edelsten, womit ein verwöhntes Menschenkind dem lüsternen Gaumen Nahrung zu bieten pflegt. Land und Meer, Thäler und Flüsse, Konstantinopel und Yalta, mit einem Worte, was der Orient und Occident an auserlesensten Erzeugnissen aus dem Reiche der Thier- und Pflanzenwelt in frischem Zustande zu liefern vermag, zieht durch die Küchenthür der Odessaer Hausherren ein und findet reiche Nachfrage auf den öffentlichen Märkten. Unvergeßlich wird dem Gedächtniß meiner Zunge der Wohlgeschmack eines Fisches aus dem Dnjepr bleiben, welcher im Russischen den kurzen Namen Sik führt, die Größe eines Lachses erreicht, geräuchert wie unsere Flunder duftet und allen Ansprüchen des geprüftesten Gourmet durch die Feinheit seines Geschmackes genügen würde.

Auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens geht die drittgrößte Stadt im ganzen russischen Reiche ihren Mitschwestern mit löblichem Beispiele voran. Eine Universität, Gymnasium, Handelsschulen, wissenschaftliche Museen und ähnliche Bildung befördernde Anstalten sorgen für die höhere Entwickelung der Verstandskräfte. Die Neigung zum Antiken haben vor allem die sogenannten Kurgane oder Tumuli aus den griechischen Zeiten des taurischen Chersones und die kostbaren Funde in Kertsch wachgerufen. Die reiche Sammlung des Odessaer Kaufmannes Julius Lemme enthält in ihren antiken Gold- und Silberarbeiten, in ihren Flaschen, Trinkgefäßen und Schalen aus buntfarbigem Glase, in ihren geschnittenen Steinen und sonstigen Gegenständen einen wahren Schatz handgreiflicher Zeugnisse für die hohe Stufe der Kunstindustrie aus der griechischen Epoche der taurischen Halbinsel. Wer außerdem Liebhaber und Kenner ausgezeichneter Oelgemälde älterer und jüngerer Meister ist, wird in dem kleinen Museum des russischen Kaufmannes ebensoviel Belehrung als Vergnügen schöpfen.

Im Hafen der Stadt Odessa, an dessen Erweiterung gegenwärtig mit möglichstem Nachdruck gearbeitet wird, herrscht das Leben und Treiben einer großen Seestadt. Dampfer und Segelschiffe ruhen an ihren bestimmten Landungsplätzen, andere kommen oder gehen, am Quai tummelt sich eine neugierige Menge mitten unter dem Matrosenvolke und reihenweise aufgestellt erwarten die geflügelten Phaëtons eben anlangende Seefahrer. Die Schiffe gehen nach allen Richtungen der Windrose. Konstantinopel im SSW und Batum im SO bilden die beliebtesten Zielpunkte der meisten Reisenden von Odessa aus.

In der sommerlichen Jahreszeit, bis gegen Ende des Monats October hin, wird die Verbindung mit Batum durch russische Dampfer hergestellt, welche regelmäßig dreimal in der Woche vom Hafen von Odessa auslaufen, die ganze Halbinsel der Krim

mit einer Schnelligkeit von 12 bis 14 Knoten umfahren, den nördlichsten Punkt bei Kertsch berühren und längs der kaukasischen Küste ihre Fahrt bis zur südlichsten Stadt Batum ausdehnen. Die ganze Strecke von 1315 Kilometern wird bei nicht zu stürmischer See in drei und einem halben Tage zurückgelegt.

Wenn anders Neptun nicht grollt und Wind und Wogen den kleinen Schnelldampfern (700 bis 1000 Tonnengehalt) günstig sind, hinterläßt die Reise auf dem Schwarzen Meere in der angegebenen Richtung hin die angenehmsten Erinnerungen. An den einzelnen Stationen derselben findet ein mehrstündiger Aufenthalt in den Häfen statt, man hat volle Zeit sich ans Ufer zu begeben, um die Städte und Ortschaften zu besuchen und Land und Leute in Augenschein zu nehmen.

Die Zahl der Mitreisenden auf dem Dampfer pflegt zu jeder Jahreszeit ziemlich groß zu sein. Russische Offiziere aller Grade und Waffengattungen im langen hellgrünen Soldatenmantel, die weiße Dienstmütze auf dem Haupte, machen sich durch ihre Anwesenheit vor allen Uebrigen bemerkbar. Sie gehören zu den Garnisonen der Krim und des Kaukasus, in welchen sie mit ihren Familien, häufig in den fieberhaftesten Gegenden, den größten Theil ihrer activen Dienstzeit zubringen. Die Mehrzahl derselben spricht deutsch und französisch, ihre Unterhaltung ist von weltmännischem Anstrich und ihre Anhänglichkeit an das heilige Rußland über jeden Zweifel erhaben.

Die Dampfer liegen dicht am Quai, in der Nähe der Molen von Odessa. Der Abschied der Scheidenden von den Zurückbleibenden unter herzhaften Küssen und Gegenküssen nimmt bei dem letzten Läuten der Schiffsglocke bald ein Ende, langsam setzt sich die Schraube in Bewegung, um das Schiff aus dem Hafen zu führen und die hohe See zu gewinnen. Der Blick meerwärts nach der Stadt zeigt kein malerisches Bild. Sandige

Hügelketten, hier und da grünes, buschiges Strauchwerk, einsame Gärten, hohe Häusermassen mit Kirchthürmen und Fabrikschornsteinen dahinter, das Alles im Lichte einer grauen Himmelsdecke, durch welche sich vereinzelte Sonnenstrahlen hindurchstehlen, das war das letzte Bild ohne Wärme und Duft, wie es sich meinem Auge beim Scheiden von Odessa eingeprägt hat.

Das Leben zur See auf dem russischen Schnelldampfer wiederholt die Eindrücke des häuslichen Daseins des russischen Schnellzuges auf dem Lande. Die luftiggeräumigen Kabinen mit freistehenden eisernen Bettgestellen, der breite Salon mit seiner Marmortäfelung und eleganten Einrichtung, ein vorzüglicher Tisch mit einer Auswahl weißer und rother Krim-Weine, und die aufmerksame Bedienung der russischen Stewarts lassen die Tage der Seereise schnell dahinfließen und gewähren den Genuß eines behaglichen Daheims.

In Sewastopol rasselt der Anker in die Wassertiefe und der Dampfer hat nach sechzehnstündiger Fahrt seine Breitseite an die hölzerne Landungsbrücke gelegt. Die Verbindung mit dem Festlande ist somit in bequemster Weise hergestellt und durch wartende Phaëtons die Gelegenheit geboten eine weltberühmte Stätte zu betreten, auf welcher sich eines der blutigsten Dramen der neusten Geschichte abgespielt hat.

Die einst blühende Stadt Sewastopol zeigt sich gegenwärtig in Gestalt gewaltiger Trümmerhaufen, wie sie in düsterer Großartigkeit die menschliche Einbildung kaum träumen dürfte. In der Tiefe des schönsten aller Kriegshäfen zogen sich einst auf welligem Hügelboden gepflasterte Straßen und Plätze hin mit ihren bewohnten Häusern, öffentlichen Gebäuden und Kirchen, die gegenwärtig als Ruinen in die leere Luft starren. Von dem höchsten Punkte aus, da, wo der dunkle massige Bau eines zerstörten Gotteshauses im Styl der Pariser Madeleine in trauriger Einsamkeit zum Himmel wie ein stummer Ankläger aufblickt, öffnet

sich eine weite Aussicht über die herrliche Bucht und die grünen Hügelketten, welche sie scheerenförmig umarmen. Zur Rechten erheben sich in der Ferne, die darunter liegende Gegend beherrschend, die zerschossenen Reste des historisch gewordenen Malakoff. Näher an dem Hafen steigen die Mauern der von den Kugeln durchlöcherten und ausgebrannten Kaserne, in welcher einst 36,000 russische Marinesoldaten ihr Quartier aufgeschlagen hatten, mit ihrer dreifachen Reihe von je fünfzig hohlen Fensteröffnungen an den vier Seiten des umfangreichen Gebäudes himmelwärts. Die Befestigung zu ihren Füßen, ein lang ausgedehntes Werk, trägt noch heute an den Eckenden in Riesenbuchstaben, weiß auf grauem Grunde, die Lettern SO, welche aus weiter Ferne sichtbar dem Beschauer entgegenleuchten. Wie ein schwarzes Gespenst erhebt sich davor die Statue des tapferen Vertheidigers von Sewastopol, des Generals Lazaroff. Der dankbare Kaiser hat ihm dies Denkmal in Bronzeguß zur Erinnerung an seinen Muth und seine Ausdauer an dieser Stelle seiner ruhmreichen Thaten gesetzt. Sein Blick ist nach dem Hafen gerichtet, in welchem gegenwärtig der Bau russischer Kriegsschiffe in den Docks mit allem Eifer in Angriff genommen worden ist. Gegenüber, an dem in sanften Wellenlinien zur blauen Bucht niedersteigenden Hügellande, ragt eine weißlich schimmernde Pyramide mit einem Kreuze auf der Spitze über ein weitausgedehntes Buschwerk hinweg. Sie bezeichnet die Stelle, an welcher einhundert Tausend Krieger, der Feind neben den Freund gebettet, Schmerz und Leid ihrer letzten Stunden im Todesschlafe auf dem Schlachtfelde von Inkerman vergessen.

In den Straßen der Stadt weiden Kühe und Schweine das zwischen den Pflastersteinen emporwuchernde Gras ab; die Häuser an den langen Zeilen sind öde und leer; sie zeigen ein Bild unglaublichster Zerstörung und Vernichtung, welches das Herz zusammenpreßt und die ganze verderbliche Macht der

Kriegsgeschosse bereits in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren furchtbaren Wirkungen erkennen läßt. Die Dächer der meisten Wohnhäuser sind von dem Kugelregen eingeschlagen, die inneren Räume durch den Brand verzehrt und hohläugig grinsen die geschwärzten Mauern dem kommenden Wanderer ihren Trauergruß schwermüthig entgegen. Sewastopol ist zu einem modernen Pompeji geworden und die Trümmerhaufen der schönsten Quartiere der ägyptischen Alexanderstadt nur eine Kleinigkeit gegen die berühmte Krim-Festung und ihre umfangreichen Ruinen. Fast nimmt es Wunder, daß der überaus düstere Anblick der Stadt es nicht vermocht hat den Menschen von dieser Stelle für alle Zeiten fern zu halten. Ein großer Theil der ehemaligen Bewohner ist nach der alten Heimathsstätte zurückgekehrt, Einwanderer haben ihre Zahl vermehrt und zwischen den einsamen Ruinen baut sich allmählich ein neues Sewastopol vor dem erstaunten Auge auf.

Die Dampfer der russischen Schifffahrts-Gesellschaft auf dem Schwarzen Meere empfangen regelmäßig an der Landungsstelle der Stadt, an welcher während meines Aufenthaltes am 20. September 1884 eine militärische Regatta eine Menge von Zuschauern herbeigelockt hatte, russische Reisende aller Stände, Männer und Frauen, darunter nicht wenige Damen in dem beliebten kleidsamen Nationalkostüm der Altzeit. Wie in unserem deutschen Vaterlande die Freude an der Verbrüderung der vereinigten Völkerstämme die Sehnsucht nach dem Altdeutschen zu hellen Flammen angefacht hat und die mittelalterliche Germania wieder aufzuleben scheint, so hat sich im heiligen Rußland eine verwandte Stimmung Bahn gebrochen und dem altrussischen Wesen bis zur Kleidertracht hin Thor und Thür geöffnet.

Die Wasserstraße, welche von Odessa aus nach den Städten an den Küsten der Krim die bequemste Verbindung herstellt, hat eine ganz besondere Bedeutung gewonnen, seitdem das para-

diesische Yalta und seine Umgebung zu einer russischen Riviera geworden ist. Die Traubenkur im Herbste und das milde Klima in der winterlichen Jahreszeit lockt selbst aus dem innersten Rußland eine große Zahl von Reisenden an, welche sich aus Gesundheitsrücksichten nach Yalta begeben. Auch in Sewastopol fehlt es selten an Passagieren für diesen Ort. Meist sind es Herren und Damen mit blassen Gesichtern und der Todtenrose auf den eingefallenen Wangen, welche Heilung von ihrem Lungenleiden in dem klimatischen Kurorte suchen, oder unglaubliche Fettgestalten, welche durch den Genuß der köstlichen Trauben den Umfang ihrer Leiber zu verringern hoffen.

Die Meerfahrt von Sewastopol nach Yalta nimmt bei gutem Wetter und ruhiger See kaum sechs Stunden in Anspruch. Die Mitreisenden sind auf Deck versammelt und genießen in behaglicher Ruhe den malerischen Anblick der südlichsten Küste der Krim. Das Hügelland erhebt sich allmählich zu steil in das Meer abfallenden dunkelröthlichen Bergketten, die nach Livadia und Yalta hin mit reichlichem Strauchwerk und dichten Wäldern bedeckt sind. Der Anblick der Bucht von Balaklawa ruft geschichtliche Erinnerungen wach, die sich an eine der tragischsten Episoden des ganzen Krim-Krieges knüpfen. In der hohlen Schlucht, welche vom Meere aus mit aller Deutlichkeit der Bodengestaltung sich dem Auge darstellt, führte im Jahre 1855 englische Kavallerie jenen tollkühnen Angriff aus, bei welchem russische Kanonen das fürchterlichste Blutbad den heldenmüthigen Reitern bereitete. Ein kleiner Obelisk, welcher sich an Ort und Stelle befindet, ist dem Gedächtniß der Gefallenen im Jahre 1856 gewidmet. Die englische Inschrift darauf verräth die Nation der gefallenen Opfer. Die Gehänge der reizenden Gebirgslandschaft fangen an sich mit Gehöften und menschlichen Ansiedelungen zu bedecken. Ein Leuchtthurm in der Tiefe am Meeresufer dient dem Schiffer bei nächtlicher

Fahrt als Merkzeichen für die Nähe von Yalta. Noch eine Wendung im Angesicht eines steilen Vorgebirges und das entzückende Bild der Perle Rußlands in der Krim entrollt sich vor den Augen des freudig überraschten Reisenden. Aus dem Dickicht grünbelaubter Gärten blicken auf halber Berghöhe die Landhäuser vornehmer Herren auf das weite Meer; Halubka, die Besitzung des Fürsten Woronzoff, des ersten Entdeckers der Naturschönheiten und des wundervollen Klimas in diesem südlichen Theile des taurischen Chersones, läßt durch ihre Lage und ihre Umgebung den Besitzer um sein Glück fast beneiden. Das kaiserliche Lustschloß und die Gärten von Livadia versetzen uns in das gepriesene Land der Hesperiden und die Einfahrt in die stille Bucht von Yalta erfüllt Auge und Herz mit den Empfindungen einer unbeschreiblichen Lust. Des Himmels blauer Dom ruht auf den hohen waldreichen Bergkämmen im Hintergrunde, die massigen Stützen fallen in Gestalt von Hügeln und Höhen seewärts nieder und baden ihren Fuß in den Wellen der blauen See. Auf ihnen baut sich ein Amphitheater hübscher Villen und blumenreicher Gärten auf. Nach allen Richtungen führen die Bergstraßen zur lieblichen Stadt in der Tiefe, über welcher sich ein stattlicher Palast des russischen Großfürsten Konstantin in breiter Anlage der fensterreichen Vorderfront erhebt. Der Weinstock scheint der König der subtropischen Pflanzenwelt zu sein, denn sein Gebiet beherrscht die Abhänge des vielverzweigten Gebirgsstockes.

Als ich am 21. Tage des Monats September das Schauspiel des paradiesischsten Winkels der Erde in vollen Zügen vom Decke des Dampfers aus einsog, prangte die Hafenbucht und die Stadt im Festschmuck eines bunten Flaggenmeeres. Zehn Kriegsschiffe und Kanonenboote lagen im ruhigen Hafen, ein jedes feiertäglich aufgeputzt. Fahnen und Wimpel wehten über den Häusern des Ortes, um den Geburtstag des Großfürsten

zu begrüßen. Die Dauer eines mehrstündigen Aufenthaltes in der unteren Stadt wurde uns Reisenden von dem russischen Kapitän gern gestattet und so beeilte sich ein Jeder baldmöglichst das Land zu gewinnen und Yalta in Yalta zu besichtigen. Von der Landungsstelle aus führt eine der Hauptstraßen mit ihren Gärten den Quai entlang. In offenen Buden lagen wahre Berge süßester Weintrauben und saftigster Obstsorten aufgespeichert. Ganze Körbe wurden damit beladen und die schöne Bachusgabe nach dem Schiffe befördert. Die Kurzeit stand offenbar auf ihrem Höhepunkte, denn die Bevölkerung, Fremde und Einheimische, wanderte mit Weintrauben in der Hand die Straßen auf und ab. Die ganze russische Welt schien sich in Yalta ein Stelldichein gegeben zu haben. Tscherkessen, Tataren, Mingrelier, Georgier und sonstige Insassen des Kaukasus in ihren malerischen Landestrachten bewegten sich neben den Stockrussen zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß in buntem Gemisch den Quai entlang. Eine milde, warme Luft war mit dem Dufte der Blumen geschwängert, ruhig und still blickte die Meeresfläche bis weit über den Hafen hinaus. Als ein klarer Abendhimmel sein schönstes Sternenzelt über das Eden der Krim ausgespannt hatte, überraschte die Reisenden ein neues Schauspiel von blendendem Lichtglanze. Zu Ehren des Tages fand eine abendliche Illumination statt. Die Häuser schienen in einem Feuermeere zu schwimmen und die blutigrothen Flammen der angezündeten Pechfackeln spiegelten sich auf der glatten Fläche der See in magischster Wirkung ab. Von den Schiffen aus stiegen Raketen und Leuchtkugeln zur Höhe des Nachthimmels und die elektrischen Lampen am Maste beleuchteten mit ihrem gespensterhaften Scheine die Häuser und Villen auf den Höhen und am Gestade des Meeres.

Die Weiterreise nach Kertsch über Feodosia wirkt enttäuschend nach dem Aufenthalte in dem Wunderlande von Yalta und

Livadia. Die Bergriesen fallen allmählich ab, werden kahler und kahler und lösen sich schließlich in öde, steppenartige, salzreiche Flächen auf, die traurige Heimath wandernder Tataren. Auf der Wüste erheben sich an einzelnen Stellen röthlich schimmernde Hügel ohne jede Spur eines vegetativen Lebens. Das traurige landschaftliche Gemälde bildet den eigentlichen Charakter der Halbinsel Krim, einer ausgedehnten hügelreichen Steppe, die nur im Süden sich in hohe Bergriesen umwandelt. Nach dem Asowischen Meere hin gewinnt die Steppe fast jährlich an Ausdehnung, denn das Meer zieht sich zurück, wie im Gegentheil an der afrikanischen Nordküste das Land an der Küste von den steigenden Wassern des Mittelmeeres verschlungen wird. Die sogenannten Bäder der Kleopatra in dichter Nähe von Alexandrien sind heutzutage mit fußhohem Seewasser erfüllt, und die Katakomben der heidnischen und christlichen Bewohner Alexandriens in den Kalksteinfelsen der alten Nekropolis würden gegenwärtig ihren Beruf vollständig verfehlen, denn sie sind nichts weniger als wasserdichte Wohnungen der Todten geworden.

Der unscheinbare Ort Feodosia wird nach einer achtstündigen Seefahrt von Yalta aus erreicht. Fünf Stunden später zieht der Dampfer in die Wasserstraße von Kertsch ein, wenig breiter als die Meerenge von Messina. Die Ufer sind flach, kein grüner Punkt, kein bewohnter Platz, nicht einmal ein Menschenkind zeigt sich dem suchenden Auge. Hier und da fällt ein verlorener Hügel zur See ab. Die Fahrt ist von unbeschreiblicher Langweiligkeit und nur der Anblick eines Dampfers oder eines Segelschiffes erweckt den Gedanken, daß da hinten noch Leute wohnen müssen. Nach zweistündiger Weiterfahrt auf dem todten Wasser wirft der Dampfer im Angesicht der Stadt Kertsch und ihrer starken Befestigung auf dem höchsten Punkte des nahe gelegenen Hügels Anker. Der Hafen ist von ungewöhnlicher Breite, doch von einer geringen Tiefe des Wassers. Die Schiffe

liegen deshalb weit ab von der Stadt, und der kleine Dampfer, welcher die Verbindung zwischen beiden herstellt, braucht eine halbe Stunde, um den Weg nur einmal zurückzulegen. Im Winter friert der Hafen gewöhnlich vollständig zu.

Ohne jede malerische Wirkung von der grünlich gefärbten See aus, wird die Stadt Kertsch — eigentlich nur zwei parallele Straßen, die sich an der Breitseite des Hafens hinziehen — von ungenießbarer Eintönigkeit bei einem persönlichen Besuche. Doch muß man billige Rücksichten walten lassen und gerechtes Mitleid mit der Nachfolgerin des alten Bosporos oder Pantikapäum fühlen. Im Krimkriege wurde der Ort der vollständigen Vernichtung preisgegeben und in dreißig Jahren blüht kein frisches Leben aus den Ruinen einer ganzen Stadt. Das neuerstandene Kertsch liegt am Fuße eines Hügels, den mir ein russischer Gewährsmann als Bird Miridat bezeichnete. Ein tempelartiges Denkmal leuchtet in weißem Schimmer auf seiner halben Höhe. Der Hügel des Mithridates, kein anderer kann es sein, hat für die Antike eine besondere Anziehungskraft gewonnen. Die Nachgrabungen an seinem Fuße haben in unserer Zeit der Wissenschaft ein reiches Material werthvollster Kunstschätze aus der bosporanisch-pontischen Epoche geliefert, und in den Museen nehmen bekanntlich die Alterthümer von Kertsch eine hervorragende Stelle ein. Kunstliebhaber und Kunsthändler begeben sich deshalb Jahr aus Jahr ein nach Kertsch, um an der offenen Straße zum Asow-Meere die letzten Ernten stiller Nachgrabungen einzuheimsen.

Bei der Abfahrt fällt der Blick auf die hellgraue Fläche des eben genannten Meeres. Seine flachen Küsten zerspalten sich durch die Fata Morgana in unzählige kleine Inseln, deren Anblick unwillkürlich an eine ähnliche Erscheinung auf dem Mareotis-See im Süden von Alexandrien erinnert.

Von Kertsch aus schlägt der Dampfer die südliche Richtung

ein, um in etwa fünfunddreißigstündiger ununterbrochener Fahrt die größere letzte Hälfte der Reise nach Batum zurückzulegen. Bei klarem Wetter bietet auch dieser Seeweg, welcher dem Auge die ganze felsenreiche Küste des Kaukasus im Osten in ihre wechselvollen landschaftlichen Gemälde zerlegt, Gelegenheit zu den anziehendsten Studien und Beobachtungen. Berührt das Schiff außerdem die fieberreichen Küstenstädte Anapa, Suchchum-Kale und Poti, so ist in Hülle und Fülle der Stoff für die Studien der Bergvölker des Kaukasus in ihrem Verkehr zu Wasser und zu Lande geboten.

Hinter den meist grünbelaubten Hügelketten im Vordergrunde steigt der schneebedeckte Bergrücken des Kaukasus-Riesen zur blauen Himmelsdecke hinauf, die höchsten Spitzen hier und da von einem Kranze weißleuchtender Wolkenschichten umhüllt. Die bläulichen Gletscher leuchten in die weite Ferne und schauen mit majestätischer Ruhe auf die üppige Hügelwelt zu ihren Füßen in dem Kubanischen Gebiete, in Abchasien und Mingrelien nieder. In diesen Landschaften hat die Natur ihre urwüchsige Kraft im ganzen Umfang ihres Schaffens bewahrt und dem schwachen Menschen die schwere Aufgabe gestellt, sie sich seinem Dienste unterthan zu machen und den Sieg über den ungebändigten Gegner davon zu tragen. Der erste Angriff ist geschehen. Die Gebirgswege sind geöffnet, der dichte Wald gelichtet, der brausende Bergstrom überbrückt, der fiebererzeugende Sumpf ausgetrocknet und der Schienenweg quer durch das Herz des Kaukasus gezogen worden. Aber der Zukunft bleibt der schwierigere Theil der Arbeit vorbehalten, die unterjochten Kinder der ungeberdigen Mutter in den Wohlthaten der menschlichen Gesittung durch Schule und Kirche groß zu ziehen.

Der Blick auf den Ort Poti, einen der fieberverrufensten an der ganzen kaukasischen Küste, rief in mir alte Erinnerungen an die Zeit meiner ersten Reise nach dem Lande der Sonne

wach. Es war im Winter des Jahres 1860, daß ich auf dem Boden der alten Kolchis in einem der Blockhäuser des Ortes über einem regelrechten Pfahlbau saß, die Schweine in dem morastischen Kothe unter dem hölzernen Fußboden grunzen hörte und das Auge auf den schnellströmenden Rion, den Phasis der Alten, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit richtete. Meine Gedanken trugen mich in die weite Ferne der Vorzeit, in welcher sich die Sage mit der Geschichte berührt, und ich glaubte den kühnen Argonautenfahrer Jason zu sehen, wie er an der Spitze seiner Heldenschaar auf dem fünfzigruderigen Schiffe bei Nacht in die Mündung des Phasis einlief, um dem Könige Aëtes von Kolchis das Kleinod des goldenen Vließes zu rauben. Die alten Zeiten sind längst davongezogen, auch seit 1860 ist ein Viertel Säculum vergangen und i. J. 1872 in dem ehemaligen Barackennest Poti ein Bahnhof angelegt, von welchem aus ein Schienenweg in directer Richtung nach Tiflis und Baku führt, während zwei Seitenlinien die Verbindung mit den Städten Kutaïs und Batum herstellen.

Auch Batum, der letzte Stationshafen für die Dampfer der Linie Odessa, ist seinem Schicksale glücklicherweise nicht entgangen. Als ich in demselben Jahre 1860 von Trapezunt aus in der Bucht vor Batum gelandet war, bestand der Ort, damals noch dem türkischen Reiche angehörend, aus zerstreut liegenden Gebäuden und Gehöften, jedes einzelne von einer Umhegung von starkem Flechtwerk umgeben, über welches mäßig hohes Buschwerk hinwegragte. Ein schmutziger Bazar, eine Moschee, der Diwan der Regierung, das Haus des türkischen Pascha-Gouverneurs, die Wohnung des unvermeidlichen Kadi und eine Art von Schuppen, in welchem die einheimischen Ladscharen-Gensdarmen ihr Quartier aufgeschlagen hatten, das waren damals die Sehenswürdigkeiten von Batum. Das landesübliche Gefährte bildete die Araba, ein von zwei Ochsen gezogener

Holzkasten auf einer Holzachse, an der zwei plumpe, große Holzscheiben die Stelle der Räder vertreten. Die Bewohner, mit Yatagans, Pistolen und Gewehren bespickt und behängt, gehörten den Lasen, Ladscharen, Tscherkessen und echten Türken an, und mitten unter ihnen, wie in einer Art von Verbannung, lebte ein einziger europäischer Consul, der Vertreter der russischen Regierung. Batum von damals war eines der traurigsten Nester des Islam an der türkisch-russischen Grenze, Mord und Todschlag an der Tagesordnung, und von 10,000 Tunesiern, die während des Krimkrieges von ihrer Heimath aus nach Batum geschickt waren, um Omar-Pascha bei seinen Angriffen gegen die Russen im Kaukasus Hilfe zu leisten, erlagen 6000 Mann elendiglich allen möglichen Krankheiten und möglichst schlechter Verpflegung.

Wie anders ist heute Alles seit der russischen Besitznahme geworden! Der türkische Barackenort Batum hat sich in eine russische Hafenstadt von europäischem Aussehen und mit allem Comfort des europäischen Lebens verwandelt und von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Häuserbauten und der Straßenanlagen. In einem gewissen Sinne ist es zu einem Port-Saïd an der Küste des Schwarzen Meeres geworden, wenn es auch kein Kanal sondern ein Schienenweg ist, der zwei Meere miteinander verbindet. Man muß denselben Platz vor fünfundzwanzig Jahren mit eigenen Augen gesehen haben, um das Wunder in seinem ganzen Umfange zu verstehen.

Der Hafen, eigentlich nur eine natürliche Bucht mit einer durch die Lage derselben geschützten Rhede, zeigt an der Landungsstelle das Bild eines bewegten Seemannslebens. Dampfer der großen Handelsnationen und breite Segelschiffe liegen nebeneinander in der Nähe der Landungsbrücke und des russischen Zollamtes. Gleich daneben befindet sich das Bahnhofsgebäude, und die Schienen der Eisenstraße laufen fast bis an das Meeresufer. Haus drängt sich an Haus in den wohl chaussirten

Straßen, viele davon im Style der modernsten Architektur. Die Läden, bald klein, bald groß, sind bis zu den Luxuswaaren hin mit Allem versehen, was der Kaufmann im Herzen Europas seinen Kunden zu bieten vermag. Pariser Waaren und Pariser Firmen verrathen die russische Neigung für die Erzeugnisse der französischen Industrie. Unter den baulichen Anlagen zeichnen sich die Gasthäuser und Restaurants, meist von Franzosen gehalten, durch ihre stattliche Höhe und Breite aus. Hôtel de l'Europe, Hôtel de France und Hôtel Impérial gehören zu den besuchtesten und die Bediensteten derselben finden sich in der Stunde der Ankunft der Schiffe und der Bahnzüge an Ort und Stelle ein, um verlegene Reisende aus der sprachlichen und geschäftlichen Noth zu befreien. Kirchen und Schulen nehmen ihren Platz im modernen Batum in vorderster Reihe ein. Die muhammedanische Moschee, in einem großen Sechseck mit Ziegelbedachung angelegt und mit Glasfenstern an jeder Wandseite versehen, hat das Aussehen eines christlichen Gotteshauses und nur die Anwesenheit des Halbmondes auf der Spitze des Gebäudes und des einsam daneben stehenden, schmucklosen, runden Minarets mit seiner hölzernen Gallerie — fast wie ein Leuchtthurm sieht das weißgetünchte Bauwerk aus — läßt auf den religiösen Charakter der hierin versammelten Gemeinde schließen. Die einst zahlreichen Gärten und Hecken im Innern der Stadt sind verschwunden, denn Grund und Boden nimmt an Werth zu und die Gärten sind nach den Außenwänden von Batum verwiesen, woselbst der ärmere, meist muslimische Theil der Bevölkerung in landesüblichen Holzhütten und Blockhäusern sein Heim aufgeschlagen hat und sich auf der knarrenden Araba auf der staubigen Landstraße oder auf schmalem Feldwege langsam vorwärts ziehen läßt.

Die waldreichen Höhenzüge, in etwa einstündiger Entfernung von der Stadt, bilden einen lieblichen Hintergrund und dienen

in der heißen sommerlichen Jahreszeit als Aufenthalt der russisch-europäischen Bevölkerung; denn die Kraft der Sonne ist an der Küste des Schwarzen Meeres gewaltig groß und eine drückende Wärme und Schwüle lagert auf den Sanddünen. Seitdem die russische Regierung die hinter der Stadt gelegenen Sümpfe und Moräste trocken legen ließ und durch Röhrenleitungen für gutes, trinkbares und unentgeltliches Quellwasser aus dem Gebirge sorgte, hat sich der Gesundheitszustand wesentlich verbessert und die berüchtigten Fieber fangen an, besonders in guter Jahreszeit, immer seltener zu werden. Daß trotzdem diese Geißel des Kaukasus bisweilen mit grausamer Schnelligkeit ihre Opfer fordert und dahinrafft, muß auch heute noch zugegeben werden. Der östreich-ungarische Vice-Consul und zugleich Agent des Lloyd, Herr Terenzio, ein bildschöner Mann mit einem wahren Christuskopfe, verlor in kurzer Zeit nacheinander eine liebenswürdige Gattin und seine vier Kinder. Das sind die Schattenseiten des Batumer Daseins, für die es keine Hilfe außer bei Gott und keinen menschlichen Trost giebt.

Die Mehrzahl der Bewohner der heutigen Stadt gehört der russischen Nation an, die in allen Schichten der Bevölkerung die vorherrschende ist und das neubildende Element im besten Sinne des Wortes darstellt. Denn selbst der blasseste Neid muß es mit vollständigster Anerkennung bestätigen, daß der Russe Außerordentliches in dem Bestreben leistet, wilde Völkerstämme zu zähmen, an Sitte und Ordnung zu gewöhnen und denselben den nothwendigen Respect vor dem Gesetze einzuflößen. Das Gefühl der Sicherheit der Person und des Eigenthums unter der starken Herrschaft des weisen Czaren entwickelt nebenher bei den zügellosesten Naturkindern ein gewisses Selbstbewußtsein und eine Art von Mannesstolz, der sich dem Fremden gegenüber nicht selten in unangenehmer Weise zur Geltung bringt.

Den Grundstock der einheimischen Bevölkerung von Batum

und Umgegend liefert der Volksstamm der Lasen, die sämmtlich Anhänger des Islam und seiner Lehre sind, als große Lügner sich in absonderlicher Weise auszeichnen und gefügige Unterthanen der russischen Regierung geworden sind, nachdem von 80,000 nach der Türkei ausgewanderten Unzufriedenen der größere Theil nach der Heimath der Väter zurückgekehrt war. Sie schickten sich willig in die neuen Verhältnisse, zahlten ihre Steuern, lieferten das aufgestellte Contingent für die Landesmiliz, obgleich ihnen anfänglich derartige Lasten nicht gefielen. Jeder arbeitet fleißig und ruhig, und zeigt der Gebirgssohn einen ungebührlichen Widerstand, so wird er durch einen derben Faustschlag sofort gebrochen.

Ihre Sprache ist noch gegenwärtig das Türkische, ihre Religion in früheren Zeiten die christliche, die der Islam zurückgedrängt hat. Manche alte Sitte haben sie aus der christlichen Epoche her in treuem Angedenken bewahrt. So färben sie noch heutzutage am Osterfeste die Eier bunt und genießen gegen das muhammedanische Gesetz eine Art von Wein, den sie aus Holzäpfeln herstellen. In zwei Meter hohen Krügen gießen sie Wasser auf dieselben und lassen das Ganze den Winter über ruhig stehen. Ihre Tracht ist vorwiegend ein heller oder dunkelbrauner Wollenstoff, aus dem die kurze Jacke und die Hosen, oben weit und unten eng, mit groben Stichen zusammengenäht wird. Ein sogenannter Baschlik aus gleichem Stoffe bedeckt das ganze Haupt und bietet einen genügenden Schutz gegen die schädlichen Einwirkungen der brennenden Sonne. Die Füße stecken in Sandalen. In dieser Verhüllung sehen die Lasen braunen Schornsteinfegern ähnlich. Die eingeborene Miliz, die sich meistens aus den jüngeren Leuten der nahe gelegenen Tschernawora recrutirt, trägt gleichfalls die landesübliche Tracht. der Baschlik ist turbanartig um den Kopf gewunden, und silber-

beschlagene Pistolen stecken in dem wollenen Leibgürtel. Ihre Musikbande ist eigenthümlich genug, denn sie besteht aus einem einzigen Trommelschläger, der sein dumpfes Instrument, auf der linken Schulter hängend, mit den Trommelstöcken bearbeitet, wobei eine Schaar auserwählter Sänger nach dem Trommeltacte melancholische Lieder in näselndem Tone absingt. Das Entzücken der Lasen daran erreicht regelmäßig einen Höhepunkt, der sich dem Auge durch die immer schneller und schneller werdende Bewegung der Beine offenbart, welcher schließlich in einen regelrechten Kosakentanz ausartet.

Das Leben und Treiben in Batum ist für den Fremden ein Gegenstand der höchsten Neugier, die allerwärts ihre volle Befriedigung findet. Die weiße Mütze des russischen Offiziers und Beamten, die grusinisch-tatarische Pelzmütze oder der Papach in allen Formen und Größen, der türkische Fez und der lasische Baschlik, der europäische Hut bis zum feinen Cylinder hin kennzeichnet wie die Flagge am Mast die Nationalität der bunten Menge, die sich in den Gassen und auf den Plätzen der Stadt, besonders nach dem Landungsplatze am Hafen zu, in geschäftlicher Eile bewegt. Steht auch hier und da eine bescheidene Bretterbude zwischen eleganten Steinhäusern, so weisen saubere Restaurants und Kaffeehäuser, Sodawasser-Buden und ambulante Stiefelwichser, Dienstmänner und Droschkenkutscher auf die eingeschlagene Richtung nach großstädtischem Wesen mit aller Kraft der Ueberzeugung hin.

Das türkische Batum ist verschwunden, das alte Haus des Kadi ist in eine europäische Consularwohnung verwandelt, das Gebäude des ehemaligen Pascha, in welchem ich im Jahre 1860 dem türkischen Gouverneur meinen Besuch abstattete, in das Hôtel de l'Europe aufgegangen, das elende türkische Fort unter den Wällen der modernen russischen Befestigungen begraben und die frühere todtenstille Bucht zu einem Freihafen

umgestaltet, dessen Schiffsverkehr von Jahr zu Jahr an Ausdehnung zunimmt. Selbst eine Hamburger Linie unterhält allmonatlich die Verbindung mit dem Port von Batum aufrecht. Daß nebenbei der Schmuggelhandel in vollster Blüthe steht, die importirten Waaren heimlich nach Tiflis befördert und die hohen Zolleinnahmen der Regierungskasse erheblich geschmälert werden, kann nicht in Erstaunen setzen, wenn man erzählen hört, daß ein Mauthbeamter mit einer Besoldung von 25 Rubeln Papier sich im Laufe der Jahre ein schönes Haus nach dem anderen im neuen Batum gegründet hat. Die Gepäckplackereien für den landenden Reisenden werden schneller überwunden als man voraussetzen dürfte. Das Aussehen und der gute Wille der Person helfen bald über die Schwierigkeiten hinweg und gefällige Lastträger nehmen Kisten und Koffer auf ihren breiten Rücken, um sie nach dem Bahnhofe neben dem russischen Zollgebäude zu befördern.

Der Schnellzug verläßt um acht Uhr Morgens den Bahnhof, um seine Fahrt nach Tiflis anzutreten. Die Waggons haben fast amerikanische Länge und Breite und bieten alle wünschenswerthe Bequemlichkeiten für die Tag- und Nachtfahrt. Etwa eine volle Stunde bleibt das blaue Meer in Sicht, denn der Schienenweg zieht sich die Küste entlang zwischen Schilf und Buschwerk hindurch, das aus feuchtem, morastischem Boden in üppigster Fülle emporschießt. Selbst die Maisfelder stehen unter Wasser, leuchten aber im Abglanze des saftigsten Grüns. Die schneebedeckten Kämme und Gletscherzüge des Kaukasus flimmern unter der blauen Himmelsdecke in wunderbarer Pracht und Herrlichkeit. Vor ihnen, im Lande Mingrelien, entzücken waldreiche Gebirge durch den Anblick des überreichen Pflanzenlebens in der Höhe und Tiefe. In der unmittelbaren Nähe des Bahnkörpers sind es riesige Farren, die ihre feingezeichneten hellgrünen Fächer in der Morgenluft wiegen und

wie lang ausgespannte Bänder die Wälder und Haine umschließen.

Die menschlichen Ansiedlungen, an welchen der Zug vorübersaust, haben den alten Charakter des mingrelischen Stilllebens treu bewahrt. Die Häuser gehören in die Klasse der Pfahlbauten und bewahren die eigenthümliche Construction des Blockhauses auf hölzernen Rosten bis in den persischen Gilan hinein. Das schräge Dach setzt sich nach allen Seiten oder wenigstens nach der Vorderfaçade schirmartig fort, auf hölzernen Stützen ruhend, die den Eindruck von Säulen hervorrufen. In der Vorhalle und in dem Umgange ist der Insasse des landesüblichen Baues vor den Wirkungen der brennenden Sonnenstrahlen geschützt und in der Lage, ohne Schirm bei den häufigen starken Regengüssen vor der Hausthür zu sitzen, um auf die feuchte Landschaft in der Umgebung mit morgenländischer Ruhe hinauszuschauen, dem unaufhörlichen Gequake der Frösche zu lauschen oder den im Koth sich wälzenden Schweinefamilien seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn der Kaukasus ist das Paradies der Säue und die Zucht dieses unsauberen, aber recht nützlichen Geschöpfes gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen der Mingrelier und Imeretier. Ein glaubwürdiger Gewährsmann, der bereits seit dreißig Jahren in diesen Gegenden ansässig ist, versicherte mich mit eigenen Augen es gesehen zu haben, wie ein georgischer Knäs oder Fürst ein Billet erster Klasse am Schalter eines Bahnhofes des Batum-Tiflis-Schienenweges löste und mit seiner Begleitung, aus vier zarten Ferkeln bestehend, lustig und guter Dinge in ein geöffnetes Coupé einstieg.

Neben den Blockhäusern sind es die luftigen, auf abgeschnittenen Baumstämmen oder auf vier hohen Holzpfählen ruhenden und breit überdachten Sommerwohnungen der Eingeborenen, welche die Neugierde des Reisenden fesseln. Auch diese er-

scheinen im persischen Gilan in erneuerter Auflage wieder. Es mag da oben in der kleinen, nach allen Seiten hin offenen Hütte recht luftig, kühl und angenehm sein, aber der Raum ist beengt und für Möbelstücke dürfte wohl kaum ein Platz zu finden sein.

Die Wege, welche die einzelnen Ortschaften miteinander verbinden, sind breit und gut angelegte Landstraßen, die Arabas mit ihren Ochsengespannen die Postwagen, auf welchen Vornehme und Geringe, selbst Offiziere mit ihren Damen nicht ausgeschlossen, in langsam abgemessenem Schritte der gehörnten Wiederkäuer nach ihrem Bestimmungsorte geschleift werden.

Die Locomotiven, mit wahren Klafterladungen von Holzkloben oder mit flüssigem Naphtha aus Baku geheizt, ächzen zur Höhe der Wasserscheide des Suram-Passes hinauf, welche das Hochland von Tiflis von den Gebieten am Ufer des Schwarzen Meeres trennt. Die Stationen wechseln nach kurzen Zwischenräumen und ein reger Menschenverkehr herrscht auf den kleinen Bahnhöfen, deren Restaurants der russischen Nationalküche immer noch alle Ehre machen. Kachetiner Wein und gebrannte Wässer dienen den Reisenden zur Befeuchtung der durstigen Kehle. Weintrauben und Feigen, Aepfel und Wallnüsse, künstlich an einfachen Holzstäbchen aufgezogen und daran befestigt, werden auf dem Perron von den Händlern feilgeboten. Die kleidsame Tscherkeska und der russische Militärmantel, das Ungethüm der Pelzmütze und die weiße Kopfbedeckung der russischen Beamten bilden das Hauptunterscheidungszeichen des Völkergemisches, das geht und kommt, aber sich angemessen zurückhält. Eine babylonische Sprachverwirrung scheint unter den Redenden zu herrschen. Das Russische und Georgische, auch in der Schrift in den Anzeigen, Wegweisern und Warnungstafeln vertreten, stehen an der Spitze der linguistisch-nationalen Eigenthümlichkeiten.

Die Schaffner, in altrussische Tracht gekleidet, wobei in erster Linie die hohen Lederstiefel nicht vergessen sind, versehen in aller Liebenswürdigkeit ihren Dienst, öffnen und schließen die Wagenthüren und helfen gern älteren Personen und dem zarten Geschlechte beim Ein- und Ausgang aus den rollenden Wohnungen.

Der Aufstieg zum höchsten Punkte auf dem Suram-Passe läßt durch seine landschaftlichen Schönheiten nur die angenehmsten Erinnerungen zurück. Der Blick auf Wald und Flur in der Höhe und in der Tiefe der wasserreichen Thäler, die Felsenwände zu beiden Seiten des einspurigen Schienenweges und die ausgedehnten Tunnels, in welchen der Zug dahindonnert, die wechselnde Beleuchtung der kaukasischen Gebirgszüge mit ihren Gletscherkegeln und Schneedecken, die rauschenden Bäche mit ihren schäumenden Kaskaden, Alles verräth eine schöne, üppige Natur, die durch die anziehendsten landschaftlichen Bilder das Auge unaufhörlich beschäftigt. Seinem Bau und seiner Lage nach ruft dieser Theil der transkaukasischen Bahn den Schienenweg über den Semmering in der Nähe von Wien in das Gedächtniß zurück. Die bewohnten Plateaus zu beiden Seiten der Eisenstraße lassen einen fruchtbaren und reichlich ausgenutzten Ackerboden erkennen. Die menschlichen Ansiedlungen bewahren den Charakter des Holzbaues. Die Steinhäuser dazwischen weisen auf reiche Besitzer hin.

Der Abstieg auf der letzten zwischen Gori und Tiflis gelegenen Strecke von siebzig Werst, auf welcher der Zug mit rasender Geschwindigkeit dahinbraust, läßt die bisherigen landschaftlichen Schönheiten und den wechselreichen Genuß zwischen Berg und Thal schmerzlich vermissen. Das Naturgemälde wirkt allmählich eintönig, der grüne Wald und die üppigwilde Vegetation auf den Geländen des Gebirges verschwindet mehr und mehr, die ebenen Flächen erweitern sich von Stunde zu Stunde und die ange-

zündeten Petroleumlampen in den Waggons tragen das Ihrige dazu bei, die Sehnsucht nach dem nächsten Reiseziele wach zu rufen. Nach einer dreizehnstündigen Fahrt ist Tiflis endlich erreicht und der Reisende tritt durch das geräumige Bahnhofsgebäude, um sich und seine fahrende Habe einem der bereitstehenden „Phaëtons“ zu übergeben. Hôtel de l'Europe! wird dem eingeborenen Kutscher mit lauter, deutlicher Stimme zugerufen und über Stock und Stein, in dichte Staubwolken gehüllt, rast das schnelle Gefährt der besten aller französisch-transkaukasischen Gostinitzas entgegen. In der Hauptstraße hemmen bisweilen bepackte Lastträger und der Tiflis-Tramway die beschleunigte Beförderung. Die Anlage der letzteren gehört mit zu den modernsten Errungenschaften der Hauptstadt Transkaukasiens. Die Pferdebahn durchzieht das Herz der Stadt und setzt ihre letzten Passagiere inmitten der deutschen Colonie in der Nähe des Vaux-Hall ab.

Ehe wir vom Portier und den befrackten Kellnern vor dem Eingange des Gasthauses empfangen und zu den bereit stehenden Gemächern geleitet werden, lassen wir noch einmal dem durchmessenen Schienenwege die ihm gebührende Gerechtigkeit zu theil werden, indem wir zugleich handelspolitische Betrachtungen an sein wichtiges Dasein knüpfen.

Die transkaukasische Eisenbahn, welche auf einer Länge von 844 Werst oder 900 Kilometern = 121,3 geographischen Meilen die beiden Hafenstädte Poti und Batum am Schwarzen Meere mit der Naphthastadt Baku am Kaspischen Meere verbindet, gewann seit dem Jahre ihrer Vollendung 1872 für den Weltverkehr Europas mit den transkaspischen Hinterländern und den nördlichen Theilen der iranischen Hochebenen die Bedeutung eines der wichtigsten Verkehrswege, welche die alte Karawanenstraße von Trapezunt aus, durch Kleinasien, nach Täbris und Teheran vollständig in den Hintergrund ver-

drängte. Sie vermittelte die schnelle und geregelte Verbindung zwischen Europa und den Bewohnern jener fernen Gegenden und öffnete dem Handel die Aussicht auf neue Absatzquellen zwischen dem Westen und dem Osten. Die transkaukasische Bahn, mit den Mitteln einer Privatgesellschaft erbaut und durch eine jährliche Subvention der russischen Regierung gehalten, sah sich in ihren Hoffnungen auf einen Gewinn durch den Transit-Waarentransport nicht getäuscht, denn seit ihrer Fertigstellung entwickelte sich ein reger Handelsverkehr, der nach Tiflis und über Baku nach dem persischen Gebiete seine Hauptrichtung nahm. Ein höherer Transit-Zoll bestand nicht, die Waaren gingen ungehindert vom Schwarzen nach dem Kaspischen Meere, um von Baku aus nach den persischen Häfen verladen zu werden oder auch um in umgekehrter Richtung ihren Weg nach den Hafenstädten des Schwarzen Meeres zu nehmen. Der plötzlich zunehmende Aufschwung des Handelsverkehrs auf der langen Eisenbahnlinie von Batum nach Baku mit dem Centrum Tiflis, die massenhafte Einfuhr europäischer Artikel in das Herz Transkaukasiens und auf der Transitstraße nach dem innerasiatischen Gebiete erschien der Moskauer Kaufmannschaft als eine drohende Gefahr für die russische Industrie und den russischen Handel nach außen hin. Um dieser zu begegnen, wurde im Jahre 1882 der Transit aufgehoben und die ankommenden Waaren fremdländischen Ursprungs mit hohen Eingangszöllen belegt. Es läßt sich schwer sagen, ob das starke Gegenmittel für die Hebung der russischen Industrie und des russischen Handels den gewünschten Erfolg gehabt hat, dagegen steht es fest, daß die Einnahmen der transkaukasischen Eisenbahn sich plötzlich um ein Erhebliches verringerten und die Actien kaum mehr eine Dividende abwarfen. Die ausländischen Exporteurs zogen es vor, ihre Waaren auf der alten kleinasiatisch-persischen Karawanenstraße

zu befördern, die zwar einen größeren Zeitverlust beansprucht, dafür aber billigere Frachtspesen in Ansatz bringt. Der meist so lebhafte Waarenverkehr hat infolgedessen auf der bezeichneten Linie Transkaukasiens so gut wie ganz aufgehört und nur die Petroleums-Züge, welche auf dem Landwege von Baku aus nach Poti und Batum ihre flüssige Waare nach den Häfen des Schwarzen Meeres überführen, bilden gegenwärtig das einzige bewegliche Handelsgut auf der bezeichneten Strecke. Man begreift deshalb den Widerstand gegen die geplante Anlage von Röhrenleitungen, durch welche nach amerikanischen Mustern das Petroleum von den Raffinerien in Baku aus bis nach Batum seinen Abfluß finden und seinen eigenen Transport besorgen würde. Die Frage ist in neuester Zeit vielfach erörtert worden und es scheint fast, als ob die Opposition zu Gunsten des Eisenbahntransportes den Sieg davon tragen wird. Daß die Einnahmen aus dem Personenverkehr, so lebhaft er besonders in gewissen Jahreszeiten auf der bezeichneten Strecke entwickelt ist, nicht ausreichen, um die Kosten der Eisenbahnverwaltung und des rollenden Materiales zu decken, liegt auf der Hand. Der europäisch-persische Beitrag ist im ganzen nur ein Bruchtheil dieses Verkehrs, und selbst dieser Bruchtheil wieder verringert durch die Zahl von Reisenden, welche die Dampfschiffverbindung auf dem Kaspischen Meere zwischen den Hafenplätzen Irans und der Stadt Astrachan, in der Nähe der Eisenbahnstation von Sarizin, zu ihrem Fortkommen benutzen.

Ueber den strategischen Werth der transkaukasischen Eisenbahn liegt mir jedes Urtheil fern, doch scheint es, daß ein bereits in Angriff genommener und vielleicht schon ausgeführter neuer Schienenweg zwischen der Küstenstadt Nowarassicask („Neurußland") am Schwarzen Meere und Petrowsk am Kaspischen Meere nach dieser Richtung hin eine viel höhere Be-

deutung gewinnen wird. Die Zukunftsbahn führt von „Neurußland", in der Nähe von Anapa, nach dem Schienenstrange zwischen Nowa-Tscherkask und Wladikawkas, am Fuße des Kasbek, und schließt sich der gleichfalls im Bau begriffenen Bahn zwischen dem letztgenannten Orte und der Stadt Petrowsk an.

Tiflis, im Thale der rauschenden Kura malerisch gelegen, hat auch den Fortschritten des modernen Zeitgeistes Rechnung tragen müssen, aber die Poesie des Daseins ist seit den letzten fünfundzwanzig Jahren aus ihren Mauern verschwunden. Als ich in den Jahren 1860 und 61 das Glück hatte in der Gostinitza Kawkas an der Quelle unverfälschten rothen Kachetiner aus Ziegenschläuchen zu trinken und in den längsten und dicksten Lederstiefeln durch den fußhohen Koth und Morast in den ungepflasterten Straßen und Gassen von Tiflis zu waten, als die Mehrzahl der Wohnhäuser mit ihren froschgrünen Dächern und breiten Altanen den halb orientalischen georgischen Baustyl zeigten und das europäisch-russische Haus wie eine Ausnahme von der allgemeinen Regel erschien, als schöne Frauen und holde Mädchen in ihren bunten Nationaltrachten in den Straßen lustwandelten und fröhliche Kriegsmänner in ihrer Tscherkeska, die tapfere Brust mit Orden und den Säbelknopf mit dem St. Anna-Kreuz geschmückt, im lustigen Vaux-Hall von Tiflis an den kleinen, dicht mit Flaschen besetzten Tischen im grünen Gebüsch saßen, der kühle Champagner in Strömen floß und die russischen Helden von ihren letzten Thaten im erbitterten Kampfe gegen die aufständischen Tscherkessen erzählten: da war die sonnig heitere Stadt an der rauschenden Kura ein Stelldichein der berühmtesten Namen und es wimmelte in ihren Gasthäusern von zugereisten Fremden des Auslandes. Schamil und seine Schaaren lebten damals in Aller Munde, ein längst vergessenes Ritterthum feierte in Tiflis seine Triumphe nach der Heimkehr „von der

Linie" und ein glanzvolles Hofleben verbreitete seine Strahlen weit über die Grenzen der Kura-Stadt hinaus. Auch der Dichter und der Maler nahmen an der allgemeinen Begeisterung theil und unseres deutschen Landsmannes und Kaukasuskämpfers Horschelt meisterhafte Zeichnungen und Bilder aus dem Kriegsleben bildeten den beliebtesten Gegenstand des Tagesgespräches. Die Kampflust hatte Jedermann angesteckt, die Siege der russischen Krieger einen unbeschreiblichen Jubel hervorgerufen und selbst georgische Prinzessinnen flochten dem tapferen Soldaten blumenreiche duftige Kränze.

Das Alles ist heutzutage längst verflogen. An die Stelle der poetischen Stimmung ist die nüchternste Prosa getreten, denn Tiflis ist zu einer stillen, ruhigen Stadt geworden. Die malerischen Trachten sind aus ihren Straßen verschwunden und die Häuser in langweilige Miethskasernen nach europäischem Muster verwandelt. Nur die Alten haben die Erinnerungen an das vergangene fröhliche Tiflis bewahrt und ihre Augen leuchten in wilder Lust auf, wenn die Rede auf die Zeit der Tscherkessenkämpfe kommt. Selbst den älteren Frauen scheint das Gedächtniß an die Blüthezeit ihrer Jugend noch am Herzen zu liegen, denn sie allein sind es, welche auch heute noch in der malerischen grusinischen Damentracht langsamen Schrittes durch die Straßen ziehen, während das junge Volk verächtlich darüber die Nase rümpft und im Pariser Modekleide steif einherstolzirt. Die nationalen Eigenthümlichkeiten haben sich noch am meisten bei der ärmeren Klasse der grusinischen Bevölkerung sowie bei den Dienern erhalten, denn nach wie vor tragen sie ihren Papach und ihre landesüblichen dunkel- und hellfarbigen Kostüme zur Schau.

An dem jenseitigen steilen Ufer der Kura und an den nahen Bergwänden hängen noch jetzt, wie früher, die menschlichen Vogelbauer, — kaum anders kann man die gitterreichen, dicht bewohnten Holzkästen nennen, — in welchen Perser, Tataren

und sonstige Nationalitäten muhammedanischen Glaubens ihre Sitze aufgeschlagen haben. Dem Künstler bieten sie den reichsten Stoff für das Studium der malerischen Wirkung der orientalischen Welt, dem Sprachforscher und Ethnographen für seine gelehrten Untersuchungen, dem gewöhnlichen Reisenden für seine unbegrenzte Neugierde, den Schmutz menschlicher Wohnstätten näher kennen zu lernen.

In den Bazaren und Läden der Stadt, in welchen in erster Linie Armenier und Juden, demnächst Franzosen und Perser ihre kaufmännischen Geschäfte betreiben, weisen die ausgelegten Waaren auf eine halb europäische, halb asiatische Geschmacksrichtung des Kunsthandwerks hin. Sie offenbart sich am sichtlichsten in den ausgestellten Waffen, in den Gold- und Silberarbeiten, in den schöngemusterten Teppichen, Decken und Thürvorhängen und in buntfarbigen Luxusgeweben mit durchzogenen Gold- und Silberfäden. Die asiatische Kunstfertigkeit wird meist von Armeniern und Persern ausgeübt. Der eingeborene Georgier oder Grusiner ist weniger dazu geneigt, desto lieber trinkt und prügelt er, verbraucht sein Geld und vergißt regelmäßig das Zahlen seiner Schulden. Er ist russischer als der Russe gesinnt, daher von diesem mit Wohlwollen behandelt und vor allen übrigen Insassen des völkerreichen Kaukasus bevorzugt.

Die deutsche Colonie, von ausgewanderten Würtembergern in der Nähe von Tiflis gegründet, erfreut sich auch heute noch eines gewissen Wohlstandes, dem ihre russische Unterthanenschaft eine gewisse Stütze verleiht. Das übrige Deutschthum ist dagegen in den Hintergrund geschoben und in ewigem Kampfe mit den russischen Localbeamten, leicht erklärlich durch ihre hartnäckige Weigerung, dem Beispiele der Würtemberger zu folgen.

Unter den zahlreichen Deutschen, welche Tiflis bewohnen und hohe Stellungen im Dienste der Regierung bekleiden, nimmt mein jovialer Freund Dr. Radde, allgemein rühmlichst bekannt

durch seine ethnographischen, zoologischen, botanischen und geologischen Studien des Kaukasus und der transkaspischen Gebiete des inneren Asiens, einen hervorragenden Platz ein. Das gastfreundschaftliche Haus des alten Danzigers ist der Sammelplatz der Reisenden ohne Unterschied der Nation, und die lebhafte Unterhaltung des Wirthes eine Quelle reichster Belehrungen auf allen Gebieten seines ausgedehnten Wissens. Er ist zugleich der Stifter des ethnographisch-zoologischen Museums in Tiflis, das er mit unsäglichen Schwierigkeiten von kleinen Anfängen zu einem stattlichen und mehr als blos sehenswerthen Institute erhoben hat. Die Wandgemälde im Treppenhause, die nach seinen Entwürfen ausgeführt sind, lassen selbst den künstlerischen Geschmack des Directors im hellsten Lichte erscheinen. Ein Freund der Thierwelt, besonders der Vögel, pflegt er in den Drahtgehegen eines an das Haus anstoßenden Gärtchens seine gefiederten Lieblinge: lebende Geier, Adler, Falken, Karmorane, Fasane und Raben, und die Vögel scheinen ihn zu kennen, denn sie begrüßen seine jedesmalige Ankunft mit munterem Flügelschlag und lautem Gekrächze. Ich verdanke seinen zoologischen Gesprächen die interessante Mittheilung, daß im Innern des transkaukasischen Landes der Bos Urus in ganzen Heerden sich in wildem Zustande vorfindet. Ein ausgestopftes stattliches Exemplar besitzt das Museum.

Die glänzende Hofhaltung der russischen Großfürsten und des Prinzen Variatinsky, welche Tiflis zur Residenz von Vice-Königen erhoben hatten, ist seit dem Verschwinden des tscherkessischen Gegners verblichen. Denn kein Tscherkesse ist heutigen Tages im ganzen Kaukasus mehr zu sehen, seitdem in dem Jahre 1864 auch die letzten den Boden ihrer Väter und ihre Berge verlassen haben. Zu stolz und freiheitsliebend, um sich den Russen, Engländern oder einer anderen Macht zu unterwerfen, zogen sie mit Weib und Kind in der Gesammtzahl von anderthalb Millionen Seelen meerwärts nach Kleinasien, sodaß

gegenwärtig ihre Heimath menschenleer und bis auf die Sprache hin ausgestorben ist. Türkische Dampfer führten damals die eng zusammengepferchte Menge nach der Fremde, wobei der Typhus, die Pocken und andere Krankheiten fürchterliche Verheerungen auf der Ueberfahrt anrichteten. Viele zogen den Tod dem Verluste ihrer Heimath vor und stürzten sich freiwillig kopfüber in die See. Im letzten russisch-türkischen Kriege wütheten die angeworbenen Tscherkessen wie die wildesten Barbaren gegen die russischen Erbfeinde, die ihrerseits sich genöthigt sahen sie aufzuknüpfen, wo man sie fand. Der Kaukasus und seine Bewohner, die Kämpfe der Russen gegen die Tscherkessen und die politische Geschichte jener Zeit liegen in einem umfangreichen Prachtwerke vor, das auf Veranlassung und auf Kosten der russischen Regierung, leider nur in russischer Sprache, veröffentlicht wird, bereits bis zum zehnten Foliobande vorgeschritten ist und den verdienten russischen Staatsrath Berger in Tiflis zum Verfasser hat. Es ist zugleich die einzige, durch Abbildungen illustrirte Quelle für die Geschichte der Tscherkessen bis zu ihrer Auswanderung hin.

Ein General-Gouverneur, gegenwärtig der Fürst Dondukow-Korsakow, steht an der Spitze der Militär- und Civilverwaltung. Es ist ein besonderes Verdienst des Fürsten durch häufige Reisen nach allen Theilen der kaukasischen Provinz an Ort und Stelle sich persönlich von den Zuständen zu unterrichten, um alle Weitläufigkeiten und Mißverständnisse infolge schriftlicher Berichte zu vermeiden.

Wer nach dem Lande der Sonne den Weg zurücklegen will, darf nicht versäumen in den Läden und Bazaren von Tiflis seine Reiseausrüstung zu vervollständigen und mit weiser Auswahl vergessene Gegenstände zu erhandeln. Auf dem Wege von Enseli nach Teheran finden sich keine Gasthäuser, in welchen des ankommenden müden Wanderers ein reinliches Bett

zum Schlafen und ein sauber gedeckter Tisch zur Atzung und ein freundlicher Wirth wartet, sondern bis zum Kopfkissen und dem letzten Kochtopf hin muß der vorsichtige Reisende Alles mitbringen, was ihm selbst das bescheidenste Hôtel in Europa zu bieten vermag. Der harte, staubige Fußboden des persischen Tschaparchane wird anderen Falls sein Bett, der Sattel sein Kissen und sein Stuhl sein und seine Nahrung aus dünnem Fladenbrot, harten Eiern, noch härteren Hühnern und aus warmen Thee bestehen, was Alles nur nach langen Unterhandlungen geliefert werden wird, wobei die klingende Vergeltung beim gegenseitigen Scheiden nur selten den Erwartungen des persischen postalischen Gastfreundes entspricht.

Der wiederum nur einspurige Schienenweg, welcher vom absterbenden Tiflis nach der Jungstadt Baku gelegt und erst in den letzten Jahren vollendet worden ist, führt durch eine breite, zwischen dem Kaukasus und dem Antikaukasus gelegene Ebene. Zur Linken erheben sich die dunklen, scharf gezeichneten gletscherreichen Massen der Gebirgslandschaft Daghestan, nach Westen hin überragt von dem majestätischen Schneekopf des Kasbeg. Die Beleuchtung ist von zauberischer Wirkung. Vom glühendsten Rubinroth bis zum leuchtenden Blau des Saphir schimmern und funkeln die gewaltigen Schneedecken im Lichte der auf- oder untergehenden Sonne. Zur Rechten strecken sich die östlichen Gebiete Georgiens aus. Auf beiden Seiten bewohnen Tataren das traurigste Steppenland. Die pilzförmige Pelzmütze bedeckt ihr Haupt und fast die Hälfte des struppigbärtigen Gesichtes verschwindet unter der landesüblichen Kopfbedachung. Erst in der Nähe von Baku tritt das tatarische Element zurück und der iranische Stamm macht sein Heimathsrecht an den Ufern des Kaspischen Meeres geltend.

Von der Höhe des Eisenbahndammes aus, auf welchem der Zug von Tiflis aus seine Fahrt gen Osten antritt, umfaßt das

Auge zum letzten Male das hübsche Panorama der tief unten im Kurathale liegenden Stadt. Der Fluß wälzt seine bräunlichen Fluthen mitten durch die alte Königsresidenz der georgischen Fürsten und eine lange Steinbrücke verbindet die beiden Stadtseiten. Das Häusermeer zu unseren Füßen mit seinen Kirchenkuppeln und Moscheen-Minarets erglänzt im Schimmer der grünen und rothen Dächer. Am gegenüberliegenden Ufer der Kura hängen die grauen menschlichen Vogelbauer der persisch-georgischen Bevölkerung an der steilen Hügelwand, dahinter steigt der kahle, todte Berg mit seiner verfallenen Festung aus den Zeiten des Mittelalters zum Morgenhimmel empor. Sein Anblick erinnert an die Lage und die Farbentöne des Mokkatam-Höhenzuges, welcher die unter ihm liegende Chalifenstadt Kairo am rechten Ufer des Niles beherrscht.

Solange der Schienenstrang seine Linie in der Nähe der Kura zieht, faßt grünes Buschwerk ihre unsichtbaren Ufer ein und menschliche Ansiedlungen erscheinen hier und da auf dem Boden der wenig fruchtbaren Erde. Je weiter nach Osten, je mehr nimmt die Ebene den Charakter der Steppe an und man glaubt sich nach dem Jordanthale im Norden des Todten Meeres versetzt. Die europäische Cultur scheint nur die Ränder der Eisenstraße beleckt zu haben. Die kleinen Bahnhöfe, welche die einzelnen Stationen zwischen Tiflis und Baku bilden, sind aus rothen Ziegelsteinen in musterhafter Arbeit ausgeführt. Die bisherigen Vorzüge der russischen Verpflegung in den Restaurants treten von Station zu Station in bedenklicher Weise zurück, doch reicht das Gebotene vollkommen aus, um Hunger und Durst in der öden Tatarensteppe zu stillen. Die asiatische Hitze in der warmen Jahreszeit ist eine unvermeidliche Reisebeigabe. Am 1. October 1884 zeigte das Thermometer um 10 Uhr Vormittags in der Sonne + 28°, im schattigen Waggon

$+ 17^0$. Von Stunde zu Stunde mehrte sich der eindringende Staub und auf den Lederkissen der Sitze vermochte der Finger die schönste Staubschrift zu ziehen. Zu dieser Plage gesellt sich der abscheulichste Gestank, der aus den geöffneten Fenstern in das Innere hineinduftet, denn die Kessel der Locomotiven werden mit Petroleum geheizt und bekanntlich verbreitet der flüssige Brennstoff dieses Namens keinesweges einen angenehmen Geruch, selbst nicht an den Quellen seiner Herkunft. Die Aussicht ins Freie ist die denkbar trübseligste. Dörfer und Städte werden durch einsame Lehmhütten und Holzbaracken ersetzt. Hier und da weiden Pferde, Esel, Büffel, Rinder und Kameele das magere Steppengras ab. Die Hunde sind stark und schön, aber bissig wie der Tatar, der zerlumpt und zerrissen Bahnwärterdienste versieht. Er ist ein gläubiger Anhänger des Propheten. In den für das Gebet vorgeschriebenen Tageszeiten wäscht er Gesicht und Hände mit dem Sande der Steppe, wendet aufrecht stehend das Angesicht nach der Richtung der Kible, erhebt Arme und Hände in andachtsvoller Stimmung, kniet auf den Boden nieder, berührt mit der Stirne die Erde und murmelt leise das Gebet des Fatha, des muhammedanischen Vaterunsers, vor sich hin. Auf den kleinen Bahnhöfen erwarten lange Reihen eiserner Petroleumswagen den ankommenden Passagierzug, um ihre Reise nach Tiflis und Batum fortsetzen zu können.

Nach siebzehnstündiger Fahrt macht der Schienenweg eine Biegung von Ost nach Nord und ein frischer, kühler Luftstrom zieht durch das offene Fenster ein. Ein schmaler blauer Streifen erhebt sich rechter Hand über dem gelben Sande der Steppe, kaum eine Viertel-Wegstunde von dem Bahnkörper entfernt. Thalatta, Thalatta! Es ist der ruhige Spiegel des Kaspischen Meeres, der plötzlich das Auge erfreut. Wie eine hellblaue Wand begrenzt er den äußersten Rand der Steppe

und bleibt der getreue Begleiter des Reisenden fast bis zur Ankunft in Baku.

Das längst erwartete Ziel der ermüdenden Fahrt scheint nicht mehr fern zu sein und die Ungeduld wächst von Minute zu Minute. Eine hohe Bergkette nordwärts gewinnt immer schärfere Umrisse. Sie bildet den östlichsten Ausläufer des langgestreckten Kaukasus-Riesen, der am östlichsten Punkte seiner Lage den Fuß am Vorgebirge Apscheron in das blaue Meer taucht. Tiefe Wadi, von der dörrenden Sonne trocken gelegt, das Bett zerborsten und zerspalten, der beliebte Aufenthalt giftiger Schlangen, ziehen sich bis zum Meeresstrande fort. Sie zeigen den Weg an, welchen nach großen Regengüssen die ablaufenden Bergwasser zu nehmen pflegen. Und die Steppe ist für den Wassersegen nicht unempfindlich, denn elendes Gestrüpp faßt die Ränder der Wadi mit einem schmutziggrünen Bande ein.

In diesen einsamen Gegenden empfindet der reisende Europäer mehr als irgendwo in der Welt die Wohlthat der schnellen Beförderung mit Hilfe des dampfenden Feuerrosses und loderte selbst die Petroleumsflamme in seinem eisernen Herzen. Jeder Aufenthalt, jede Störung der regelmäßigen Fortbewegung erzeugt deshalb das unbehaglichste Gefühl. So geschah es bei meiner Hinfahrt nach dem Lande der Rosen und Nachtigallen. Nur noch zehn Werst, die Kleinigkeit von zehn und einem halben Kilometer, trennten uns von der heißersehnten Bakustadt, als der Zug plötzlich langsamer ging und schließlich mitten in der Sandwüste gegen fünf Uhr Nachmittags wie festgenagelt stillstand. Eine Röhre war an der Maschine geplatzt und guter Rath infolge dessen theuer. Europäer, Armenier, Perser und Tataren verließen ihre Wagenklassen, beschauten mit bedenklicher Miene das Feuerroß und die geplatzte Eisenader an seinem Bauche und suchten durch einen Spaziergang im hellen Sande nach dem Meeresufer zu ihre gedrückte Stimmung zu verscheuchen.

Ein Passagier im Kaftan führt sein Gewehr mit sich und beginnt nach Herzenslust eine Jagd zu eröffnen und auf die Vögel unter der sonnigen Himmelsdecke zu schießen. Inzwischen läuft ein Tatar in angemessenem Tempo den Bahnkörper entlang, um die nächste Telegraphenstation zu erreichen und eine brauchbare Locomotive für die Schlußbeförderung der Passagiere citissime zu bestellen. Weshalb der Eilbote zu seinem Geschäfte eine schwere Schaufel in der rechten und eine leichte Trompete in der linken Hand trug, ist mir bis zur heutigen Stunde ein Räthsel geblieben. Vielleicht daß beide die Abzeichen seiner besonderen Würde im Eisenbahndienst bildeten. Die Zeit verstreicht nur langsam und die ungeduldigen Reisenden fangen bereits an die Minuten auf der Uhr zu zählen. Die untergehende Sonne läßt die dunklen Schatten der Kuppen und Ränder des kahlen Gebirgszuges vor uns im Norden in schärfster Begrenzung erkennen. Sie zeigen das Bild plötzlich versteinerter Wellen auf einem sturmerregten Meere. Ein aufregender Zwischenfall verscheucht eine Zeit lang die herrschende allgemeine Langeweile. Fünf Ochsengespanne, die schwerfälligen Araba mit großen duftigriechenden Melonen beladen, ziehen quer durch die Steppe dem haltenden Zuge entgegen. Die Insassen der verschiedenen Wagenklassen, insoweit sie der einheimischen Welt angehören, stürzen sich mit wahrer Begeisterung auf die Karren, prüfen und wägen jede einzelne der aufgespeicherten Melonen, die im Durchschnitt zu zehn Kopeken das Stück von den tatarischen Bauern verhandelt werden und in kürzester Zeit sind sämmtliche Gefährte ihres Inhaltes beraubt.

Es war gegen sieben Uhr Abends als ein langgedehntes Pfeifen aus der Ferne die Ankunft einer neuen Locomotive anzeigte. Die Sonne ging eben zu Rüste und goß über die gelben Sandflächen der Steppe einen wundervollen Purpur-

schein aus. Auf den fernen schneebedeckten Kämmen des Kaukasus glühten die höchsten Spitzen und Bergkegel im Zauberlichte eines Feuermeeres. Allmählich verlosch das glitzernde Leuchten, ein sanfter Rosenschimmer trat an seine Stelle ein, wieder verdrängte ein mattvioletter Farbenspiegel den Rosenglanz, der in ein abgetöntes Blau überging, um sich zum Schlusse in ein düsteres, tiefes Grau aufzulösen. Die Nacht war plötzlich hereingebrochen, das matte Licht des aufgehenden Vollmondes warf seinen blassen Schein auf die Erde und überzog die todte Steppe mit einem weißlich schimmernden Leichentuche.

Ein Ruck, der alle Wagen des Zuges erschütterte, gab den fühlbaren Beweis, daß eine neue Locomotive sich an der Spitze des Zuges befand, dazu ein schriller Pfiff, der über die Steppe dahinschallt, und wir haben endlich Hoffnung das langersehnte Reiseziel Baku zu erreichen.

Die einbrechende Nacht ist trotz des Vollmondscheines wenig geeignet zu genaueren Studien der Oberwelt, unter welcher in den unterirdischen Höllenküchen die Mutter Natur das flüssige Naphtha braut. Im Hintergrunde zeichnen sich dunkle Bergmassen von dem Nachthimmel ab. Wie flüssiges Gold ruht es auf den Kämmen der zerklüfteten Felsenrücken. Es ist der Abglanz der keuschen Diana, der das todte Gestein zu beleben scheint. Der abscheulichste Petroleumsgeruch erfüllt die frische Abendluft, dunkelrothe Feuerflammen steigen aus hohen Schloten zum Nachthimmel hinauf und beleuchten die geschwärzten Dächer und Terrassen mächtiger Fabrikgebäude, in denen Tag und Nacht die braunen Ströme des flüssigen Bergöles einer Klärung und Reinigung unterzogen werden. Wir befinden uns im Angesicht der sogenannten „Schwarzen Stadt“. Noch eine kleine Viertelstunde und der Zug steht im Bahnhofe von Baku.



Von Baku nach Enseli.

Das stattliche Gebäude, in farbenreichem maurischen Style ausgeführt und durch Petroleumslampen erleuchtet, überrascht durch sein gefälliges heiteres Aussehen. Der persische Kutscher auf seinem russischen Phaëton harrt schon seit langer Zeit der verspäteten Ankunft des Reisenden, der sich und sein Gepäck so gut es geht in dem engen Raume des offenen Gefährtes unterbringt und den Weg stadtwärts nach einem der besseren Gasthäuser des Ortes einschlagen läßt. Die erste Fahrstrecke ist holprig, uneben und staubig. Elende Häuser und angefangene Bauten fliegen an den Seiten von Zukunftsstraßen vorüber. Der Naphthageruch scheint selbst aus dem ungepflasterten Boden der Gassen in die Nase zu dringen. Bald nehmen fortlaufende Straßen und Plätze ein städtisches Aussehen an, meist einstöckige Häuser mit flachen Dächern zeigen den Baustyl der russischen Geschmacksrichtung, Petroleumslaternen vertreten die Stelle der Gasbeleuchtung. Im Herzen der Stadt herrscht noch ein gewisses Leben, denn die Läden sind geöffnet und in den Restaurants scheint eine laute Fröhlichkeit an der Abendordnung zu sein.

Unmittelbar an dem Gestade des Kaspischen Meeres gelegen, nimmt Baku oder, nach persischer Aussprache, Baki und die nächste Umgebung den Theil südlich von der Halbinsel Apscheron ein, die sich in einem Halbmondbogen nach Osten hin in das Meer hineinstreckt und einen natürlichen und großen geschützten Hafen bildet. Noch vor dreißig Jahren war der Ort fast nur von Persern und Tataren bewohnt, deren Hütten, überragt von Moscheenkuppeln und schlanken Minarets, vom Meeresufer nach den nahegelegenen Hügeln hinaufstiegen. Vier oder fünf europäisch gebaute Häuser waren damals die einzigen architektonischen Merkwürdigkeiten, darunter das des deutschen Arztes und Apothekers. Nur die heiligen Feuer von Baku hatten der Gegend einen gewissen Weltruf verliehen, wenn auch die Neugierde nur wenige Reisende veranlaßte den langen und beschwerlichen Weg nach dem Kaspischen Meere zurückzulegen, um die leuchtenden Flammen und die indischen „Geber“ oder Feueranbeter, ausgedörrte lebende menschliche Mumien, an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen.

Ehemals unter persischer Herrschaft stehend und in der Gewalt einheimischer Chans, wurde Baku nebst Derbend im Jahre 1723 von Peter dem Großen erobert und dem Reiche des weißen Czaren einverleibt. Später wieder den Russen entzogen, kam es seit 1806 in den russischen Besitz zurück. Bereits im Jahre 1860 ließ die Regierung die Naphthaquellen ausbeuten, die unzureichenden technischen Hilfsmittel ergaben indes kein günstiges Resultat, bis endlich, vom Jahre 1873 an, Privatpersonen, an ihrer Spitze die Gebrüder Nobel in Petersburg, den Betrieb der Quellen übernahmen und Baku zu einem Stapelplatz des lebhaftesten Handelsverkehrs erhoben. Die alte Perserstadt mußte sich den zahlreichen christlichen Einwanderungen gegenüber vom Meeresufer zurückziehen, denn ganze Viertel europäischer Häusermassen drängten sich nach dem steinernen

Quai am Hafen von Baku, der Hauptpromenade der jetzigen Bewohner, und nur Bala-Hissar, das alte „Oberschloß“, die Moschee und die festungsartigen Bauten der vergangenen Chans bildeten mit ihren vom Alter gedunkelten Wandseiten und Mauern das weit sichtbare Wahrzeichen der muslimischen Vergangenheit seit mehr als 450 Jahren.

Von der Ferne aus gesehen, sei es vom Meere oder von den erhöhten Punkten in der Umgebung aus, zeigt Baku den Anblick einer halb europäischen, halb orientalischen Stadt. Ein dunkler Hüttenkranz, zieht sich der Orient um den hellen Occident mit seinen weißschimmernden Häusern und blinkenden Fensterreihen. Nach Norden hin ruht wie ein langgestreckter, schwarzer Sack eine niedrige Wolke auf einer Masse schwer erkennbarer Gebäude. Sie schwebt über der „Schwarzen Stadt“, in welcher das bräunliche, dickflüssige Naphtha in den Raffinerien in klares flüssiges Petroleum umgewandelt wird.

Wenn auch der Anblick des blauen Meeres, dessen Wellen die Ufer der Baku-Gegend mit hartem Anschlag bespülen, der Landschaft und der Stadt einen gewissen Reiz verleiht: so fehlt ihnen dennoch der Hauptschmuck, mit welchem die gütige Natur der mütterlichen Erde ihre wahre Schönheit verleiht, das frische Grün der Wiesen und Felder, der Farbenglanz blumenreicher Gärten und die dunkle Blätterpracht schattiger Wälder. Wenn im Norden und Süden von Baku, fast bis zur Meeresküste hin, der Wald sich über dem Walde erhebt und vom niedrigen Hügellande aus bis zu den höchsten Terrassen der Gebirgsketten im Hintergrunde emporsteigt, wenn eine üppige Pflanzenwelt sich über dem saftigen Untergrund der benachbarten Gebiete wie ein langer smaragdfarbiger Teppich ausbreitet, wenn das nahe gelegene Schamacha geradezu wie ein irdisches Paradies erscheint, so entbehrt das russische Oelheim und seine nächste Umgebung dieses herrlichsten Geschenkes der Natur, denn ihr steiniger Boden,

soweit das Auge zu reichen vermag, zeigt keine Spur von Erde und die Blumenwelt kennt man nur in den irdenen Töpfen. Der kleine Garten des sogenannten Gradina-Parkes, in der Nähe des Quais und am Fuße der alten Festungsmauer aus den Zeiten der Chans, ist die einzige Stelle, an welcher die Bevölkerung sich des Anblicks einiger grüner Bäume und bunter Blumenbeete erfreut. Aber die Erde des Gartens mußte aus Lenkoran zu Schiffe nach Baku herbeigeschafft werden, ehe man daran denken konnte Bäume und Sträucher zu pflanzen, welche trotzalledem nur mit Mühe und Noth in ihrem Wachsthum befördert werden können. Selbst das Wasser ist in Baku sehr spärlich vorhanden und vor dem Genusse schaudert der eingewanderte Europäer zurück. Es erklärt sich daraus, daß zur Löschung des Staubes, den häufige Windstöße aufzuwirbeln pflegen, die öffentliche Straßenbesprengung nicht mit Hilfe von Wasser, sondern von flüssigem Naphtha vollzogen wird. Erhält auch der Boden hierdurch mit der Zeit eine Art von Asphaltüberzug, so ist andrerseits der Geruch, welchen die weiche Masse bei den herrschenden hohen Hitzegraden aushaucht, geradezu abscheulich. Die Langeweile und das Gefühl der einsamen Verlassenheit, welche auf den Gesichtern der europäischen Bewohner Bakus ruht, an ihrer Spitze die russischen Militär- und Civilbeamten, erklärt sich hinreichend durch den Mangel an Allem — nur Photogen und Naphtha ausgeschlossen — was auch nur den einfachsten Lebensgenuß zu bereiten vermag. Die einheimische muhammedanische Bevölkerung, in erster Reihe der verschmitzte, lügenhafte und betrügerische persische Stamm, zeichnet sich außerdem durch wenig angenehme Eigenschaften aus und selbst der russische oder ausländische Insasse muß auf seiner Hut sein, um sich vor Angriffen und Todtschlag zu schützen. Kluge Leute stellen sich deshalb nicht gern ans Fenster, um nicht angeschossen zu werden. Mit Messer und Dolch unter dem Rocke bewaffnet,

raubt und plündert der Eingeborene in abendlicher und nächtlicher Zeit und ahnt jedes Schimpfwort durch einen schnellen Messerstich. Selbst die Polizei wagt es nicht mit allzugroßer Strenge gegen die Uebelthäter einzuschreiten, da jeder Einzelne die blutige Rache des Bestraften fürchtet. Während meiner Anwesenheit in Baku wurde auf offener Straße beim hellen Mondschein in abendlicher Zeit ein Spaziergänger erstochen und kurz vorher ein Polizei-Hauptmann von zwei Muhammedanern überfallen, von denen der Eine einen geladenen Revolver auf ihn abfeuerte, der Andere ihm einen Dolch in die Brust stieß.

Die Tracht der Perser in Baku weicht wenig von der in ihrem Heimathslande gebräuchlichen, ab. Die schwarze Pelzmütze des Kulah, ein hellfarbiger, meist grüner oder blauer Rock, ein kurzer, faltenreicher Ueberrock, dessen Aermel wie lange Schwänze oft bis zu den Knieen herabfallen, Beinkleider von russischem Zuschnitt und bunte wollene Socken, die in winzig kleinen Pantoffeln stecken, bilden die Hauptstücke ihrer Bekleidung. Die in der Stadt zerstreuten Buden, Theehäuser und Badestuben der Perser, meist mit bunten, grob ausgeführten Wandbildern geschmückt, geben einen Vorgeschmack von dem, was den Reisenden später im Lande der Sonne erwartet. Die Iranier, denen die russische Unterthanenschaft einen eigenthümlichen Dünkel und Hochmuth verliehen hat, tragen in Baku die schlimmsten Seiten ihres Charakters zur Schau und bilden einen auffallenden Gegensatz zu ihren unter der Herrschaft des Königs der Könige in Persien lebenden Landsleuten. Sie sprechen das Russische, Persische und Türkische mit großer Geläufigkeit und gewinnen als Kaufleute, Geldwechsler, Schiffer, Arbeiter, Lastträger und Kutscher ihren Lebensunterhalt. Bei den öffentlichen Volksfesten und Belustigungen treten die persischen Gewohnheiten und Spiele überall in den Vordergrund. Die iranischen Pehlewane oder Ringer, die Kämpfe fettschwänziger Widder, die Tänze weiblich

gekleideter Knaben zweideutigsten Rufes, die musikalischen Leistungen erinnerten an die echtpersischen Vorbilder. Verliert ein Mitspielender in der Hitze des Gefechtes seine Pelzmütze, so offenbart sich auch in seiner Haartracht das verwandtschaftliche Geheimniß der persischen Coiffure. Ein breiter Querstreifen, mit dem Scheermesser säuberlich rasirt, zieht sich von der Stirn bis zum Nacken wie eine spiegelglatte Landstraße entlang, welche auf beiden Seiten die Wälder des röthlich gefärbten Haupthaares beschatten. Den Haarwuchs hinter den beiden Ohren läßt man nach Persersitte länger gedeihen, um jene beiden Hinterlocken zu erzeugen, welche von Alt und Jung als ein nothwendiger Schmuck des iranischen Occiput angesehen und mit höchster Sorgfalt gepflegt werden. Nur die Tanzbuben verschmähen es der allgemeinen Sitte zu folgen, da sie wie die Weiber das ganze Haar wachsen lassen und mähnenartig oder Locken tragen.

Selbst die russischen und armenischen Bewohner der Stadt Baku finden an diesen persischen Spielen ein gewisses Vergnügen und die Tombola — oder wie man hier zu Lande sagt, die Lotterie „Allegri“ — im Garten von Gradina würde sie nicht abhalten, sich als Zuschauer bei den persischen Spielen einzustellen.

Die Besichtigung der Wunder der eigentlichen Stadt Baku ist bald abgethan. Die persische Citadelle und der Hafen bilden die einzig bemerkenswerthen Ziele des neugierigen Reisenden, welcher genöthigt ist seine Zeit angemessen auszufüllen, um die fast regelmäßige Verspätung des fälligen Dampfers abzuwarten, der ihn über die wogenden Fluthen des Kaspi nach dem Lande der Sonne tragen soll.

Das vergangene Baku war im Mittelalter eine starke persische Kal'a oder Festung, in deren Mitte sich das Schloß des Chans und die zugehörigen Baulichkeiten befanden, Alles

aus behauenen Quadersteinen ausgeführt und mit musterhaften Verzierungen echt persischen Styles in reicher, ausgewählter Bildhauerarbeit geschmückt. Der Aufgang dahin führt von der Mitte der Stadt aus durch ein großes Portal, hinter dem die Wohnstätten persischer Ansiedler die engen Gassen, welche aufwärts zur Höhe führen, zu beiden Seiten des Weges begrenzen. Armuth und morgenländische Gleichgültigkeit gegen Alles, was sauber und schön ist, spricht aus jedem Winkel zu dem ankommenden Reisenden. Das Thor mit seinem Spitzbogen und seinen Arabesken, welche die vornehm gegliederten Wandflächen bedecken, ist ein Lehrmeister für den vergangenen persischen Kunstsinn in seinen edelsten Blüthen. Das eigentliche Schloß, mit Steintreppen, Oberetagen und Terrassen versehen, enthält große, luftige Räume mit einfacher Ornamentirung, zu denen eine mächtige Vorhalle einführt. Das Tribunal daneben, in der Gestalt eines Octogon mit acht geöffneten Spitzbogen und Stalaktitenkrönungen angelegt, ist ein Juwel der persischen Baukünstler. Eine Oeffnung in der Mitte des steinernen Fußbodens, welche durch eine bewegliche Platte geschlossen ist, führt zu einem tiefen Brunnen, den die Sage durch blutige Erinnerungen belebt. Die Körper der Verurtheilten sollen hier in einen dunklen nach dem Meere führenden Kanal gestürzt worden sein. Eine peristyle vierseitige Halle umgiebt das kleine Gebäude. Eine Moschee mit arabischen Koranversen en creux bemeißelt, wiederholt sammt ihrem runden Minaret die vorschriftsmäßige Anlage und Bauart des muhammedanischen Gotteshauses, eine zweite zeichnet sich durch geschmackvolles Arabeskenwerk in verschlungenen Blumen und Blättern aus. Ein anderer merkwürdiger Bau neben dem Schlosse, in Octogongestalt aufgeführt, mit schräg aufsteigenden gefensterten Wandseiten, läßt seinen Zweck schwer errathen. Er trägt ganz das Aussehen eines hohen Zeltes aus Stein. In einiger Ent-

fernung von dem Bala-Hissar steigt der massige „Jungfern-thurm" himmelwärts. Seine imposante Höhe verschaffte ihm die Ehre gegenwärtig als Leuchtthurm für die Schiffe benutzt zu werden und in dieser Eigenschaft der modernen Welt die friedlichsten Dienste zu leisten. Die Ausschau von seinem höchsten Punkte aus reizt durch den weiten Blick über das Meer, aus welchem Felsenriffe und kleine Inseln im unheimlich blendenden Lichte der Kaspi-Sonne zu zittern scheinen, als ob sie Jeden davor warnen wollten sich den ungastlichen Gestaden des gegenüberliegenden Ufers des Turkmenengebietes zu nahen.

Der Hafen läßt an Ausdehnung und Leben kaum etwas zu wünschen übrig, denn die Naphthaquellen der „Schwarzen Stadt" haben Baku zu einem wichtigen Handelsplatz umgewandelt, in welchem das bunte Treiben einer Seestadt herrscht. Dampfer und Segelschiffe, Barken und Fischerboote tanzen auf den bewegten Wellen des Meeres oder ruhen an den Landungsplätzen, um Reisende oder Ladungen an Petroleum einzunehmen. Die Schiffe, welche den Transport des flüssigen Brennstoffes besorgen, haben die Gestalt von schwimmenden Eisencylindern. Die Füllung derselben geschieht durch eiserne Röhren, welche von den Naphtha-Usinen bis nach dem Ufer des Hafens geleitet worden sind. Der nationale Petroleumsgeruch ist auch am Meere vorherrschend, das unaufhörlich die Ueberreste des Naphthabodensatzes auswirft. Selbst das Seewasser riecht, und kein lebendiger Fisch schwimmt im Hafen von Baku. An gewissen Stellen zündet ein Streichholz das Meer an. Es leuchtet und glüht, als ob ein teuflischer Zauber die See in brennenden Spiritus verwandelt hätte.

Die Naphthawunder in ihrer ganzen Größe kann nur ein persönlicher Besuch der „Schwarzen Stadt" und des Quellengebietes von Balachane ermessen. Der Weg zu dem letzteren führt zu

Wagen eine volle Stunde durch die hügelige Steppe in der Richtung nach Norden, denn die Entfernung beträgt etwa anderthalb geographische Meilen und die Bodengestaltung läßt nur die Fahrt in Schlangenwindungen zu. Allenthalben liegen eiserne Röhren zu Tage; sie verrathen den Weg, welchen das Naphtha von den Quellen und Reservoirs nach den Siedeöfen der „Schwarzen Stadt“ zurücklegt.

Eine Masse von mehr als zweihundert hölzernen Gerüsten in Pyramidenform bezeichnet bereits aus weiter Ferne den Boden von Balachane. Sie stehen über den Bohrlöchern, in welchen der Dampfbohrer in die unterirdische Tiefe dringt, um einem neuen Naphthalager den Weg nach der Oberwelt zu öffnen. Ist das Werk gelungen, so erscheint zunächst ein trüber Wasserstrahl, hiernach feuchter Sand, dann eine Mischung von Sand und Naphtha und zuletzt der bräunlich-schmutzige Naphthastrahl selber. In kurzer Zeit bildet sich um den Schlammvulkan ein förmlicher Krater, aus dessen Mitte in der Tiefe die fußdicke braune Naphthasäule mit dämonischer Gewalt 100 bis 150 Fuß in die Höhe getrieben wird. Wie Geschosse fliegen dabei Gesteine aus der Teufelswerkstätte aufwärts in die Luft. Es gehört bisweilen eine Riesenanstrengung der arbeitenden Dampfmaschine dazu, die flüssigen Massen der gefundenen Quelle zu beherrschen. Wie ein Lavastrom fließt sie meilenweit fort, überschwemmt ganze Felder, Gärten und Dörfer und schafft nur den Advocaten der streitenden Parteien einen fetten Gewinn aus den entstehenden Anklagen.

Das Gebiet von Balachane, auf welchem natürlich das Rauchen polizeilich auf das strengste verboten ist — denn wer dürfte mit einer brennenden Lunte in eine gefüllte Pulverkammer hineintreten? — hat den Umfang einer kleinen Stadt, deren Boden ein gewaltiges Schmutzloch aus brauner Naphthajauche bildet, um nicht von neuem von dem unleidlichen Geruch

zu reden. Die Holzthürme recken nach allen Richtungen ihre durchbrochenen Hälse nach dem Himmel empor, doch der Naphthastrahl, welcher aus den Bohrlöchern darunter zu Tage steigt, wird durch Ventile mittelst Dampfdruck in die eisernen Abzugsröhren geleitet. Oeffnet das Ventil und eine Naphthafontaine springt mit donnerndem Geräusche in die freie Luft empor.

Das seltene Schauspiel habe ich das Glück gehabt sehen und anstaunen zu können, und noch heutigen Tages erinnere ich mich des Augenblickes, als nach zurückgeschobenem Ventile eines Bohrloches ein fürchterlicher Stoß erfolgte und die bräunlich-schwarze Naphthamasse von der Stärke eines Fußes aus einer Tiefe von 800 Fuß zu einer Höhe von 180 Fuß emporstieg. Ganze Steinblöcke schlenderte sie wüthig in das Gerüste hinein, und die stärksten Bretter und Balken desselben flogen wie Spähne nach allen Richtungen. Es dröhnte und sauste und zischte und klapperte, als ob der Gott-sei-bei-uns in eigener Person dabei im Spiele gewesen wäre. Der Athem verging Einem, ohne daß man recht wußte warum. Der Wind fing außerdem an zu wehen und trieb einen förmlichen Naphtharegen auf die Zuschauer. Die persischen Arbeiter in der Nähe wurden sofort von den gewaltigen niederfallenden Strahlen überschüttet, und über den welligen Boden ergossen sich ganze Ströme der dunklen Massen, auf denen an den tieferen Stellen sich förmliche Seen mit einer gelben Schaumdecke, welche das Aussehen von geschlagenem Eidotter hatte, in kürzester Frist bildeten. In den zehn Minuten, in welchen dem Naphthastrahle seine Freiheit geschenkt war, ist meiner Meinung nach mehr Brennstoff, wenn auch in rohem Zustande, dem Schauspiele geopfert worden, als sämmtliche Photogenlampen in Berlin während eines ganzen Monats verbraucht haben würden.

Die kostspieligen Bohrversuche ergeben nicht immer ein günstiges Resultat. Häufig geschieht es, daß überhaupt kein

Naphtha zu Tage tritt, häufig auch verschwindet die emporschießende flüssige Säule nach Verlauf kurzer Zeit. Der glückliche Zufall spielt bei derartigen Versuchen eine Hauptrolle. Die Mehrzahl der Quellen ist Eigenthum der Gebrüder Nobel in St. Petersburg, die Minderzahl befindet sich im Privatbesitz von Russen, Armeniern und Persern. Von den eisernen Röhren, welche das gewonnene Naphtha aus Balachane nach der „Schwarzen Stadt“ hinleiten und an verschiedenen Stellen den Fahrweg verlegen, habe ich bereits oben gesprochen. Ich vervollständige meine Notiz durch die Bemerkung, daß der flüssige Brennstoff zunächst in mächtige Bassins, in Gestalt runder ausgemauerter Reservoirs, geleitet wird, welche in der Nähe der Landstraße und persischer Dorfschaften liegen, und ein ungeheures Quantum der schwarzen Suppe enthalten. Nach der Versicherung eines technischen Beamten der Nobelschen Fabriken, repräsentirte das Naphtha in einem der größeren Sammelbecken die respectable Summe von 144,000 Rubel.

Je nach dem Bedürfniß wird die Naphthaflüssigkeit durch ein zweites Röhrensystem nach den Siedehäusern der Schwarzen Stadt geleitet, in welchen die Minen der Firma Nobel den sehenswerthesten und umfangreichsten Theil bilden. Alles ist hier mit einer braunschwarzen Kruste überzogen und selbst am Himmel schwebt es wie eine dunkle Gewitterwolke über dem Orte. Weder der Sonnen- noch der Mondstrahl durchdringt den unheimlichen Blak, der sich langsam hin und her wiegt und nur selten vollständig verschwindet. Die riesigen Siedekessel und Kühlapparate der Nobelschen Fabrik, deren Dampfmaschinen mit Naphtha geheizt werden, sind von erstaunlicher Größe, und eine Wanderung durch diese schwarze Welt gewährt die reichste Belehrung über die Leistungen der modernen Industrie. Das Naphtha liefert nach den mir an Ort und Stelle gemachten Angaben 25 Procent an Petroleum, während das

amerikanische Bergöl nicht weniger als 75 Procent enthält. Die Residua werden aber sorgfältig verwerthet und Solaröl, Kerasin, Benzin, Anilinfarben und andere Substanzen, bis zur Schwefelsäure hin, daraus gewonnen. Das Leben und Treiben in den Nobelschen Fabrikanlagen gleicht dem einer kleinen Stadt von internationalstem Charakter. Russen, Schweden, Deutsche, Franzosen, Italiener und nicht weniger als 1500 Perser arbeiten hier in buntem Durcheinander, wobei eine Haus-Polizei für die nothwendige Ordnung und Ruhe in und außerhalb der Fabrikräume sorgt. Eine eigene Gasanstalt und elektrische Motoren liefern die Beleuchtung. Alles ist in Dampf und Rauch und Stank gehüllt und noch wochenlang verrathen die Kleider den Besuch auf dem Naphthagebiete von Baku. Daß übrigens die Ausbeute der Quellen ein ungemein günstiges Resultat liefert, dafür zeugt die Dividende von 18 %, welche die Nobelschen Kassen im Jahre 1884 auszahlten.

Die „Schwarze Stadt" ist eine halbe Stunde Weges von Baku aus gelegen und ihre Entfernung vom Meere beträgt 20 Minuten. Von den Fabriken aus wird das gewonnene Petroleum durch eiserne Röhren nach dem Hafen bis zu den Schiffen geleitet und die letzten unbrauchbaren Ueberreste des Naphthasegens durch weite Kanäle in den Kaspi-See abgeführt.

Die ewigen Feuer von Baku, deren Anwesenheit die Stadt ihren früheren Ruf verdankte, sind allmählich erloschen, seitdem die moderne Industrie die Quellen eröffnet hat, welche das Naphtha aus dem tiefen Schoße des Erdbodens zu Tage führen. Der alte Tempel sammt den zugehörigen Umfassungsmauern, in seinem indischen Baustyl und einfachem Ornamentenschmuck, steht noch heutigen Tages an Ort und Stelle, aber eingeschlossen innerhalb der Fabrikanlagen eines russischen Industriellen, der aus den gebohrten Naphthaquellen seinen reichen Vortheil zieht. Die ganze Gegend, siebzehn russische Werst

von Baku aus in nordöstlicher Richtung gelegen, führt hier den persischen Namen Surachane d. h. „das Unterhaus", im Gegensatze zum „Oberhause" oder Balachane. Das Leuchtgas, welches aus der Oberfläche der Erde aus allen Ritzen und Löchern hervorbricht, ist eine der wunderbarsten Erscheinungen daselbst. Ein Stoß mit dem Stocke in die Erde und ein angezündetes Holz setzt das Gas in hellen Brand, das als leuchtende Flamme über der Oeffnung des Loches tanzt. Die anwohnenden Tataren und Perser ziehen von diesem Phänomen ihren besonderen Nutzen, denn die Feuer werden zu höchst prosaischen Zwecken verwandt, d. h. um Kalk in einfachen Kalköfen zu brennen.

Nach den Angaben eines französischen Reisenden, welcher auch diese Gegend während seiner Fahrt nach dem Kaukasus und dem Lande der Sonne besuchte, ist der letzte der Parsi-Priester, welche die Feueranbeter in Indien nach Baku zu senden pflegten, im Jahre 1880 aus dem Tempel der ewigen Feuer von Surachane auf Nimmerwiedersehn verschwunden. Die europäische Industrie und die Entheiligung des geweihten Ortes scheint ihm den längeren Aufenthalt verleidet zu haben, und es sieht aus, als ob unter so veränderten Umständen die Ernennung eines Nachfolgers nicht mehr zu erwarten ist.

Wir nehmen Abschied von der „Schwarzen Stadt" und ihren Wundern, nicht ohne ihrer heutigen Industrie die besten Erfolge für die Zukunft zu wünschen. Europa kann nur von dem Reichthum der Naphthaquellen gewinnen, ob derselbe aber ein dauernder sein wird, ist eine Frage der Zeit. Jeder Brunnen schöpft sich aus und das unterirdische Naphthameer, welches sich unter dem Boden der Erde in Gestalt eines Gürtels vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere hinzieht und im Lande der Turkmenen, ja selbst in Persien in einzelnen Spuren verfolgt wird, kann möglicherweise ausgepumpt werden und der

Handelsstadt Baku, welche ihm seine Entstehung schuldet, mit einem Schlage den Todesstoß versetzen.

Wer sich nach dem Lande der Sonne begiebt, soll daran denken, sich mit iranischem Gelde zu versehen, um für die Weiterreise die gangbare Münze zu Zahlungen zu besitzen. Die persischen Kaufleute und Geldwechsler, welche längs des Quais von Baku in ihren Comptoiren sitzen, vermitteln die Erwerbung der persischen Geldsorten, doch ist das Geschäft langwierig und keineswegs reinlich zu nennen. Die persischen Silberstücke des Kran oder Gran (im Werthe von nicht ganz siebenzig Pfennigen), von der Größe unserer deutschen Mark, werden in Häufchen von fünf aufs Brett gelegt, doch laufen auch solche von vier mit unter; denn der Perser von Baku pflegt sich häufig zu irren, doch wohlverstanden niemals zu seinem eigenen Schaden. Die Finger des Zählenden nehmen nach kurzer Zeit eine bleigraue Farbe an: ein schlimmes Zeichen für die Mischung der sogenannten Silbermünze. Mit ganzen Säcken des iranischen Geldes beladen, verläßt der Reisende mit einem aufrichtigsten „Gott sei Dank“ die Bude, um seine Schlußfahrt nach dem Lande der Sonne auf der Wasserstraße anzutreten.

Eine von der russischen Regierung subventionirte Dampfschifffahrtslinie (Kawkas und Mercur) unterhält zweimal wöchentlich eine regelmäßige Postverbindung zwischen Astrachan und den Hafenorten am Kaspischen Meere. Die Schiffe nehmen abwechselnd auf der westlichen und östlichen Seite desselben ihren Cours und berühren der Reihe nach die Rheden der Städte Petrowsk, Derbend, Baku, Lenkoran, Astara, Enseli, Meschhedeser, Astrabad und Krasnowodsk. Einmal wöchentlich schlagen außerdem die Dampfer die Straße quer über das Kaspische Meer von Baku aus nach Krasnowodsk ein. Die zuletzt genannte Oertlichkeit, an der Ostküste gelegen, hat in den letzten Jahren eine besondere Bedeutung in strategischer Be-

ziehung gewonnen. Ein Schienenweg führt von dort aus in der Richtung nach Merw durch die öden Steppengebiete der unterworfenen Turkmenenstämme oder, wie dieselben gegenwärtig officiell umgetauft worden sind, durch die Transkaspische Provinz. Die Steppeneisenbahn, auf welcher wohl kaum ein europäischer Reisender, mit Ausnahme russischer Militärs und Beamten, gefahren sein dürfte, hat in neuester Zeit in den Zeitungen viel Staub aufgewirbelt, nachdem ein russischer General selber ihren Werth in Zweifel gezogen hat, weil häufige Sandwehen die eisernen Stränge geradezu unbefahrbar machen sollen. Ueber die Wichtigkeit dieser Bahn für die Zukunft läßt sich jedenfalls kaum ein Wort verlieren. Wenn irgendwo, so ist es auf diesen Wüsten von gewaltiger Ausdehnung von unberechenbarem Vortheil, den Personen- und Waarentransport in das innerste Herz Asiens zu lenken. Die Anfänge dazu sind geschehen und man kann, ohne politische Hintergedanken zu hegen, den Russen aufrichtig Glück dazu wünschen, dem Weltverkehr der Zukunft einen wichtigen Schienenweg als Handelsstraße geöffnet zu haben.

Die Dampfschiffe werden an den einzelnen Hauptstationen des Kaspi mit einer gewissen Spannung erwartet, denn das Meer pflegt zu allen Jahreszeiten ein wenig freundliches Gesicht zu zeigen und durch plötzliche Stürme die programmmäßig festgesetzte Ankunft derselben nicht nur um Stunden, sondern um ganze Tage zu verzögern. Die Perser geben ihm deshalb mit vollem Rechte den Beinamen eines Diwane oder Teufelsmeeres. Eine fremde Flagge ist außerhalb der russischen nirgends an den Schiffsmasten zu erblicken, am allerwenigsten die persische, da nach dem Wortlaut eines schlimmen Paragraphen in dem bekannten russisch-persischen Vertrage von Turkmantschaï die iranische Flotte, bis zu den Schifferboten hin, von einem Befahren des Kaspi-Meeres ausgeschlossen ist. Allerdings liegt in der

stillen Bucht von Enseli ein persischer Staatsdampfer, mit dem Löwen und der Sonne auf der wehenden Flagge, aber das Schiff ist winzig klein und dient nur den friedlichsten Zwecken. Hohe Regierungsbeamte und vornehme europäische Reisende legen auf der Strecke von Enseli nach Piribasar den etwa fünfstündigen Wasserweg auf dem Haff von Murdab darauf zurück, oder benutzen denselben, um bei ruhiger See von der Zollhausstation in Enseli sich über die verrufene Barre nach dem auf der Rhede wartenden russischen Dampfer übersetzen zu lassen.

Die russischen Kaspi-Fahrer, so sehr die Wohlthat ihres Bestehens mit Dank anerkannt werden muß, zeichnen sich weder durch besondere Bequemlichkeit, noch durch ihre Größe aus. Dem Teufelsmeere scheinen sie nicht gewachsen zu sein, denn bei jedem wachsenden Sturme, der meistentheils von Norden her losbricht, suchen sie auf den vorhandenen Rheden schleunigst Schutz und Deckung. Zu den weiteren Unannehmlichkeiten gehört der unleidlichste Geruch, welcher das Deck und die inneren Schiffsräume erfüllt. Die Kessel der Maschinen werden durch Petroleumsflammen erhitzt und alle Wohlgerüche der Welt würden nicht ausreichen den greulichen Gestank auf die Dauer zu bannen. Zu den zweifelhaften Genüssen gehört außerdem die russische Küche, die auf der Hinreise nach dem Lande der Sonne von der gewöhnlichen Geschmacksrichtung in oft bedenklicher Weise abweicht. Eine Suppe aus saurer Milch mit Eisstücken, Gurkenscheiben und Kohlblättern darin, dürfte wohl sonst auf keinem europäischen Speisezettel verzeichnet stehen, und es gehört ein eigens dressirter guter Magen dazu, um an kaspischen Leckerbissen ein Wohlgefallen zu empfinden. Um so wohlthuender berührt der Umgang mit den russischen Schiffscommandanten, welche an zuvorkommender Liebenswürdigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Sie gehören ihrer Abstammung nach meist den baltischen Provinzen des großen

Czaren an, während das Schiffsvolk sich seiner schwedischen Heimath rühmt. Die Abfahrt von Baku aus, vorausgesetzt daß keine Stürme die Stunde des Ankerlichtens hinausschieben, findet in der Nacht statt, um die gefährliche Durchfahrt zwischen klippenreichen Inseln im Süden von Baku bei anbrechendem Morgen zu erleichtern.

Ein Besuch auf Deck bei dem aufsteigenden Frühroth zeigt uns das malerische Bild des orientalischen Reiselebens, wie es die schiitischen Passagiere vierter Klasse auf dem Verdeck der Kaspi-Dampfer zu führen pflegen. In der persischen Tracht, mit der schwarzen Lammsfellmütze auf dem Haupte, das gefärbte Bart- und Kopfhaar in einem unbeschreiblichen Roth schimmernd, sitzen die Pilger auf ihren bunten Kelim-Teppichen in der Umgebung ihrer Wohnungs- und Küchengeräthe. Kissen und Decken, große und kleine Pakete, bemalte Holzkoffer, Somowars, Theekannen und Tassen aus weißem Porzellan, gläserne Theebüchsen, rothe irdene Vasen und Töpfe mit Blumen und, nicht zu vergessen, der unzertrennliche Begleiter des Persers, die kollernde Wasserpfeife des Kalian, sind auf einem verhältnißmäßig engen Raume aufgestapelt und gestatten dem muhammedanischen Wanderer, sich seinen häuslichen Gewohnheiten mit orientalischer Ruhe und Gemessenheit vollauf hinzugeben, d. h. solange es Wind und Wetter gestatten und das Meer keinen Strich durch die Rechnung macht. Dann aber sieht's böse aus, denn die Wellen schlagen über den kleinen Schiffskörper, die salzigen Wasser überschwemmen die iranische Haushaltung, bis die feste Hand mitleidiger Matrosen ein dichtes Segeltuch ergreift, um unter seiner Hülle den ephemeren Anbau verschwinden zu lassen.

In der Nähe von Lenkoran entwickelt sich nach dem Festlande hin der ganze Reiz großartiger Naturschönheiten. Von der breiten Rhede aus, an welcher im Hintergrunde sich der

russische Ort desselben Namens das Ufer entlang zieht und das Bild einer kleinen russischen Stadt mit ihren Regierungsgebäuden und grünbedachten Kirchthürmen vor den Augen entrollt, beherrscht der Blick die weite Umschau über eine gebirgsreiche, von Terrasse zu Terrasse aufsteigende Landschaft, in welcher der dunkelgrüne Wald über dem Walde von Stufe zu Stufe aufsteigt und lange Schneelager auf den Kämmen der fernsten Ketten unter dem tiefblauen Himmel in schimmerndem Glanze leuchten. Es sind die Firnen des mächtigen Sawalangebirges, das aus seiner Höhe von 13,000 Fuß majestätisch auf das Kaspische Meer niederschaut. Baumreiche Gärten und üppiges Wiesenland strotzen vom prächtigsten Grün und die Blumentöpfe und Blumensträuße, welche von Händlern in den schwanken, um den Dampfer sich schaukelnden Schiffen zum Verkauf angeboten werden, beweisen die Liebe der Bewohner des Ortes zu den bunten Kindern des Frühlings. Der Verkehr ist auf der Rhede ein ziemlich belebter. Das soldatische Element herrscht unter abgehenden und zukommenden Reisenden vor, denn Lenkoran und Astara bilden die südlichsten Punkte, an welchen an der Westküste des Kaspi russische Garnisonen ihr Auge nach der persischen Grenze hin offen halten. Lenkoran erfreut sich durch seinen Fischreichthum und sein Jagdwild bis zum Tiger hin, um nicht von den Giftschlangen zu reden, eines besonderen Rufes. Die größten Lachsforellen und Störe, von einer Länge von vier bis sechs Fuß, welche zehn bis zwölf Pfund Kaviar liefern, werden hier in erstaunlicher Menge gefangen. Es ward mir von glaubwürdigen Personen erzählt, daß der Herzog von Chartres, welcher eine Reise nach Lenkoran unternommen hatte, um einen tüchtigen Fischzug zu veranstalten, an einem einzigen Tage viertausend Fische von der angegebenen Länge aus dem Wasser gezogen habe.

Astara ist die letzte russische Stadt, in deren Bucht die

Dampfer von Norden her eine mehrstündige Rast halten, zugleich der Sitz der russischen Zollbehörde für das aus Iran eingeführte Passagier- und Handelsgut. Auf meiner Rückreise hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß die persischen Waaren größtentheils aus getrockneten Weintrauben bestanden, die ihren Weg von Astrabad aus nach Astrachan zu nehmen pflegen. Die persische Beere wird in Rußland hochgeschätzt und kann thatsächlich ihrem süßen Wohlgeschmacke nach mit der Smyrnaer Schwester den siegreichen Wettkampf eingehen.

Bei ruhiger See, wenigstens habe ich diese Beobachtung bei meiner zweimaligen Reise auf dem Kaspischen Meere machen können, hat der Spiegel derselben eine hellleuchtende smaragdgrüne Farbe, die Zutrauen erweckt, aber dennoch in das dunkelste Schwarz übergeht, sobald sich der Himmel verdunkelt und die Windstöße von Norden her die Wellen in Aufruhr versetzen. Eine Nacht auf dem grollenden Kaspi bleibt mit unauslöschlichen Zügen in der Erinnerung des Reisenden zurück. Durch die Seiten- und Decklucken dringen die Wasser in den Kabinen bis zu dem Lager des Reisenden vor und rufen durch ihre Stärke und Gewalt den Eindruck des Wasserstrahles einer Dampfspritze wach.

Eine achtstündige Fahrt von Astara aus läßt endlich das ersehnte Reiseziel erreichen und der Anker rasselt im Angesicht des Ortes Enseli in die Meerestiefe der Rhede. Die Ansiedlung, welche diesen Namen führt, erfreut sich einer vegetationsreichen Umgebung, denn eine üppige Natur hat den ganzen Reichthum der Pflanzenwelt über das Hügelland im Hintergrunde bis zu den flachen Ebenen am Meeresstrande hin ergossen. Dichte Orangenhaine mit ihren goldgelben Früchten (Narendsch) und dunkelgrünem Blattwerk winken dem Ankommenden einladend entgegen und wie eine Sehnsucht erfaßt es den Landenden nach einem Gange zu den Hesperiden-Gärten

des Schah in Enseli. Hier und da schimmern weißgetünchte Häuser mit rothen Ziegeldächern neben schilfbedeckten Hütten aus offenen Lücken zwischen den Bäumen hervor, und über das alles erhebt sich ein thurmartiger Bau mit spitzem Dache zu einer Höhe von gegen achtzig Fuß. In vier Etagen steigen die vier Seiten des Gebäudes mit ihrem weißen Anstrich, ihren blau gemalten Arabesken und Ornamenten, ihrem Stalaktitenwerk, ihren Spiegelfacetten und bunten Glasfenstern aus den Gartenanlagen zur luftigen Höhe empor. Es ist ein Aussichtsthurm, den S. M. der regierende Schahynschah von Persien, Nassireddin, sich und Andern zum Vergnügen, nach seiner ersten Reise in Europa aufführen ließ.

Bei bewegter See ist die Landung des Gepäckes und der Personen keine Kleinigkeit und dem Reisenden sei es hiermit gerathen, mit einiger Vorsicht dabei zu Werke zu gehen. Schon der bloße Anblick der flachen Boote, welche mit ihren persischen Schiffern den ankommenden Dampfer umschwärmen, erregt von vorn herein ein berechtigtes Mißtrauen. Die merkwürdigen Fahrzeuge sind von innen und außen mit breitem Schilfgeflecht gefüttert und auf die mögliche Gefahr des Umschlagens bei hohem Seegang berechnet. Die Brandung pflegt in diesem Falle ungewöhnlich stark zu sein und die Wasserwogen, welche sich über die Sandbarre vor dem breiten Kanale von Enseli unaufhörlich hinwegstürzen, machen den Eindruck eines Kataraktes, wie ihn die Reisenden in Nubien zu bewundern gewohnt sind. Mit einem lauten: Ja Allah! Ja Muhammed! fliegt der gebrechliche Schiffskorb über die Barre hinweg, ein ruhiges Fahrwasser empfängt den geängstigten Frängi und das Steuer lenkt das Fahrzeug an die Stelle, an welcher sich neben einer Reihe verfallener Bauten die Büreaux der russischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft und das persische Gumrukchane oder Zollhaus befindet. Man steigt voller Behagen aus, schöpft Athem, über-

windet mit Geduld und Geldgeschenken die Schwierigkeiten der iranischen Zollbehörde und hat die volle Zeit, sich in die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten von Enseli zu vertiefen. Einen Gasthof würde man vergeblich suchen; wem Stellung und Empfehlung nicht den Vorzug verschaffen, in dem Imaret des Schah oder „dem Königsschlosse“ absteigen zu können, der läßt sein Zelt aufschlagen, Kisten und Kasten seines Reisegepäckes öffnen und richtet sich den Umständen entsprechend häuslich ein.

Der Ort Enseli liegt an der einen Seitenecke des Kanales, welcher die Wasser des Murdab, eines breiten haffartigen Sees, in das Meer abführt und von den Eingeborenen als Rudchane-i-Enseli „Flußbett von Enseli“ bezeichnet wird. Die königlichen Gärten, das schmucklose Schloß des Schah, das für den Aenderun oder den Harem bestimmte Gebäude sowie der eben beschriebene Aussichtsthurm, von dessen oberster Etage der Blick über Land und Meer und Haff bis in die fernste Weite schweift, liegen hinter der Häuserreihe, welche sich das Ufer entlang hinzieht. Der Orangenbaum, die Täbriser Pappel und fünf bis sieben Fuß hohe Rosenstöcke sind die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Pflanzenlebens. Auf der gegenüberliegenden ziemlich öden Seite des Kanales erhebt sich eine persische Kaserne, in welcher iranische Artilleristen einquartiert sind, um treue Wacht bei Enseli nach dem Kaspischen Meere hin zu halten. Im übrigen sind die besonderen Eigenthümlichkeiten der Küstengegend bald aufgezählt: im Sommer ist die Hitze unleidlich, im Winter wochenlange Regengüsse gewöhnlich, und stechende Mücken und Fliegen eine unleidliche Beigabe eines längeren Aufenthaltes in dem südwestlichen Winkel des Teufelsmeeres, in welchem nichts zu holen sein dürfte, wenn man die herrschenden Localfieber nicht in Abzug bringen will.

Die Weiterreise von dem Wasserthore, welches in das Land der Sonne einführt, geht zunächst zu Schiffe vor sich. Man miethet eine Barke mit Mast und Segeltuch, läßt dieselbe mit der genügenden Zahl von Matrosen und Ruderern bemannen, das Gepäck an wasserdichten Orten bergen und tritt mit einem kräftigen Inschallah oder Will's Gott! die Reise an. Bald hat der Nachen das „Todte Wasser" des Murdab erreicht, und im weiten Umkreise beherrscht das Auge eine Seelandschaft eigenthümlichster Art. Auf einer Breite von etwa sechs Stunden für rudernde Schiffer dehnt sich das Haff in der Richtung von Nord nach Süd aus, dreimal so viel dürfte nach meinem Dafürhalten die Länge desselben betragen. Auf dem stillen fast unbeweglichen, mattgrauen Spiegel des Murdab ruht es wie mit Bleischwere, und die Leere, welche auf der todten Fläche durch kein Zeichen menschlichen Verkehrs unterbrochen wird, wirkt fast beängstigend auf die heitere Stimmung. Die Ufer und die zahlreichen Inseln des Sees sind von Schilfgebüschen in Mannshöhe eingefaßt und bilden einen mattgrünen Kranz, der das Gewässer nach allen Richtungen hin einfaßt. In gemessenem Takte der Ruderschläge oder die Segel von leisem Windhauche bewegt, zieht das Boot geräuschlos seine Furchen über die nasse Fläche; da knackt und bricht es in dem Röhricht, ein Pelikan oder ein Reiher, eine Wildgans oder ein schwarzer Fasan fühlt sich in dem feuchten Dickicht nicht mehr sicher und bald steigt ein ganzes Volk gefiederter Bewohner in die Höhe, um mit dem Führer an der Spitze, der vermeintlichen Gefahr im Reiche der Lüfte zu entgehen. Das nahende Schiff verscheucht allenthalben die verborgene Vogelwelt aus ihrem Schlupfwinkel, es beginnt sich allerwärts zu regen und zu flattern und das erwachte Thierleben giebt der einsamen Wasserlandschaft den Reiz eines bewegten Bildes.

Die stille Fläche des Sees, welchem mit Recht die persische Bezeichnung eines „todten Wassers“ gebührt, wird selten durch Windstöße und Stürme in Bewegung gesetzt und gleichsam aus seinem Schlafe erweckt. Die Fahrt ist dann, wie mir von europäischen Reisenden versichert worden ist, durchaus keine angenehme, besonders in den kleinen Fischerbooten, und selbst der Dampfer des Schah schaukelt und schwankt, als sei er mitten auf dem stürmischen Meere. Das ganze Wasserbassin des Murdab hat eine verhältnißmäßig geringe Tiefe. Bei ruhigem klaren Wetter erkennt das Auge mit aller Deutlichkeit die auf dem Boden desselben wachsenden Pflanzen und nicht selten schiebt sich das Fahrzeug über Sandinseln im Grunde hinweg.

Am entgegengesetzten Ende der Fahrt werden die Schilfwälder, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, immer dichter und bilden ein undurchdringliches Dickicht auf einer Welt von Inseln, zwischen deren schmalen Kanälen das Schiff mit Ruderschlägen vorwärts bewegt wird. Am Eingang in diesen Schilf-Archipel nimmt das Wasser eine sich kräuselnde Bewegung an, Baumstämme und Gestrüpp hemmen den regelmäßigen Gang des Bootes und die Gegenstände, welche ihm entgegenschwimmen, werden von einer nach dem See gerichteten treibenden Kraft vorwärts geschoben. Die Erklärung für dieses Phänomen ist bald gegeben, denn das Boot befindet sich an dem Ausgang eines der zahlreichen Wasserarme, welche das Deltagebiet des Sefidrud oder „des Weißflusses“ bilden. Die Strömung in diesen Armen ist keine starke, doch bemerkbar genug, um von dem Reisenden nicht übersehen zu werden. Die Schilfeinfassungen zur Rechten und zur Linken des Hauptkanales nehmen allmählich an Höhe zu und hemmen jede Fernsicht.

Ueber eine Stunde dauert die Fahrt auf diesen einsamen Wasserstraßen, bis die Ufer zu steigen beginnen und in

stetiger Zunahme der Baumwuchs und dickbelaubtes Strauchwerk das Schilfgebüsch zurückdrängt. Das Schiffsvolk im Boote zieht die Ruder ein, verläßt seine Sitze, springt auf das morastige Festland und spannt sich an das Seil, welches das Fahrzeug in schnelle Bewegung versetzt. An den Uferseiten des letzten Kanales entwickelt die üppigste Vegetation die Wunder ihrer Fülle und ihrer Schönheiten auf dem feuchten Boden, welcher sie trägt und nährt. Platanen, Ahorn, Linden, Akazien und Maulbeerbäume strecken ihre dichtbelaubten langen Aeste in die Lüfte, die Weinrebe, der Epheu, der Hopfen und Schlingpflanzen aller Art steigen aus dem dunklen Schoße der mütterlichen Erde zum Tageslichte empor, umranken die Stämme der höchsten Baumriesen bis zur Spitze hinauf, wandern von Zweig zu Zweig und baden ihren grünen Haarschmuck in den vorüberfließenden Wassern des Kanales. Hellschimmernde Orangen und Citronen leuchten wie gelbe Punkte auf dem grünen Kleide der Baumwelt, die sich über einem farbenreichen Blumenteppich von wunderbarer Pracht und Herrlichkeit erhebt.

Nur einmal in meinem vielbewegten Wanderleben hatte ich Gelegenheit mich eines ähnlichen Naturgenusses zu erfreuen, als ich im März des Jahres 1860 das alte Kolchis auf der Wasserstraße des Phasis-Rion durchzog und mein entzücktes Auge an dem blendenden Pflanzenschmucke an den beiden Ufern des Stromes weidete. „Die Waldung wird immer dichter, immer stärker, — so schrieb ich damals in mein Tagebuch — an den entlaubten Bäumen läuft dunkelgrüner, üppig wuchernder Epheu den Stamm auf- und abwärts. Wie dünne, grüne Spitzenschleier senken sich von den Zweigen die feinen ausgetrockneten Fäden mannichfaltigster Schlingpflanzen in unendlicher Abwechselung niederwärts zum Boden, oft bis zum Wasser des Rion forthüpfend, dessen Fluth die leichtbewegliche Last hin

und her treibt. In Armesdicke kriecht die vielgepriesene kolchische Weinrebe auf dem Boden in Schlangenlinien fort, windet sich vom Stamme zu den Aesten und Zweigen des nächststehenden Baumes hinauf, um von da aus die luftige Reise durch einen großen Theil des benachbarten Waldrevieres anzutreten. In diesem unvergleichlich anmuthigen, urwaldlichen Saale, dessen Decke das wundersamste Netz verschlungener Arabesken lebendiger Pflanzenformen, dessen Säulen die epheuumrankte mittelländische Baumwelt bildet, breiten die bunten Kinder des Frühlings den reizvollsten Blumenteppich aus."

Da wo sich die Lichtung zu beiden Seiten der Uferränder öffnet und einen freien Blick nach dem zunächst liegenden Hintergrund gestattet, trifft das Auge nicht selten auf menschliche Ansiedelungen, in welchen die Landesbewohner die reichen Gaben der Natur zu verwerthen beflissen sind. Einfache Pfahlbauten mit konischen Bedachungen aus getrocknetem Röhricht und Schilflagen, daneben jener luftige Bau auf dem abgesägten Baumstamme, von welchem ich bereits oben gesprochen habe, machen den Eindruck von Gehöften, in welchen der persische Bauer sich der Seidenzucht und dem Reisbau nach alter Gewohnheit hingiebt. Die zahlreichen Maulbeerbäume, welche sich an den Ufern in langen Reihen hinziehen, bilden den werthvollen Besitz des Seidenzüchters, der sein Geschäft leider nicht mehr mit demselben Erfolge wie in den früheren Jahren betreibt, seitdem eine zerstörende Krankheit den Seidenwurm heimgesucht und einen bedenklichen Ausfall in dem Ertrag der Seidenernte hervorgerufen hat. Der Reisbau in den feuchten Niederungen ist von bleibender Ergiebigkeit, nur seine Pflege ist mit tückischen Fiebern verbunden, von denen fast die gesammte Bauernzunft, in erster Linie der männliche Theil derselben, geplagt wird. Die bleichen, abgemagerten Gesichter der Bewohner dieser Gegenden stellen darüber das traurigste Zeugniß aus.

An den Ufern des wenig breiten Flußarmes, welcher bis zu dem Hafenplatze von Piribasar befahren wird, entwickelt sich von Viertelstunde zu Viertelstunde ein immer regerer menschlicher Verkehr. Beladene Boote kommen und gehen, nur bereitet den sich begegnenden und am Seile ziehenden Schiffsleuten das jedesmalige Ausweichen unliebsame Aufenthalte. Auch die Thierwelt ist auf diesem feuchten Gebiete in allen ihren Klassen und Arten vertreten. Am hohen Ufer spazieren langbeinige Reiher und Störche, bekannte und unbekannte Vögel mit buntem Gefieder wiegen sich in den Lüften, und dichte Schaaren von Zugvögeln streichen über die Wälder und Wasser hinweg. Schildkröten und schwärzliche Schlangen von ekelhaftem Aussehen schwimmen in den trüben Fluthen des Wassers, während uns erzählt wird, daß drinnen im Dickicht des Urwaldes der Tiger und das Wildschwein eine Hauptplage des Ansiedlers sei. In der That sind die Erzählungen vom Dasein des Tigers keine Märchen, sondern gehören in das Bereich der vollsten Wirklichkeit, denn die prachtvollen Felle dieses gefährlichsten aller Raubthiere werden ebensowohl in den Hütten des Armen wie in den Wohnungen der Reichen angetroffen und als Trophäen des Sieges über den „Beber“ sorgsam aufbewahrt. Das gewaltige Thier, das in diesen Gegenden des persischen Reiches von einer erstaunlichen Größe ist und an den südlichen Küstenrändern des Kaspischen Meeres sein Reich aufgeschlagen hat, dehnt seine Streifzüge bis nach den waldreichen Gebieten der Höhenzüge und Gebirgsketten hinter den russischen Städten Lenkoran und Astara aus. Einheimische Jäger versuchen es den Tiger mit dem möglichsten Aufwand von List und Kraft zu erlegen und ziehen mit der abgezogenen Haut gewöhnlich von Dorf zu Dorf, um von den Insassen die Anerkennung ihrer muthigen That in Gestalt klingender Münze zu erlangen. Selten wird ihnen das

Geschenk verweigert, denn ein Jeder fühlt, daß mit dem erlegten Thiere ein mächtiger Feind weniger geworden ist. Leider sind die Tigerfelle im Durchschnitt schlecht erhalten und noch schlechter gegerbt. Für ein einigermaßen gutes Exemplar werden an Ort und Stelle 30 bis 60 und mehr Mark gezahlt.





Im Gilan.

Bei dem Hafenort Piribasar endet die Wasserfahrt beim Eintritt in das Land der Sonne, und die Vorbereitungen für die Reise zu Lande nach der Reichshauptstadt Teheran nehmen ihren Anfang. An dem bescheidenen Hafenplatze befindet sich eine Menge von Booten mit Masten und Segelwerk, welche für den Personen- und Waarentransport die Verbindung mit Enseli herstellen. Der Ort selbst hat nichts besonders Einladendes und selbst das Regierungsgebäude, von dem Aussehen eines Bauerngehöftes, giebt nur einen falschen Begriff von dem modernen persischen Architekturstyle im höheren Sinne des Wortes. Eine Treppe aus rothen Ziegelsteinen mit unmöglich hohen Stufen führt durch die schmale Thüre in die oberen Gemächer, welche einst weiß getüncht waren und jedes häuslichen Comforts entbehren. In den Ställen hinter dem Hauptgebäude stehen die Pferde und Kaleskes, d. h. Wagen der persischen Post, unter der Obhut eines Naïb oder Verwalters, der von diesem äußersten Punkte der Terra firma des iranischen Königreiches die Beförderung der Reisenden nach landesüblicher Weise überwacht.

Ohne den Beobachtungen, Erfahrungen und Begebenheiten auf einer Wanderung durch Persien vorgreifen zu wollen, scheint es mir von Nutzen zu sein, getreuen Bericht über das persische Postwesen in gegenwärtiger Zeit bereits an dieser Stelle abzustatten, wobei ich um die Erlaubniß bitte, meine Schilderung mit einer gelehrten Einleitung beginnen zu dürfen.

Als der Vater der Geschichte, der alte Herodotos, um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor dem Beginn unserer christlichen Zeitrechnung, die historischen Denkwürdigkeiten seiner Zeit zu Nutz und Frommen seiner Landsleute niederschrieb, unterließ er es nicht in seinen lehrreichen Berichten auch der persischen Posteinrichtung zu gedenken, die sich damals in einem musterhaften Zustande befand. Es bestanden Landstraßen, welche das persische Reich durchzogen, die Hauptorte miteinander verbanden und nach persischen Meilen oder Parasangen, von 18,000 Fuß Länge, wohl vermessen waren. Der Postbote oder der Reisende legte seinen Weg von Station zu Station auf dem Rücken eines Pferdes zurück, wobei „königliche Rasten“ und „sehr schöne Herbergen“ das nothwendige Obdach gewährten.

Dieselbe alte Einrichtung besteht noch heutigen Tages der Sache und selbst dem Namen nach. Die einzelnen Entfernungen auf den persischen Poststraßen werden nach Fersach oder Ferseng, der alten Parasange von derselben Länge, bestimmt, die übliche Beförderung der Personen findet zu Pferde statt, wobei der Postbote oder der Courierreiter den Namen Tschapar führt und die Pferde von Ort zu Ort gewechselt werden. Die Posthäuser (Tschaparchane oder Mensil), Karawanseraien und Hôtels (Mehmanchane) entsprechen den herodotischen königlichen Rasten und Herbergen, denn auch gegenwärtig noch ist das Postwesen eine königliche Einrichtung und jedes Privatunternehmen ausgeschlossen. Wer im Lande der Sonne in der beschriebenen Weise reisen will, setzt sich in den Besitz des nothwendigen Tes=

kere oder des Postreisescheines, bezahlt für jedes Pferd pro Meile einen Gran (eine Silbermünze von etwa 70 Pfennigen Werth) und nächtigt in einem der zahlreichen Posthäuser an der Landstraße oder, wie auf der Strecke von Kaswin nach Teheran, in den königlichen Hôtels.

Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich zur besseren Erläuterung die Bemerkung anfügen, daß für den besonderen Zweck seiner zweimal wiederholten Reisen nach Frängistan der König der Könige, vor und nach seiner Rückkehr aus Europa, den Befehl gab, die von Teheran über Kaswin nach Piribasar führende Poststraße in eine für Wagen fahrbare Chaussée umzuwandeln. Kosten und Mühen wurden nicht gescheut und die alte Karawanenstraße bis gegen Kochdum hin gesäubert und geglättet, an den nicht wasserdichten Stellen überbrückt und von dem letztgenannten Orte aus eine mit Steinen gepflasterte Kunststraße gebaut, welche über Rescht bis zu der Endstation Piribasar führt. Die ganze Länge des hergestellten Weges betrug etwa 55 persische Meilen, die theils zu Wagen, theils zu Pferde zurückgelegt werden konnten, denn über die Bergstraßen und die Pässe des Elburs, welcher die Hochebene von Teheran von der Tiefebene am Kaspi-Meere trennt, kann nur das Pferd den Reisenden befördern. Nach der Heimkehr des Schah von seiner letzten europäischen Reise wurde für die Erhaltung der kostbaren Landstraße so gut wie nichts gethan und die gewaltigen Regengüsse, welche die Gegenden am Kaspi heimsuchen, weichten den Boden auf, die Pflastersteine lockerten sich und die schöne Chaussée löste sich in eine Kothmasse auf, in welcher die Steine wüst durcheinander gewürfelt dalagen und noch heute daliegen. In den Tschaparchanes oder Posthäusern hat sich der frühere reinliche Zustand in gleichem Maaße mit der verfallenen Landstraße verschlimmert. Die Gemächer sind staubig und unwohnlich, die Fenster ent-

behren ihrer Glasbekleidung und die geschwärzten Wandflächen sehnen sich vergeblich nach einem weißen Kalkanstrich. Ein gefälliger Gastwirth läßt sich nirgends blicken, Stühle und Tische sind ebenso wenig zu entdecken, für Bett, Küche und Keller hat der werthe Reisende selbst zu sorgen und nur eine Schale zweifelhaften Thees kann günstigsten Falles vom Postmeister dem müden Wanderer gereicht werden. In der Dunkelheit huschen Nachtfalter und Fledermäuse über den Schlafenden hinweg, Katzen, Ratten und Mäuse treiben auf dem erdigen Fußboden des Gemaches ihr arges Spiel, stechende Muskitos summen um sein Haupt, und wer die Vorsicht außer Acht gelassen, vor seiner Abreise nach dem Lande der Sonne sich in Europa mit einem ausreichenden Quantum persischen Insektenpulvers zu versehen, kann das bewegliche Thierleben im Kleinen an sich selbst erproben. Gewisse Stationen sind nach dieser Richtung sogar bei den Persern verrufen. Die Giftwanze von Miane und von anderen Städten des Landes ist eine der gefährlichsten Feindin des schlafenden Reisenden. Ein einziger Stich des bösen Insektes läßt wochenlang Beulen und Schmerzen zurück, und mehrere Angreifer sind fähig, Gesundheit und Leben des Gestochenen aufs Spiel zu setzen.

Unterhandlungen jeder Art mit morgenländischen Beamten niederer Grade gehören nicht zu den besonderen Annehmlichkeiten einer Orientfahrt, und die persischen Postmeister im Lande der Sonne machen keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Pul und Pul, d. h. Geld und immer wieder Geld beschleunigt allein den üblichen Geschäftsgang und führt zum Schluß bis zur Stellung eines Pferdes oder Gespannes von zweifelhaftester Güte und Festigkeit. Geschirr und Wagentheile sind durch Stricke und Bindfäden zusammengehalten und der Kutscher kann nur durch die Aussicht auf ein Geldgeschenk zu der wünschenswerthen Eile angetrieben werden. Wer sein Geld sparen will

und auf den Namen eines vornehmen Reisenden verzichtet, thut am besten sich auf ein Postpferd zu schwingen (für den Sattel hat der Wanderer selber zu sorgen) und dem voranreitenden Postknecht auf Schritt und Tritt zu folgen.

Auf der kurzen Reise von Piribasar nach der Hauptstadt des Gilan, Rescht, wiederholt sich das landschaftliche Bild auf dem durchmessenen Wasserwege in stets fesselnder Abwechselung seiner einzelnen Theile. Im Vordergrunde, zu beiden Seiten der weiland Kunststraße, in deren Gräben Wasser-Insekten, Frösche, Schildkröten und Schlangen ein friedliches Stillleben nebeneinander führen, zeigen sich hinter den dichten Umhegungen aus grünem Strauchwerk die Wohnhäuser der Landleute in der Umgebung von Obstgärten, Maulbeerbaumpflanzungen und sumpfigen Reisfeldern. Bauernvolk mit spitzer Mütze auf dem röthlichgefärbten bärtigen Haupte, Männer und verschleierte Ehegenossinnen, schauen neugierig an der Hofthür auf den Frängi, der in dem Kaleske auf der grundlosen Chaussée von einer Wagenecke nach der andern geschleudert wird und vor schmerzlicher Ueberraschung kaum zu athmen wagt. Und doch schweift sein Auge bei den geschenkten Ruhepausen mit Vergnügen über die urwaldlichen Schönheiten im Hintergrunde oder blickt voll Staunen und Bewunderung zu den dunklen Bergriesen auf, welche in Gestalt massiger schneebedeckter Ketten über den Wald hinwegragen und sich in weiter Ferne in bläulichduftige Linien verlieren. Sie gehören der Felsenmauer des Elburs an, die sich in langgestreckter Ausdehnung als Scheidewand zwischen der iranischen Hochfläche und der Gilaner Tiefebene aufbaut.

Hinter Baumgruppen und Gärten mit ihren grünen Umhegungen versteckt, zeigen sich endlich die ersten Häuser von Rescht, der Hauptstadt der Provinz des Gilan, welcher der ständige Koth (Gil) den wenig poetischen Namen des Koth-

landes geschenkt hat. Die periodischen Regen im Frühjahr und Herbst pflegen an der ganzen südlichen Küste des Kaspi-Meeres von dauerndster Hartnäckigkeit zu sein. Im Jahre 1884 hatte es beispielsweise bis zum 9. October hin nicht weniger als volle vierzig Tage vom Himmel gegossen und den Erdboden, vor allem den Untergrund der Kunststraße, in eine allgemeine Kothlache verwandelt. Die Verbindung des nassen Elementes mit der Gilaner humusreichen Muttererde verspricht im Voraus den üppigsten Pflanzensegen, aber dem wandernden Menschen gereicht die Hoffnung des seßhaften Bewohners nicht zum eigenen Troste und er verwünscht aus tiefster Seele die Unbill der Witterung und ihre kothigen Folgen.

Gilan und die ostwärts daran stoßende Provinz Masenderan, an dem Südgestade des Kaspischen Meeres, bilden die reichsten und fruchtbarsten Theile im ganzen persischen Reiche. Der Reis und die Kultur des Seidenwurmes liefern die Hauptquelle der alljährlichen Einnahmen. In zweiter Linie ist es der Anbau verschiedener Getreidearten, die Weinrebe, die Melonenzucht und die Verwerthung vorzüglicher Holzsorten für feine Kunsttischlerei, welche von den Einwohnern ausgebeutet wird. Von den (unschiffbaren) Flüssen ist es der Kysylüsen und der Schahrud oder, wie sie beide nach ihrem Zusammenflusse genannt werden, der Sefidrud, welcher sich durch einen großen Reichthum eßbarer Fische (Lachsforelle) auszeichnet. Russische Fischer zahlen eine erhebliche Pacht (70,000 Kran) für die Ausübung ihres einträglichen Gewerbes an den Mündungsstellen des Sefidrud an die persische Regierung.

Die vorher erwähnte Hauptstadt Rescht liegt in einer reizenden Umgebung und die an den Seiten der Landstraße gelegenen Gärten entzücken durch den Anblick ihrer Obstfülle und ihres prachtvollen Blumenflors. Es darf dem Perser das Lob gespendet werden, daß ihm die Freude an Blumen,

an grünem Blätterlaub und an den saftigen Früchten seiner Heimath im Herzen wohnt, daß er sie mit poetischem Sinne auffaßt und als Gastgeschenk nichts Lieberes zu geben und zu empfangen weiß, als duftende Blumen und frisches Obst. Seine Neigung für die bunten Kinder der Mutter Erde zeigt sich ebenso wohl in der Pflege, welche er der Blumenzucht zuwendet, wie in der außerordentlichen Geschicklichkeit und dem Verständniß, mit welcher er die Anlage zierlicher Gärten zu Wege bringt. Man begreift danach den persischen Ursprung des alten Wortes Paradies für einen anmuthigen Garten, aber nicht weniger auch die Vorliebe der alten und modernen Bewohner Irans, die Wände, Decken und Thüreingänge ihrer Wohnhäuser und Paläste mit reichster Blumen-Ornamentik zu schmücken und der Blumen-Malerei ihre vollste Aufmerksamkeit zu widmen. Die Blume in den Händen einer Person ist ein Zeichen der Liebe und Freundschaft, und selbst die Tulpe ein Symbol, von welchem eine persische Dichterstimme zu singen weiß:

„Die Feuertulpe wählt' ich zum Symbole,
Von Außen glüh' ich, doch mein Herz ist Kohle."

Der Rose räumt man auch in Iran das Vorrecht ein als die Königin der Blumen zu gelten und pflegt mit aller Sorgfalt und Kunstfertigkeit die mannichfaltigen farbenreichen Sorten derselben bis zur Winterrose von Rescht hin, welche selbst unter der Schneedecke Blätter, Knospen und Blumen treibt. Die zartduftende Narcisse (Nergiß) gilt als ein lieblicher Frühlingsbote und wird in gläsernern Behältern als Zimmerschmuck von Arm und Reich gezogen. Aber selbst den unscheinbaren Kaktusarten spendet der Perser seine Aufmerksamkeit und giebt ihm sinnreiche Namen bis zur „Schlangenblume" (Gul-i-mar) und „Schwertblume" (Gul-i-schemschir) hin, die ich bei mir bekannten Persern in Töpfen wachsend vorfand.

Die Stadt Rescht, der Sitz des Wali oder General-Gouverneurs der Provinz Gilan, hat keinen Ueberfluß an hervorragenden Gebäuden. Die Häuser mit ihren rothen und grünen Dächern zeigen den gewöhnlichen Baustyl: fensterlose Außenwände, an der Straßenseite mit einem schmalen Thüreingange, dessen Anlage den Blick auf den daranstoßenden Hof verhindert. Das persische Haus ist streng in zwei Abtheilungen gesondert, von denen die eine „das Aeußere" (Birun), die zweite „das Innere" (Aenderun) genannt wird. Im häuslichen Ministerium des Aeußeren liegen um den Hof die von den Mannsbildern bewohnten Räume mit ihren breiten Glasfenstern, welche fast die ganze Wandfläche einnehmen. Im Ministerium des Innern, neben oder hinter dem vorigen, befinden sich die Gemächer der Damen und Dienerinnen, zu welchen jedem Unberufenen der Zugang verwehrt ist. Es ist eine allgemeine landesübliche Ausdrucksweise die Haremswelt danach mit dem Namen des Aenderun oder „des Inneren" zu belegen. In den beiden Höfen sieht man regelmäßig ein rundes oder viereckiges Wasserbecken, das „Meerchen" (Deriatsche) genannt, häufig mit einem Springbrunnen in der Mitte, um welches zur Augenweide lange Reihen von Blumentöpfen mit blühenden Gewächsen aufgestellt sind. Sie bilden das Baghtsche oder „Gärtchen" des Hauses. Im Sommer werden Zelttücher über die Höfe gespannt, um der glühenden Sonne den Zutritt abzuschneiden, und vor die Fensterwände Vorhänge (Perde) aus gleichem Stoffe angebracht, auf welche buntfarbige einfache Ornamente genäht zu werden pflegen. In den Wohnhäusern der Reichen ist die buntfarbige Decoration der Decken und Wände mit ihren gradlinigen Nischen (Taktsche), Stalaktiten-Ornamenten und Spiegelgetäfel ein Gegenstand der Bewunderung für den eintretenden Frängi. Wenn sich auch die neuere Kunst nicht mehr mit den mustergültigen

Meisterwerken der älteren Zeit zu messen im stande ist und die bedruckte europäische Papiertapete allmählich die Wandmalerei mit ihren Blumen und Arabesken verdrängt, so fehlt es dennoch nicht an geschmackvollen Vorbildern der persischen Hausdecoration, welche ihre ganze phantastische Fülle vor allem auf den Empfangssaal (Talar) ergießt. Die Paläste oder Imaret des Schah und der Schahsades oder Prinzen von Geblüt stellen noch heute die höchsten Anforderungen an den persischen Künstler, dessen artistische Anlagen sich in den vollendetsten Leistungen offenbaren. Wer jemals das Glück hatte, das palastähnliche Gebäude des Muschir-ed-daule, eines Schwagers des Schah, in Teheran zu betreten und die Hauptsäle desselben mit ihren gewaltigen Dimensionen in Augenschein zu nehmen, wird meiner Versicherung Glauben schenken, daß Europa mit aller seiner Kunst und Industrie nichts auch nur annähernd Aehnliches aufzuweisen hat. Die asiatische Kunst und der asiatische Geschmack feiert darin Triumphe, von deren Größe unsere Artisten in Europa keine Ahnung haben.

Der bewegliche Schmuck der persischen Zimmerdecoration besteht hauptsächlich in den bekannten kostbaren Teppichen, mit welchen die Fußböden der bewohnten Räume eines Hauses bis zu den schlechteren Sorten der Kilims in den Dienergemächern bedeckt sind. Die Art und Weise, in welcher die Teppiche im Lande ihrer Herkunft gelegt werden, ist keine zufällige, sondern folgt einer Vorschrift, die zur allgemeinen Sitte geworden ist. Zunächst wird als Unterlage eine geflochtene Matte verwendet, welche der Ausdehnung des Raumes nach Länge und Breite entspricht. In der Mitte desselben nimmt ein größerer Teppich, (Kali, in Persien stets von länglicher, niemals viereckiger Gestalt) den Hauptplatz ein. An den beiden Längsseiten desselben werden zwei sogenannte Kenare oder Seitenteppiche ausgebreitet, welche gewöhnlich die Ränder des mittleren Stückes

verdecken. An dem Kopfende des Gemaches befindet sich ein breiterer Teppich, auf welchem ein kleinerer von feinster Qualität oder der sogenannte „Königssitz“ (Schahnischin) ruht. Hier ist der Ehrenplatz für die ausgezeichnetsten Besucher und Gäste des Hauses. Nicht selten werden die buntfarbigen wollenen Teppiche durch große Filzdecken (Nemed) mit und ohne Muster darauf ersetzt, welche den Nachtheil haben von den Motten in kurzer Zeit durchlöchert zu werden.

Das echt persische Haus kennt keine europäischen Möbelstücke, vom Stuhl und Tische an bis zum Bettgestell hin. Doch hat sich allmählich der Geschmack daran bei dem besseren Theile der Bevölkerung eingebürgert und selbst das schmale frängische Sopha den breiten morgenländischen Diwan mit seinen Kissen und Polstern verdrängt. Lichtkronenleuchter — die Perser nennen sie „Vierzigkerzen“, — Arm- und Wandleuchter aus buntfarbigem böhmischen Glase, meist mit Windglocken und dem Brustbilde des Schah darauf versehen, gelten als beliebtestes Decorationsmittel. Im Lande der Sonne sehnt man sich auch in der Nacht nach dem Lichtglanze und selbst in den Theehäusern und offenen Buden der Städte bildet die Photogen-Staatslampe neben den Glanzleuchtern sammt ihrem funkelnden Behang einen sehr wesentlichen Theil der inneren Ausschmückung. In Rescht ist freilich die europäische Lampe weniger in den öffentlichen Vordergrund gestellt, denn die Bevölkerung in den Bazaren und Straßen läßt ihr Licht im Naphtha-Lämpchen aus Thon oder Blech leuchten, wenn auch die helle Flamme schwarzen Blak abstößt und der abscheulichste Geruch Bakuer Angedenkens die Nasennerven höchlichst beleidigt.

Wenn auch Rescht als Hauptplatz an der persisch-russischen Handelsstraße auf iranischem Gebiete heutzutage sich eines lebhaften Waarenverkehrs erfreut, so dürfte der Reisende wenig Veranlassung finden sich in der Gilaner Metropolis zwischen

Persern, Armeniern und Russen besonders wohl zu fühlen. Hat er seine Einkäufe an buntfarbigen Mosaïktuchdecken, in deren Anfertigung die Bewohner sich rühmlich auszeichnen, besorgt, so wird er es vorziehen seiner Sehnsucht nach dem Innern des Landes baldmöglichst Rechnung zu tragen und sich zur Weiterreise nach Teheran rüsten. Eine wenig freundliche Einwohnerschaft und das heimlich lauernde Fieber machen außerdem die Trennung nicht schwer, höchstens das gastliche Haus des russischen Consuls H. Wlassow, in welchem der wandernde Europäer ohne Unterschied der Nation zu jeder Jahreszeit die liebenswürdigste Aufnahme zu finden sicher sein kann. Von dem Pariser Salon im Consulatsgebäude nach der persischen Tschaparchane ist freilich ein schwerer Schritt, aber er muß gethan werden, soll die Weiterreise mit beschleunigter Geschwindigkeit vor sich gehen.

Ich setze voraus, daß der geneigte Leser es mit mir vorzieht den langsamen sechzigstündigen Ritt im Karawanenschritte aufzugeben, denn drei, höchstens vier Meilen werden täglich in sechs bis acht Stunden zurückgelegt, und sich lieber als Tschapar oder Courierreiter auf den Weg zu begeben. Im kurzen Galopp traben der Postknecht und der Reisende auf ihrem Jabu oder Postpferde hintereinander einher, ein anderer Gaul trägt das nothwendigste Gepäck, und vorwärts geht es über die steinerne Bogenbrücke hinter der Stadt auf der breiten Landstraße der Elburs-Kette entgegen. Die Hoffnung, in höchstens drei Tagen Teheran erreichen zu können, belebt den Muth, noch mehr die Zuversicht, nur in einem einzigen Posthause geringster Güte für das Nachtlager und die Küche selber Sorge tragen zu müssen. Der Hunger pflegt freilich weniger als der Durst zu plagen, aber dieser ist bald durch den flüssigen Inhalt der nie fehlenden Theekanne gestillt und gegen ein klingendes Enam oder Geschenk

werden selbst ein paar weiche Eier zum hartgebackenen Fladenbrot geliefert. Wasser zu trinken, besonders im Uebermaaß, ist nicht gerathen. Von Rescht an sind die Quellen und Brunnen, welche das edle Naß spenden, von fraglicher Güte, wenn auch für Entomologen von unschätzbaren Eigenschaften auf wissenschaftlichem Gebiete.

Wenn ich im Verlauf meiner Schilderung der Reise im Lande der Sonne mich der Stundenangabe statt der Meilenzahl bei örtlichen Entfernungen bedienen werde, so hat das seinen guten Grund, da die Länge des persischen Ferseng nicht überall die gleiche ist. Die Lösung dieses Räthsels scheint mir darauf zu beruhen, daß man bei schwierigen Wegstücken, wie es z. B. die steilen Bergstraßen im Lande sind, das langsamere Tempo in der Vorwärtsbewegung der Thiere und die daraus folgernde längere Zeit in Rücksicht nimmt, um in dieser Weise eine Art von Ausgleichung für die Meilengelder zu erzielen.

Die Orientalen sind in solchen Berechnungen äußerst pfiffig und gewandt und die Verschiedenheiten der persischen Meile aus der angegebenen Ursache erinnert mich unwillkührlich an die Verschiedenheiten der Zollmarken an dem weltberühmten Nilometer auf der Insel Roda gegenüber von Alt-Kairo. Auf der steinernen Säule des Meqias sind 17 arabische Ellen (à 24 Kirat oder Zolleinheiten) verzeichnet, welche dazu dienen, dem Volke das zunehmende Steigen des Niles ziffermäßig zu verkündigen. Daß dies nicht gleichmäßig stattfinden kann, wenn die Wasser nach dem sogenannten Nilschnitt aus dem Nilbette in die Seitenkanäle eintreten, um die Felder zu überschwemmen, liegt auf der Hand, denn das Quantum der Wasserfülle wird in erheblicher Weise verringert und nach dem Nilmesser müssen die Angaben nicht mehr diejenige Genauigkeit besitzen, welche der Zunahme des steigenden Flusses innerhalb seines eigenen

Bettes entspricht. Man nahm deshalb seine Zuflucht zu einem Ausgleichsmittel, das darin bestand den Ellen eine verschiedene Länge zu geben, je nach dem Wasserstande innerhalb des Nilbettes und nach dem vollendeten Nilschnitt. Dies ist die Auflösung des sogenannten „herkömmlichen Betrugs am Nilmesser“, der zuerst von den gelehrten Ingenieuren der französischen Expedition nach Aegypten unter Napoleon Bonaparte entdeckt sein soll.

Indem ich in ähnlicher Weise die persischen Postmeister von dem Verdachte eines Betrugs in ihren abweichenden Längenmaaßen der neupersischen Parasange reinige, werde ich, wie gesagt, in Zukunft mich der Stundenzahl bedienen, welche eine reisende Karawane braucht, um ihren Weg von einem Orte nach dem anderen zurückzulegen. Und so bemerke ich mit Bezug auf diese Berechnung zuerst an dieser Stelle, daß von den Ufern des Murdab aus bis nach dem Dorfe Rustemabad der Urwald sich auf eine Strecke von fünfzehn Reisestunden in der Richtung von Norden nach Süden ausdehnt. Die Poststraße, welche sich mitten hindurch zieht, befindet sich in dem oben beschriebenen Zustande. Die Brücken, aus Holz und Stein aufgeführt, welche an verschiedenen Stellen die Straße unterbrechen, sind oft der gebrechlichsten Natur, die Seitengräben mit Wasser angefüllt, in welchem die Schildkröte und die Wasserschlange im feuchten Grunde ruhen, und nur der europäisch-indische Telegraphendraht, welchen der Reisende nie aus den Augen verliert, bleibt der tröstende Bote, welcher ihn in zwei Stunden mit der Heimath verbindet. Das Waldrevier behält den geschilderten Charakter bei und nur das klare Sonnenlicht am blauen Himmelszelte zaubert in den verschiedenen Tagesstunden die wundervollsten Lichteffecte in den saftiggrünen Baumschlag längs des Weges und in das undurchdringliche Dickicht mit seinen dunklen geheimnißvollen Schattirungen

im tiefen Hintergrunde. Heilige Stille und Ruhe lagert auf der Straße, selten unterbrochen von den Tönen der Messingschellen am Halse der Thiere, welche den vorüberziehenden Karawanen angehören und mit Waarenballen und Kisten in ihren Umhüllungen aus Ziegenfellen belastet sind. Das hohe baktrische Kameel, das störrige, wanstige Maulthier, das kleine ausdauernde persische Pferd und der flinke, wenn auch schäbig aussehende persische Esel ziehen in bunter Abwechselung ihren Weg dahin. Die Tscherwadars oder Karawanenführer, mit Dolchen, Messern und Gewehren bewaffnet, sitzen gemächlich in ihrem Lederkoller auf dem Rücken der bepackten Thiere und drücken das hölzerne Mundstück des glimmenden Kalian an ihre saugenden Lippen. Selten ist es der persische Hund, welcher die Transporte begleitet, und in diesem Falle nur die Species des Windspieles (Tasi), des unzertrennlichen Begleiters des Persers auf seinen Jagdzügen. Während der gewöhnliche Hund (Seg), von mittlerer Größe und starkem Bau, welcher in den Städten und Dörfern auf den Gassen und Plätzen sich herrenlos umhertreibt, wenn auch gewisse Quartiere gleichsam in Pacht genommen zu haben scheint, durch seinen Anblick zurückschreckt, denn sein Körper ist mit Wunden und Geschwüren übersät, erscheint das gelblichbraun gefärbte Windspiel, kleiner als das europäische, mit seinem spitzen Kopfe, langen Schlappohren und gefälligem Gehänge wie ein vornehmer, sauberer Herr unter den schmutzigen Straßenjungen seines Geschlechtes. Seine Gangart ist ein stetes Hüpfen und Springen und seine Bewegungen sind von vollendeter Grazie.

Im Dickicht des morastigen Waldes haust auch auf dieser Reisestrecke, welche zunächst über Senger, auch Du-schembebasar oder „der Montagsmarkt“ genannt, nach der Poststation von Kochdum führt, der gilanische Tiger und sein Partner, der im ganzen Norden Persiens verbreitete Panther (Peleng). Daneben

sind es Bären, Luchse, Wölfe, Schakale, Wildschweine und Hirsche, welche das Waldgebiet durchstreifen. Selten verlassen die Tiger das grüne Revier und noch seltener richten sie ihre Angriffe auf vorüberziehende Reisende. Nur bei starken Schneefällen in harter winterlicher Jahreszeit gehen sie aus ihrem Lager hinaus, um Städten und Dörfern Besuche abzustatten oder auf offener Landstraße den wandernden Menschen und seine thierischen Begleiter zu überfallen. Vor einigen Jahren drangen zwei Beber in die Gassen von Rescht ein, tödteten und verwundeten zehn Menschen und erst den vereinigten Kräften mehrerer beherzter Einwohner gelang es die ungebetenen Gäste durch Flintenkugeln niederzustrecken.

Senger, wenigstens nach dem, was ich davon gesehen habe, ist ein großes Mensil oder eine Poststation mit breiter Façade, an welcher sich ein mächtig langer Hof mit Ställen und Buden an den inneren Seiten desselben anschließt. Montags findet regelmäßig ein Wochenmarkt statt, auf welchem die anwohnenden Bauern ihre Einkäufe besorgen. Früchte sind fast in allen Jahreszeiten zu haben. Süße Weintrauben, Granatäpfel von unglaublicher Größe, Wassermelonen, Gartenmelonen, Wallnüsse und Pistazien werden haufenweise zum Verkauf angeboten. Die Händler sitzen in aller Seelenruhe vor ihren Waaren, preisen sie mit keiner Silbe den Vorübergehenden an und empfangen die herantretenden Käufer mit der gemessenen Ruhe eines gnädigen Gönners. Dieselbe Erscheinung tritt auch in den übrigen Theilen des Landes dem beobachtenden Reisenden entgegen. Bei Einkäufen muß man den Kaufmann förmlich ersuchen seine versteckten Waaren vorzulegen und ihn bitten dies und jenes auswählen zu dürfen. Nicht wenige unter den Bazar-Händlern haben die alte Gewohnheit beibehalten, die klingende Bezahlung aus den Händen eines Christen, der wie jeder nicht-muhammedanische Sohn Adams als ein höchst un-

reines Wesen gilt, nur in einer mit Wasser gefüllten Schaale in Empfang zu nehmen.

Das beschriebene Postgebäude von Senger, aus einem rothen Ziegelbau bestehend, ist ganz im Styl seiner übrigen Collegen an den offenen Straßen im Lande der Sonne ausgeführt. Ueber dem breiten Thüreingange zu ebener Erde, oft mit dem persischen Spitzbogen gekrönt, erhebt sich das für den Aufenthalt des geehrten Reisenden bestimmte „Balkonzimmer“: Balachane oder Balachune, d. i. „das Oberhaus“ (die Oberetage) von dessen fehlender Einrichtung und seinen Leiden und Freuden ich oben bereits meine authentische Schilderung geliefert habe. Das einzige Schöne an ihm ist die Aussicht auf eine Riesenbuche, unter deren Schatten wanderndes Volk sein Mensil aufzuschlagen pflegt.

Die Straße nach Kochdum erweckt aufs neue die freudigste Bewunderung durch die wunderbare Pracht des Urwaldes mit seinen stämmigen Bäumen und dem endlosen, unentwirrbaren Pflanzengeschlinge, das sich bis zu den höchsten Spitzen der bemoosten Holzriesen hinaufrankt. Vor allem entzückt der liebliche Anblick haushoher Akazien (mit dem Worte „Seidenbaum“ bezeichneten sie mir meine persischen Begleiter), deren Zweige, von einem einzigen Knotenpunkte ausgehend, sich nach allen Richtungen hin bogenförmig erdwärts neigen und aus der Ferne unwillkürlich die Vorstellung persischer Palmenarten erwecken. Die Palme, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, ist im Norden Persiens ein unbekanntes Gewächs. Die Palmenregion zieht erst ganz im Süden Irans ihre nördliche Grenze, aber die Palmenwälder von Schiras und in der Provinz von Fars sind elende Stümper gegen die Schönheit der afrikanischen Schwestern.

In den Lichtungen, welche sich abwechselnd nach den Straßenseiten des Urwaldes hin öffnen, bauen sich auf dem feuchten

Untergrunde die Ansiedelungen gilanischer Bauernfamilien nach allen Regeln eines vorgeschichtlichen Pfahlhauses auf, mit seiner Thür in der Mitte, zu welcher eine Leiter hinaufführt. Ein mächtiges Dach aus Schilfröhricht überragt das Gebäude und setzt sich schirmartig fast bis zu dem Erdboden fort. Fenster, Schornsteine und Luftlöcher sind nach keiner Wandrichtung hin zu entdecken. Auf einem Baumstamme oder auf einem hohen Balkengerüst ruht der menschliche Vogelbauer, in welchem das Haupt und die Glieder der Familie in der Zeit der drückendsten Hitze Heil und Rettung vor den Insektenstichen in den Räumen des Pfahlbaues suchen. In den nassen Feldern stehen hochaufgeschürzte Weibsbilder in dem unmalerischsten Kostüme, um der Cultur des Reises ihre Kräfte zu weihen und sich den Keim der tödtlichen Fieber zu holen, welche im ganzen Gilan herrschen und die Bewohner desselben nicht alt werden lassen. Reisfeld und Fieber sind hier unzertrennliche Begriffe und die Perser im Binnenlande behaupten sogar, daß selbst der häufige Genuß von Reisspeisen die Quelle dieser bei ihnen weit verbreiteten Krankheit sei. Ich selber hatte bei meinem ersten Ritte durch die Urwälder des Gilan das Mißgeschick vom Fieber befallen zu werden. Bald nach meiner Ankunft in Teheran brach es mit vollster Gewalt aus, fesselte mich drei Wochen lang an das Bett und ich hatte vier Wochen lang mit mir zu schaffen, um die verlorenen Kräfte wiederzugewinnen. Und dennoch ist der Eingeborene stolz auf seine Heimath, denn er hält sie für das Paradies auf Erden und bedauert Jeden, der nicht im Gilan seine Hütte bauen und seinen Reis essen kann.

Nach einem Wege von drei Stunden beginnt der Urwald sich allmählich zu lichten, die Baumgruppen treten vereinzelter auf, das Auge vermag den Baumschlag im Hintergrunde deutlich zu unterscheiden, wilde Heckenrosen ziehen sich die Straße entlang und die menschlichen Ansiedelungen nehmen den Charakter zu-

sammenhängender Gebäude an. Breite Ebenen öffnen sich und rufen den Eindruck eines frischen Wiesenlandes hervor. Auf einem bewaldeten Hügel steht das Grab eines Heiligen. Das Imamsade, wie die Perser derartige Grabbauten benennen, sieht von der Ferne wie ein Lusthaus mit einer Veranda davor aus. Eine Karawanserei, in dem musterhaften Baustyl der Zeit des großen Schah Abbas I. aus rothen Ziegeln aufgeführt, erinnert an die blühendste Handelsepoche der persischen Geschichte und an den verlorenen Weltverkehr selbst in diesen einsamen Gegenden, dreihundert Jahre vor unserer Zeit. Das Gebäude ist halb zerfallen, die Wände sind geborsten und eine Restauration wohl kaum mehr denkbar.

Der Wald liegt hinter uns, vor uns erhebt sich ein baumreicher Hügel mit steilem Aufsteig zu einem Hohlwege, wie ihn ein Tell besser zu finden nicht vermocht hätte. Zur Linken schlägt das Geräusch des Wellenschlages an unser Ohr. Es rührt vom Sefidrud her, der zwischen Kieselfeldern und Geröll seine nasse Straße in schnellstem Laufe dahinzieht. Jenseits und stromaufwärts, nach dem Hintergrunde zu, hüllen sich dunkelbläuliche Gebirgsketten in einen dichten Wolkenschleier und scheinen Regen oder Gewitter in Aussicht zu stellen, womit die stechende Sonne in bedenklicher Weise übereinstimmt. Helles Glockengeläut klingt von der Höhe des Bergpasses in die Tiefe hernieder. Vorsichtig setzen beladene Maulthiere und Esel den Fuß auf den abwärtsgesenkten Boden; sie gehören einer kleinen Karawane an, welche Kischmisch, getrocknete Weinbeeren, die für den Export nach Rußland bestimmt sind, nach Piribasar zu befördern hat.

An den Rändern des Flusses, der mit der Gewalt eines Bergstromes durch die Ebene sein nasses Band zieht, herrscht eine Todtenstille. Kein menschliches Wesen ist sichtbar, nur ein Kranichvolk, das über die Ebene in langer Linie hinweg-

zieht, unterbricht durch sein lautes Gekreische die fast unheimliche Ruhe der Natur.

Die Bergstraße führt mitten durch ein lustiges Waldrevier, wenn auch der stellenweise gepflasterte Weg vieles zu wünschen übrig läßt. In den Tiefen des grünen Haags stürzen wasserreiche Quellen thalwärts nieder und unterbrechen den regelmäßigen Gang der Reitthiere. Drei volle Stunden dauert die Reise, aber sie ermüdet nicht, denn unter dem Schatten der Baumwelt, in welcher selbst die Eiche ihre Vertreter findet, und bei dem Gemurmel der rauschenden Wasser sitzt es sich prächtig im Sattel und man genießt mit vollen Zügen die Wohlthat der Waldluft und des Waldduftes. Nur noch wenige Stunden, und der zweite Theil der Wanderung steht bevor, unter den brennenden Sonnenstrahlen auf schattenlosen Gebirgspfaden und auf der glühenden Hochebene, durch welche angesichts der massigen Kette des Elburs, die „königliche Chaussée“ bis zur Residenz des Schah führt.

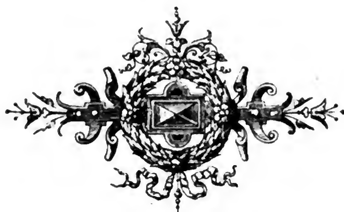
Da, wo sich die Bergstraße in mäßiger Höhe an den Rändern des Waldgebirges entlang zieht, beherrscht das Auge die breite Ebene, in deren Mitte der Strom in starken Windungen seinen Lauf nimmt. Große Felsblöcke dunkelfarbigen Gesteines liegen auf dem grauen Geröll zerstreut am Ufer umher oder ragen aus dem röthlich gefärbten Wasser hervor, das sich an ihrer festen Masse bricht oder darüber mit kühnem Wellensturze hinweghüpft. In den Zeiten andauernder Regengüsse oder der Schneeschmelzen stürzt der Sefidrud mit allgewaltiger Kraft durch sein Thalgebiet, die größten Felsstücke mit sich fortreißend, oder tritt aus seinem Bette heraus, um die freie, todte Ebene zwischen den Bergketten zu beiden Seiten mit seinem Wasser zu überschwemmen. Nur ein schmaler Theil der Ebene am Fuße des diesseitigen Gebirges, mehr Sand als Fruchtboden enthaltend, bleibt von seiner feuchten Decke

verschont. Reisfelder sind hier angelegt und mit einem System von Rinnsalen durchzogen.

Das Dorf mit dem stolzen Namen Rustemabad, d. i. „Rustems Wohnstätte“, von dem hochgelegenen Posthause beherrscht, kann als Muster einer Ansiedelung persischer Bauern gelten. Fensterlose Hütten aus einem Gemisch von Lehm und Kieselsteinen aufgeführt, liegen an den Seiten etlicher Gassen, die ungepflasterte Hauptstraße führt mitten durch einen Bazar, der in wenigen Buden die einfachen Bedürfnisse der Dörfler befriedigt, und ein paar Weidenbäume sorgen für Schatten und ersetzen die Parkanlagen europäischer Städte. Wasserlinien laufen in die Kreuz und die Quere und bilden stellenweise breite Tümpel, an welchen scheue Dorfhunde ihre Siesta halten. Mit einem Worte, Rustemabad erinnert an die Dörfer, welche an den Rändern der syrischen Wüste gelegen sind und keinen Anspruch auf verbesserte Zustände erheben. Die Dorfbewohner bearbeiten ihre Felder, leben unter dem Regimente ihres stammverwandten Kedchoda oder Aeltesten, zahlen ihre Abgaben und Steuern und erfüllen mit allem Anstand die Pflicht der Höflichkeit und der Gastfreundschaft, wenn vornehme Reisende ihren Weg nach dem Dorfe hin einschlagen. Der Kedchoda und die würdigsten Vertreter der kleinen Gemeinde stellen sich an der Landstraße auf, die Landesmiliz, mit unbrauchbaren Flinten und in Ermangelung derselben mit langen Stöcken bewaffnet, erweist die militärischen Ehrenbezeugungen und der Civilstand schneidet einem Schafe mit scharfem Messer das Haupt vom Rumpfe, legt die getrennten Körpertheile an den beiden Seiten der Straße in angemessener Entfernung auf den Boden nieder und „der Geehrte“ mit seiner Begleitung, zwischen dem Leibe und dem Kopfe des Thieres hindurchreitend, zieht friedlich in das Dorf ein.

Die Sitte ist altpersisch und erklärt die demüthigen Anfangsworte persischer Bittsteller und Untergebener: Kurbanet=äm „Dein

Schlachtopfer bin ich". Daß den also geehrten Gastfreund bei seinem Abstieg im Mensil auch weitere Huldigungen zu theil werden müssen, ist ein strenges Gebot der modernen persischen Höflichkeit. Zuckerhüte, Theepakete, ausgedrückter Citronensaft in kleinen, dunkelgrünen Flaschen, Melonen, Weintrauben, Orangen, Citronen, Quitten, Granatäpfel, Feigen, Aprikosen, Aepfel, Birnen, Nüsse, Mandeln, Pistazien und was sonst die Gärten an auserwählten Früchten liefern, werden in zierlicher Aufstellung auf den Teppich des Hauses gesetzt und in würdevoller Rede um gütige Annahme des Mehman oder Gastgeschenkes geziementlich gebeten.





Nach der Platanen-Stadt.

Rustemabad bezeichnet das Ende des Gilan-Paradieses, denn der Wald hört auf und der nackte kahle Berg mit seiner schmalen Felsenstraße an der Thalseite empfängt den Reiter und sein Glück. Es ist wahr, daß sich von den Abhängen bis zu den Kämmen der Gebirgszüge, welche das immer schmaler werdende Flußthal einschließen, mattgrüne Oelbäume angesiedelt haben, aber den Untergrund der kleineren und größeren Haine des Friedensbaumes bildet ein kahler, vegetationsleerer Boden, und was das Schlimmste ist, die Karawanenstraße liegt außerhalb des Bereiches ihrer unmittelbaren Nähe. Nur das anmuthig gelegene Dorf Rudbar, die nächste Station hinter Rustemabad, überrascht durch seine Orangen- und Olivenbaum-Anpflanzungen, unter deren Schatten der Reiter sich von dem vorangegangenen Sonnenbrand erholt und neue Kräfte zur Fortsetzung der Reise schöpft, welche für die Karawane in dem nächsten Dorfe Mendschil — 7 Stunden von Rustemabad entfernt — den schweren Tag des Bergrittes abschließt.

Schon der bloße Anblick der Felsenwände des massigen Gebirgsstockes, welche sich in steilem Abfall thalwärts nieder-

senken, wirkt entmuthigend auf die Erhöhung der Reiselust. Der enge Weg zieht sich wie eine braune Linie über Abhänge und Untiefen hinweg, bald zu schwindelnder Höhe aufsteigend, bald zu niedriger liegenden Stellen führend. Dunkelgrünes Gestrüpp unterbricht hier und da die todten Farben des Gesteines, aber es hilft nicht über die Erinnerungen des verlorenen Paradieses im Gilan hinweg. Im Scheine der glühenden Sonne glitzert der Weißfluß in jäher Tiefe wie ein Silberband, aber wer möchte es wagen die schwindelnde Höhe zu verlassen und seinen Durst aus dem kühlen Bergwasser zu löschen? Dennoch ist das Gesammtbild der einsamen Landschaft von überwältigender Großartigkeit, die keine Feder und kein Pinsel zu schildern im stande wäre. Es herrscht in dieser gigantischen Felsenwelt das Reich der Schreckniß und der Einöde, wie es furchtbarer nicht gedacht werden kann. Die Perser fabeln, daß die bösen Diwe hier umgehen und auf den einsamen Reisenden in nächtlicher Zeit lauern, aber der Fabel liegt eine zutreffende Auffassung zu Grunde, die das Reich der Hölle und ihrer Bewohner hierher versetzt hat.

Auf der steilen Höhe hängt der Reiter auf seinem kleinen Persergaul und jeder Fehltritt würde hinreichen, Mann und Roß in die Abgründe zu stürzen. Doch das willige Thier, so abgemagert es ist und so traurig sein Aussehn sein mag, geht seinen sicheren Gang und versteht es den belasteten Maulthieren entgegenkommender Karawanen geschickt auszuweichen und Raum genug für sich und den Reiter zu gewinnen.

Man thut gut die Reise in aller Frühe anzutreten, um die nächste Station Mendschil noch vor zwölf Uhr Mittags zu erreichen. Es ist nämlich gerade der schwierigste Gebirgsritt an den eben beschriebenen Felswänden entlang durch die starken Windstöße verrufen, welche von Mittag an bis gegen Sonnenuntergang hin durch das schmale Thal in der Richtung von

Nord nach Süd hin und umgekehrt wehen. Aus eigener Erfahrung kann ich versichern, daß Gott Aeolus keine Mühe spart, aus seinem Windsack die stärksten Gesellen los zu lassen und ins Thal des Sefidrud zu entsenden. Hängt man schon auf dem schmalen Felspfade in fortdauernd schwebender Pein in seinem Sattel, so fügen die harten Stöße der Windsbraut dem reitenden Elend eine gefahrdrohende Lage hinzu, die für den Reisigen und sein Roß das höchste Mitgefühl erwecken muß, denn die Windstärke umfaßt die ganze Scala des Windmessers von Nummer 1 bis Nummer 11 hin.

Etwa eine Stunde vor der Ankunft in Mendschil rücken die Bergmassen zu beiden Seiten immer näher aneinander, der Felsenweg, stets an dem linken Flußufer seine Bahn verfolgend, steigt allmählich abwärts aus der Höhe und scharfkantiges Gestein bildet förmliche Thore. Es sind die Engpässe, die an mehreren Stellen zu überwinden sind. Die tiefbraune Färbung der Gebirgsmassen giebt der düsteren Poesie der Landschaft womöglich eine noch düsterere Färbung. Aus der Tiefe schlägt das Rauschen des Wellenschlages im Flußbett mit aller Deutlichkeit an das Ohr des Reiters und selbst dem Auge bietet der Anblick schäumender Kaskaden einige Abwechselung auf dem einsamen Gebirgspfade. Ein grüner Schimmer leuchtet plötzlich aus dem sich öffnenden Hintergrunde vor den erfreuten Blicken auf und ein weites Querthal zeigt sich jenseits der langen persischen Bogenbrücke, welche sich über den Strom ausspannt und die beiden Gebirgswände an seinen Ufern miteinander verbindet. Nach landesüblichem Baustyl sind die beiden Enden der Ziegelbrücke von vier Rundthürmen flankirt, die eine Art von Säulenschmuck bilden und das Aussehn steinerner Pilze haben. Am entgegengesetzten Ende des Brückenbaues, dessen wellig gepflasterter Boden Löcher und Lücken in unliebsamer Fülle offenbart, erhebt sich die bescheidene Hütte eines Gumrukchane oder persischen Zollhauses.

Die weite Aussicht über das hohe Brückengeländer nach der Thalseite hin erscheint wie eine Belohnung für den im Höllenthale zurückgelegten Weg. Smaragdgrüne Schilfgebüsche, Strauchwerk und Gruppen von Weidenbäumen begleiten die Uferseiten des „Rothstromes“ (Kysyl-Üsen) und „Königsflusses“ (Schahrud), die sich an dieser Stelle zum „Weißfluß“ (Sefidrud) vereinigen. Soweit das Auge reichen kann, dehnt sich ein breites Thal zwischen zwei mächtigen Gebirgsketten aus, deren Granitmassen in der allgemeinen Richtung von Ost nach West unter dem blauen Himmelsdome ihren sanftgewellten Rücken ausstrecken. Terrassenförmig steigen die Bergzüge am gegenüberliegenden Horizonte von Höhe zu Höhe, wie eine Riesensäge überragen die zackigen Kämme der höheren Ketten die niederen, während im Hintergrunde, in zarten Lichtduft gehüllt, gewaltige Bergkolosse auf die Felsenkinder zu ihren Füßen verächtlich herabblicken.

Der Ritt thalwärts zur grünen Ebene geht über niederes Hügelland, dessen breitere Flächen persische Dörfer mit ihren Gärten und Feldern bedecken. Dazu gehört die Station Mendschil, ein armes Nest mit seinem elenden Posthause, dessen Thüren und Fensterläden der brausende Wind unaufhörlich durchrüttelt und durchschüttelt. Vom Balkonzimmer aus erscheint uns das Leben in den engen Dorfgassen kein beneidenswerthes zu sein. Schmutzige, zerlumpte Kinder wälzen sich neben den Hunden im Kothe herum, Tauben, Hühner, Puter und Gänse picken die Brosamen am Erdboden auf und ein wildgewordener schwarzer Büffel verfolgt in mächtigen Bogensätzen seinen eigenen Herrn, der mit affenartiger Geschwindigkeit das Dach der nächsten Hütte erklimmt, um sich dort zu verschnaufen und seinem Allah oder Chuda für die Rettung aus Lebensgefahr zu danken. Wenn das am grünen Holze geschieht, was kann sich am trocknen ereignen, dachte ich bei mir selber und vermied es weislich, mich und mein Heil der Gasse von

Mendschil anzuvertrauen. Lieblicher war es schon von der sicheren Höhe des Balcon aus eine Schaar bewaffneter Reiter zu betrachten, welche wie wilde Männer auf ihren Pferden saßen, von denen die Mehrzahl, — ich meine die Pferde, — einen Umhang aus feuerrothem Tuche um den Hals trug. Die Leute gehörten der Landesmiliz an, welche in den Dörfern die Stelle der regulären bewaffneten Macht vertritt.

Von besagtem Mendschil aus legt der Reiter seinen Weg nach der nächsten Station Païtschinar (6 Stunden) über Dschemalabad im sogenannten Germsir oder in „der warmen Zone“ zurück, d. h. auf dem Gebiete, nach welchem die Wanderstämme im Winter ihre Zuflucht nehmen, um sich gegen die Kälte und Unbill der Witterung in dieser Jahreszeit zu schützen.

Im allgemeinen muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß der Perser, Türke, Araber und welchem Volke sonst der Bewohner Irans angehört, eine unbändige Lust am Wandern empfindet, ähnlich unseren europäischen Stadtbewohnern, welche aus Gesundheits- oder anderen Rücksichten das liebe Heim im Sommer verlassen, um auf den Eisenbahnstraßen in überfüllten Waggons oder in engen ungemüthlichen Zimmern der Gast- und Pensionshäuser ein unstätes Nomadenleben zu führen. Daß die persischen Ilat oder Wanderstämme, und mehr als drei Millionen Seelen gehören diesem Stande an, sich in bestimmten Bezirken, im Sommer auf den Hochflächen, im Winter in den Thälern und Tiefebenen ansiedeln, erklärt sich zur Genüge aus den Eigenthümlichkeiten des Klimas und des Bodens in der heißen und kalten Jahreszeit. Aber auch der in Städten seßhafte Theil der Bevölkerung Irans ist von der allgemeinen Wanderlust angesteckt und selbst die faulsten Bedsches oder Diener im Hause entwickeln bei dem Aufbruch aus der Herrenwohnung und während der Reise eine Umsicht und Thätigkeit, die mich oft in Erstaunen gesetzt hat. Die

bunten Zelte, meist mit mehreren Gemächern versehen, die Teppiche und Kissen, das ganze Küchengeschirr, die Vorräthe für den Tisch und sonstige zum Hauswesen gehörige Gegenstände werden auf den Rücken der Pferde und Maulthiere gepackt und Mann und Frau, Diener und Dienerin besteigen das persische Roß, die Weiber wie die Männer rittlings sitzend, um in langer Linie unter Glocken- und Schellengeläute zum Thore hinaus zu ziehen und irgend ein Reiseziel in langsamem Karawanenschritte zu erreichen.

Die Aufwartung während der ganzen Wanderschaft läßt nichts zu wünschen übrig. An den Sätteln der Thiere, welche den dienenden Theil des Hauses tragen, befindet sich, an Riemen und Stricken befestigt und meistens an den Weichen der Rosse herabbaumelnd, der ganze Apparat einer ambulanten Küche bis zur Feuerzange und dem glühenden Kohlentopfe hin, der unter dem Bauche des Pferdes seinen bläulichen Dunst ausstößt. Will der Gebieter Thee trinken, sofort wird er während des Rittes zubereitet und die gefüllte Tasse servirt, will er sich an einem kühlen Trunke erquicken, flugs wird ihm in der Messingschale Wasser mit Eisstücken gereicht, empfindet er Appetit, Brot, Käse und Früchte sind augenblicklich zur Stelle, will er den Kalian „ziehen“, wie die persische Sprache das Rauchen bezeichnet, sogleich wird ihm im gestreckten Galopp die brennende Wasserpfeife mit einer höflichen Neigung des Oberkörpers gereicht. Die Reiselust erweckt in dem Diener die hervorragendsten Eigenschaften, die ihm im Hause vollständig abgehen oder widerwärtig erscheinen. Auch das Reisekostüm ist der Jahreszeit angemessen, vor allem fehlt niemals „die Sonnenwende“, der breite schwarzlederne Mützenschirm, welcher mit Hülfe einer dünnen Schnur um die Lammsfellmütze gebunden wird und mit einer leichten Handbewegung je nach dem

Sonnenstande gedreht werden kann. So sonderbar dem Frängi ein derartig construirter Reisezug bei Männern und Weibern, die in getrennter Abtheilung voneinander ihre Straße dahinziehen, anfangs erscheinen mag, so praktisch ist er seiner ganzen Einrichtung nach und Jedem zu empfehlen, der auf den Hochebenen im Lande der Sonne eine längere Reise unternimmt.

In der „warmen Zone" des Schahrud oder Königsflusses, der seine röthlichen Fluthen in Schlangenwindungen durch die Thalebene hinwälzt, führt die Weiterfahrt in östlicher Richtung über eine lange Reihe von Bergstraßen mit freier Aussicht über die Landschaft, die in den Vorbergen von Menschenhand angelegt sind. Hinter Dschemalabad, mit einer Kastellruine auf einer Anhöhe, welche die Straße beherrscht, wechseln bebaute grüne Felder mit Weidengebüschen ab, in deren Schatten dicht am Ufer des Stromes der Reisende sein Nahar oder Mittagsfrühstück während einer kurzen Rast einzunehmen pflegt. Die hier wachsende Species der starkstämmigen Weide führt den Namen Ardschen; aus ihrem Holze fertigen persische Künstler die beliebten figurenreichen Schnitzereien, die nachher mit einem gelben Lacke überzogen werden. Legionen blutdürstiger Mücken und schamloser Fliegen stürzen sich auf den Pilger und beschleunigen seine gute Absicht, das nächste Mensil noch vor Sonnenuntergang zu erreichen. Wem eine Flinte zu Gebote steht, kann mit Erfolg eine reiche Jagd auf persische Rebhühner (Kebk) unternehmen.

Eine steile Bogenbrücke verbindet die beiden Ufer des Schahrud, dessen Strömung an dieser Stelle eine sehr starke ist. Der Reisende überschreitet sie ohne Fährlichkeit und der Bergpfad geleitet schließlich nach dem ersehnten Reiseziele Païtschinar oder „Platanenfuß". Das also genannte Dorf liegt hart am Ausgange eines Thales, welches sich nach Süden zwischen steilen Gebirgsmassen aufwärts streckt und von einem wenig tiefen Zufluß

des Schahrud bewässert wird. Wo die geringsten Spuren der edlen Gottesgabe, des Wassers, vorhanden sind, erzeigt sich der iranische Boden dankbar für dies Geschenk und eine üppige Vegetation bekränzt in kurzer Zeit die angefeuchteten Stellen der mütterlichen Erde. Weidenbäume, Buschwerk, Schilfe und Wiesenland mit einer bunten Flora von Feldblumen fassen die Ränder des Baches ein, an dem zu lagern nach dem heißen Tagesritte in der „warmen Zone“ ein besonderes Vergnügen ist. Die persischen Großen pflegen deshalb hier ihre Zelte aufzuschlagen, die Ferrasch oder Zeltschläger leiten um dieselben Rinnsale aus dem Bache ab, selbst „das Meerchen“, Derjatsche, vor dem Herrenzelt fehlt nicht, und so stellt das Ganze sehr bald das persische Haus im Kleinen dar. Der Küche fehlt es nicht an den besten Speisen. Die Jagd liefert Rebhühner und das wohlschmeckende Fleisch des Argali, der in den nahen Bergen sein Revier durcheilt, die Gärten saftige Granaten und süße Weintrauben mit Beeren von der Größe der Taubeneier, ohne jede Uebertreibung meines Vergleiches, denn Païtschinar gehört bereits in die Zone der Weintraubenkultur.

Das kleine Dorf mit hübschen Gärten und schattigen Bäumen hat sich die nahe Felswand hinaufgebaut, die an der westlichen Seite ihre tiefen Schatten über das Thal wirft. Das Posthaus, am äußersten Ende der Ansiedlung gelegen, ist durch seine giftigen Wanzen verrufen und erst in neuester Zeit durch einen Neubau verschönert worden. Als ich das letzte Mal genöthigt war, trotz der Wanzenfurcht mein Lager in dem Balkonzimmer aufzuschlagen, fehlte noch die Hauptwand desselben und ich mußte mit Hülfe von Kilim-Teppichen das große fehlende Stück selber ergänzen. Die Pracht der Farben, mit welchen die untergehende Sonne die gegenüberliegenden kahlen Bergwände im Thale des Königsflusses übergoß, war von entzückender Schönheit. Aus dem todten Gesteine strahlte eine

wunderbare Fülle des wärmsten Lebens in duftigstem Purpurroth, das allmählich in ein helles Blau und bläuliches Grün überging, sich plötzlich in schwefelgelbe Tinten verwandelte und zu dunkelgrauen Schatten erstarb. Eine sternenklare Nacht spannte ihr schimmerndes Zelttuch über Berg und Thal aus, das persische Käuzchen klagte aus dem nahen Baumdickicht, die Fledermäuse umflatterten das Posthaus, die plötzliche Kühle des Abends mahnte zum Rückzug von der Terrasse, und ich bestreute zu Païtschinar mein bescheidenes Lager mit persischem Insektenpulver aus Berlin, um den Angriffen der Giftwanze zu entgehen und mich dem Schlafe des Uebermüdeten hinzugeben.

Der Anbruch des nächsten Morgens bereitet dem Reisenden eine gewisse Spannung, denn in der Mitte des Tages soll er sich auf dem höchsten Punkte seiner Wanderung befinden, 5000 Fuß über dem Spiegel des Kaspischen Meeres. Der Aufsteig zu dem berühmten Passe von Chersen dauert von Païtschinar aus vier volle Stunden. Ueber Vorberge, in deren Tiefe ein Gewirr von Thälern sich nach allen Richtungen hin verzweigt, führt die steile Bergstraße an tiefen Abgründen vorüber, in deren schattigem Grunde Bäume und dichtes Gebüsch mit saftiggrünem Blätterschmucke die Anwesenheit unsichtbarer Wasseradern verrathen. Die Sonne brennt heiß und nur selten gewährt die granitene Felswand zur Rechten die kurze Wohlthat eines Rittes in wohlthuender Kühle. Immer steiler wird der Aufritt von Terrasse zu Terrasse, neue Bergköpfe erheben sich sofort über den höchsten Stellen, die man eben erreicht zu haben glaubte, im Zickzack führt die schmale Bergstraße zu den endlosen Höhen der todten Gebirgswelt hinauf, bis endlich eine 150 Meter lange Treppe über spiegelglatten Granitflächen sich vor den Augen des Reisenden aufbaut. Das persische Pferd überwindet auch diese Schwierigkeit mit sicherem Fuße,

aber keuchend und mit weißem Schaumschweiße bedeckt erreicht es die Höhe. Man schwingt sich aus dem Sattel, um dem Jabu Rast zu gönnen und im Schatten der überhängenden Felswand den überstandenen gefährlichen Ritt zu vergessen.

Der weite Blick von dem höchsten Punkte aus über das Gebirgsland zu unseren Füßen ist unendlich großartig. In allen Farben des Regenbogens glänzen die kahlen Flächen der Felsenketten im blendenden Lichte der Mittagssonne und in Gestalt einer langen Riesenmauer überragt im fernen Hintergrunde der Tacht-i-Suleiman oder Salomons Thron aus einer Höhe von beinahe 15,000 Fuß das wogende Steinmeer zu seinen Füßen. Abgründe von schwindelerregender Tiefe gähnen am Rande des Passes den Reisenden entgegen, ein bläulicher Dunst schwebt über dem schwarzen Grunde und mächtige Geier und Adler wiegen sich unter uns in den Lüften. Das Grauen der Einöde beherrscht die Stimmung, und winzig klein fühlt sich im Angesicht der gewaltigen Natur und ihrer Schöpfungen der Mensch, dem ein fühlendes Herz im Busen schlägt. Aber wie dankbar empfindet es zugleich derselbe Mensch, daß ihn Gott auf seiner Fahrt so gnädig behütet und bewahrt und wie auf Adlersflügeln heil und sicher durch die Schrecknisse eines fremden Welttheiles getragen hat.

Der Paß von Chersen ist die einzige Straße, welche auf dem kürzesten Wege von Teheran nach dem besuchtesten persischen Hafenorte Enseli am Kaspischen Meere führt. Nur mit Ausnahme des Winters, zur Zeit, in welcher die Schneefälle den Bergpfad unwegsam machen und dem Leben des Reisenden die höchste Gefahr in Aussicht stellen, vermeiden es die Perser den Uebergang zu versuchen. In allen übrigen Jahreszeiten kommen und gehen Karawanen und einzelne Wanderer, um ihre Reiseziele zu erreichen, und ein gewisses Leben herrscht selbst auf dieser einsamen Paßhöhe.

Der Absteig nach dem jenseits gelegenen Theile der Gebirgskette von dem gleichnamigen Dorfe Chersen aus, das auf dem luftigen Kamme gelegen im Winter unter tiefer Schneedecke steckt, führt durch ein wenig malerisches Gebiet sanft abfallender Vorberge, auf deren Flächen Ilat und Zigeuner Getreide anbauen und ein unstätes Wanderleben unter ihren schwarzbraunen Zelttüchern führen. Das nächste Dorf Mesere umgeht man gern, wenn nicht das Posthaus die nothwendigen Jabu zu stellen hat. Elende Hütten und aufgehäufter Schmutz geben ihm keinen besonderen Reiz und Giftwanzen und berüchtigte Stechfliegen lassen es überdies rathsam erscheinen niemals einen längeren Aufenthalt darin zu nehmen.

Der Weg von hier aus nach Aga-Baba, wenn gleich bequem und sanft abfallend, ist von eintöniger Langeweile. Die freie Aussicht ist durch die vorliegenden Hügel abgesperrt und die nächste Umgebung, ein steriles Hochplateau, nicht dazu angethan, die besondere Aufmerksamkeit zu fesseln. Es scheint deshalb ewig lang zu währen, bis das ersehnte Aga-Baba sichtbar wird und das Haus des Tschaparchane, das wie ein Palais aus der Ferne entgegenleuchtet, den Reisenden aufnimmt. Die Beschreibung des Orts ist bald geliefert, aber doch nothwendig, da Aga-Baba die Anlage eines persischen Dorfes in Irak in mustergültiger Weise veranschaulicht.

Eine Mauer aus Erde und Lehm aufgeführt und mit gelblicher Farbe bestrichen, umgiebt die ganze Ansiedlung, welcher die Gestalt eines Rechteckes zu Grunde liegt. An ihrem obersten Rande sind ausgezackte Zinnen mit weißer Bemalung angebracht, welche mehr auf decorative Schönheit abzielen, als strategische Zwecke verrathen. An den Ecken der Mauern erheben sich thurmartige Vorsprünge, in welchen Wächter mit ihren langen Feuerwaffen bei einbrechender Nacht ihr Amt als treue Hüter der

Gemeinde antreten. Ein gegenseitiges Anrufen und Antwort dient als vernehmliches Zeichen des pflichtmäßig erfüllten Berufes. Ihr monotones Geschrei Ja Hak „o Gerechter“, Ja Hu „o der Du bist“, Ja Daïm „o Ewiger“, durchhallt die stille Nacht und beruhigt die Schläfer im Dorfe über die Wachsamkeit der getreuen Hüter. Die festungsartige Umhegung der Dörfer verräth die besondere Absicht der Vertheidigung gegen feindliche Angriffe von außen her. Räuberbanden, wandernde Nomaden, Steuereintreiber, vornehme Reisende, reguläres und irreguläres Kriegsvolk, mit einem Worte Alles wird von den Dörflern über den einen feindlichen Kamm geschoren und den Neu- und Wißbegierigen die unglaublichsten Geschichten von den ausgehaltenen Angriffen aufgetischt. Hier wäre ein Feld für den Reporter sensationeller Berichte aus dem Reiche der Sonne.

Zwei große Hauptstraßen kreuzen sich im Dorfe, deren Wohnhäuser, niedrige Hütten aus Erde und Lehm zusammengebacken, nichts Einladendes an sich tragen. Eng zusammengepfercht mit dem lieben Vieh hantiert ein Jeder darin nach seiner Weise. Die eine der beiden Hauptstraßen mündet in den Hof des Postgebäudes, dessen Eingangsthorweg zugleich das Stadtthor von Aga-Baba bildet, so daß die zwei- und vierbeinigen Insassen des Orts nur durch die Post nach ihren Gehöften gelangen können. Wer deshalb Studien über das Volk und die Thierwelt allda zu machen wünscht, hat nur nöthig sich nach dem Balachane oder der Oberetage des genannten Gebäudes zu begeben, um die zwei- und vierfüßige Welt unter sich kommen und gehen zu sehen. Gärten und Felder stoßen unmittelbar an das Stadtgebiet, die ersteren von einer Lehmmauer umgeben, um den rindennagenden Ziegen und Schafen die Gelegenheit zu nehmen die kleine schlanke Täbris-Pappel mit ihrem dünnen flattrigen Laubwerk anzubeißen. Die Rebe

gedeiht in den Weingärten außerordentlich gut, denn Aga-Baba gehört zu der Aengur- oder Weintrauben-Zone in diesem Theile Irak-i-Adschem's oder des persischen Irak, in welchem die Städte Kaswin und Hamadan die vorzüglichsten Weinberge besitzen.





Auf der Hochebene von Teheran.

Der Ritt von Aga-Baba nach der nächst gelegenen Stadt Kaswin (3 Stunden Weges) geht über ein welliges Plateau ohne besondere Naturschönheiten, und nur der Blick über die schneebedeckten Bergketten im Hintergrunde und nach der Richtung des Ostens umfaßt das Gesammtbild der gewaltigen Gebirgslandschaft, welche Taberistan, das Land am Kaspischen Meere, von der Hochebene von Teheran trennt. Rechts und links von der Straße mehren sich die Spuren der sogenannten Kenat oder unterirdischen Kanäle, welche vom Gebirge aus die Paar vorhandenen Wasseradern nach den bewohnten Orten und Feldern leiten. Von Zeit zu Zeit erheben sich über denselben hügelartige Erhöhungen, in deren Mitte sich, wie in einem Trichter, die Luftöffnung aus dem Kanale nach der Obererde befindet. Die oft beschriebene Fata Morgana auf den Wüsten und Steppen des Morgenlandes zeigt ihre luftigen Vorspiegelungen von Seen, an deren Ränder Bäume zu wachsen scheinen, während der Wanderer auf der Straße vor Durst verschmachten möchte.

Kaswin ist eine der größten und ältesten Städte des

Landes, die schon im dritten Säculum bestand und im sechzehnten Jahrhundert unter Tamasp I. sogar zur Residenz des Perserkönigs erhoben wurde, bis Schah Abbas I., der Napoleon der modernen persischen Könige, den Thron von dort nach Jssahan verlegte und die neue Hauptstadt mit den Wundern der persischen Architektur anfüllte. Die Stadt Kaswin hat seitdem die schnell gewonnene Bedeutung verloren und die alte Bevölkerungszahl von 100,000 Seelen ist bis auf ein Viertel derselben herabgesunken. Die prachtvollen Moscheen und Palastbauten aus den Zeiten des ersten Tamasp sind verfallen und zertrümmert und die ehemaligen Königsgärten mit ihrem prachtvollen Baumschmuck in einsame, wenig gepflegte Anlagen verwandelt. Massenhaft zeigen sich in den Gassen und Plätzen der Stadt die Ruinen zusammengestürzter Häuser, deren Schutt bis an die Straßenflucht heranreicht.

Der Eintritt in die heutige Stadt hat dennoch seinen eigenthümlichen Reiz, denn Weingärten von ungewöhnlicher Ausdehnung fassen die Seiten der Landstraße ein und baumreiche Anlagen bezeugen den Fleiß der angesessenen Bevölkerung auf dem Gebiete der Horticultur. Zur Ueberraschung des Reisenden baut sich vor seinen Augen plötzlich das persische Stadtthor in seinem modernsten iranischen Architekturstyl am Ende des Weges in scharf begrenztem und hellem Lichtglanz auf.

Jch will zunächst die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die beiden Reisen, welche der gegenwärtig regierende Schah Nassereddin nach Frängistan unternommen hatte, nicht ohne sichtbaren Einfluß auf manche Verbesserungen im eigenen Lande geblieben sind. Dazu gehören vor allem die Einrichtungen für den Post- und Personenverkehr, die verbesserten Landstraßen auf den Hauptrouten nach dem Kaspischen Meere hin, die Anlagen bequemer Nachtquartiere nach europäischem Muster

auf der Chaussée von Kaswin nach Teheran, ferner die parkähnlichen Baumanpflanzungen in einzelnen Städten, die Hebung der Reinlichkeit durch polizeiliche Maßregeln und endlich die Verschönerung der größern Orte durch Regierungsbauten, zu denen in erster Linie die Derwase (Stadtthore) zählen. Ich bin der Ueberzeugung, daß den wohlwollenden Absichten des verständigen und jedem guten Rathe zugänglichen Fürsten der Erfolg in viel größerem Umfange zur Seite gestanden und seine Bemühungen um das allgemeine Beste in erhöhterem Grade belohnt haben würde, wären nicht fast in jedem einzelnen Falle der Ausführung seiner Pläne unüberwindliche Hindernisse in den Weg getreten. Zu diesen rechne ich an erster Stelle ein der Mehrzahl nach ungetreues, geldgieriges Beamtenthum, welches nach einem türkischen Sprüchwort den Staat als ein Schwein betrachtet, dem man nach Belieben die Borsten ausziehen kann, in zweiter Linie der religiöse Widerstand, welcher jede Neuerung nach frängischem Muster auf die Worte des Koran bis auf die Nieren prüft und bemäkelt, und dritten Ortes der Mangel jeder Centralisation in der Verwaltung des Landes. Die unumschränkte Vollmacht der General-Gouverneure in den verschiedenen Provinzen des Reiches, welche ihnen die Stellung von Vice-Königen und General-Pächtern einräumt, kann außerdem nicht dazu beitragen, die Beamtenwirthschaft zu reinigen, deren Theilnahme für den ärmeren Theil der Bevölkerung nur von dem Worte Geld abhängig ist. Millionen fließen infolge dieses Systems alljährlich in den Säckel der hohen und niederen Chans und Mirsas, während die Bevölkerung verarmt und jeden Regierungsbeamten als seinen geborenen Feind fürchtet. Die Redensarten „Churden“ (essen) und „Mudachil kerden“ (sich Vortheile verschaffen) sind im Lande der Sonne geflügelte Worte geworden, welche den öffentlichen Beamtendiebstahl in euphe-

mistischer Weise umschreiben. Man hört darüber in Persien Wundergeschichten erzählen, und wenn dieselben auch nur zur Hälfte wahr sein sollten, so ist diese Hälfte schon groß genug, um an der moralischen und materiellen Hebung der Bevölkerung zu verzweifeln.

Kaswin ist der Sitz eines Hakim in der gleichnamigen Provinz. Der Name Hakim (mit dem Tone auf der ersten langen Silbe) bezeichnet bei den Persern zwei wesentlich voneinander unterschiedene oberste Behörden und deren Vertreter, je nachdem sie sich auf dem Gebiete des Scher', des göttlichen Gesetzes, oder des Urf, d. h. des weltlichen Gesetzes bewegen. Der geistliche Hakim hat die Aufgabe, auf Grund der Vorschriften des Koran das Urtheil in Streitsachen zu sprechen und über die Unverletzlichkeit der Glaubenssätze zu wachen. Der weltliche Hakim entspricht der vom Schah eingesetzten höchsten Obrigkeit, die in den Provinzen des persischen Reiches der Würde eines Statthalters, in kleineren Bezirken der eines Landrathes entspricht. Ist der Statthalter eine besonders angesehene Person, so setzt man an Stelle des Wortes Hakim das gleichbedeutende Hakemran ein. Ist es ein Schahsade oder Prinz, welchem die Verwaltung einer großen Provinz, wie z. B. Fars oder Chorassan, übertragen worden ist, so erhält er den Rang eines Sahib-i-ichtiar oder „ehrwürdigen Herren". Die höchste Würde, welche dem Statthalter einer Provinz übertragen werden kann, ist die eines Fermanferma. Der Name Wali, mit welchem die Türken den General-Gouverneur einer Provinz, wie z. B. von Baghdad oder von Erserum bezeichnen, hatte bei den Persern bis zum Jahre 1860 seine besondere Geltung in Bezug auf den Statthalter oder Wali von Kurdistan, der in Ssenna oder Ssenan-datsch seine Residenz aufgeschlagen hatte. Die Würde war erblich und bestand in der Familie der Beni-Ardelan zu Recht, die

siebenhundert Jahre lang sich an der Spitze der Verwaltung des persischen Kurdistan befunden hatten.

Der bedauernswerthe Gebrauch, von den neuerwählten Statthaltern Pischkesch-Geschenke für ihre Ernennung zu nehmen, hat von jeher bis auf den heutigen Tag eine schädliche Rückwirkung auf die Wohlfahrt der einzelnen Provinzen ausgeübt. Die Nothwendigkeit, Geschenke für einen erhaltenen Posten zu verabreichen, verleitet nämlich den mittellosen Würdenträger zu Geldanleihen, die nach üblichem Brauch mit 24 bis 30 und mehr Procent verzinst werden müssen. Sobald der Betreffende in seiner Provinz angekommen ist, um die Verwaltung derselben zu übernehmen, tritt in ihm das Verlangen auf sich möglichst bald in den Besitz von Geldmitteln zu setzen, um seine Anleihen zu decken, mit anderen Worten seine Einnahmen auf dem Privatwege zu vermehren. Zu gleicher Zeit muß er darauf bedacht sein, im Falle einer plötzlichen Absetzung seine Rechnungsbücher in Ordnung zu haben, um sich vor Strafe zu schützen. Der General-Gouverneur hat daher nichts Eiligeres zu thun als mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln aus der Bevölkerung Geld zu erpressen und infolge dessen seine Zuflucht zu gewaltthätigen und ungerechten Handlungen zu nehmen, deren er sich niemals schuldig gemacht haben würde, hätte man in der Residenz auf das Pischkesch lieber Verzicht geleistet. Man kann ohne Uebertreibung die Behauptung aufstellen, daß die persischen Rajat oder Bauern zwei bis dreimal mehr an Steuern und Abgaben zahlen müssen, als sie gesetzlich zu leisten verpflichtet sind. Der schlimme Zustand der Dinge wächst in noch erheblicherem Maße, wenn ein minderjähriger Prinz zum Statthalter einer Provinz ernannt wird und sein Wesir die ihm übergebene unbeschränkte Gewalt in seinem persönlichsten Interesse mißbraucht. Obgleich der Prinz neben seinem Wesir nur eine Puppe ist, so ist er es

dennoch, welcher die Strafen und Todesurtheile, wohlverstanden meist auf Aufhetzung des Wesirs hin, verhängt.

In den Zeiten der Hungersnoth, epidemischer Krankheiten, wie Cholera und Pest, oder anderer Landplagen, von denen eine oder mehrere Provinzen betroffen wurden, fühlte S. M. der Schah jedesmal ein menschliches Rühren und befahl eine allgemeine Reduction der Steuerquoten. Die Rajat zogen von der königlichen Freigebigkeit keinen Nutzen, denn die Statthalter erhoben nach wie vor den vollen Steuersatz, wobei die erlassene Summe in ihre eigenen Taschen floß.

Das persische Stadtthor von Kaswin kann als Muster aller übrigen dienen. Ueber dem eigentlichen Thorbau mit seinem eleganten Spitzbogen erhebt sich ein ornamentaler Hemicykel zur Seite runde Thürmchen, die von einem geschmacklosen Pilzkopf gekrönt sind. Die äußeren und inneren Seiten tragen einen Mosaik-Ueberzug (Kaschi) buntbemalter und glasirter Faïencen, die mit leuchtendem Glanze in die weite Ferne schimmern und deren Herstellung noch heutigen Tages eine hervorragende Thätigkeit der persischen Kunstindustrie bildet. Vor allen übrigen sind es die Werkstätten von Kaschan und Isfahan, welche darin ganz Ausgezeichnetes leisten. In dem Halbrund über dem Thoreingange stellen die Mosaikbilder Scenen aus dem berühmten Schahname oder Königsbuche Firdosis dar, welche die Kämpfe des iranischen Nationalhelden Rustems gegen gräuliche Diws verherrlichen. Ein frommer Molla würde darin eine symbolische Umschreibung des siegreichen Krieges des modernen reinen Iran gegen den frängischen Schmutz herauslesen. Auch über dem Thore von Kaswin erschlägt Rustem mit seiner Keule den böseſten aller Unholde aus der Gesellschaft der Diws. Daß an der hervorragendsten Stelle das persische Wappen leuchtet: ein strahlendes, pausbäckiges Sonnengesicht, welches über dem Rücken eines gelben

Löwen auftaucht, der auf drei Beinen steht und in dem vierten Vorderbeine einen Infanteriesäbel hält, — darüber wird ein billig denkender Leser nicht rechten wollen, wenn er weiß, daß im ganzen Iran diese beliebte Wappengruppe sämmtliche Staats- und Hofgebäude und amtliche Papiere schmückt.

Der Ritt durch die Stadt, zunächst auf einer breiten Straße mit Baumalleen vor den halb in Schutt daliegenden Häusern, ist von ermüdender Eintönigkeit. Die Wandseiten der menschlichen Wohnungen zeigen kahle Mauern aus schlecht gebrannten dunkelrothem Ziegelwerke, in der Mitte der schmale Eingang und oben ein flaches Dach mit einem erhöhten Rande. Hier und da öffnet ein Kellerhals den Blick auf eine Treppe, von einer kühnen Wölbung überragt, welche abwärts zur feuchten Tiefe führt, woselbst an der Hinterwand ein Messinghahn den Bewohnern des betreffenden Stadtviertels das für den Hausbedarf nothwendige Wasser spendet. Der ganze Bau, der sich in allen persischen Städten wiederholt, ist das sogenannte Ab-embar oder die öffentliche Cisterne. Ueber den allgemeinen Schutt strecken sich die Dome und Minarets verfallener Moscheen mit ihren wunderbar blauen Kuppeln, Mosaïkinschriften und Ornamenten in die blaue Luft und scheinen den gegenwärtigen Jammer zu beklagen, der ihr eigenes Schicksal bald vollständig besiegeln wird. Die architektonischen Spuren der Vergangenheit, soweit dieselben noch einigermaßen erhalten sind, bezeugen die Höhe der Kunst, deren sich noch vor zweihundert Jahren der iranische Handwerker rühmen durfte.

Eine breite Allee, von Häusern und Buden eingefaßt, bildet die große Promenade der Bewohner Kaswins. Der französische Ausdruck „Boulevard" ist dafür im heutigen Iran beliebt geworden, seitdem S. M. der Schah die langen baumreichen Alleen und Straßen in seiner Hauptstadt Teheran mit diesem Namen belegt hat. Vor die Allee legt sich ein

stattlicher Bau von monumentalem Aussehen, das große Eingangsthor zu den ehemaligen Gärten und Imarets oder Palästen des weiland Schah Tamasp I., gegenwärtig der Sitz der Regierung und der Wohnplatz des Hakim oder Gouverneurs von Kaswin.

Ueber dem imposanten Portal mit seinem großen Spitzbogen erhebt sich die Musikantenloge des Nekarechane. Es entspricht einem alten Herkommen und Brauch, daß bei den Bewohnern des Landes Iran und zwar in der Residenzstadt des Reiches, in welcher der regierende Schah seinen Sitz aufgeschlagen hat, die Sonne bei ihrem Verschwinden vom Horizonte in abendlicher Zeit durch eine Musik gegrüßt werde, deren Töne barbarisch genug klingen. Oben in der offenen Loge über dem Thore führt ein Corps de Ballet weiblich gekleideter Knaben einen persischen Tanz auf und die Stadtmusikanten schlagen auf winzig kleine Pauken und blasen in mächtig lange Trompeten antiker Form, daß das Getöse weit über die unten liegende Stadt hinwegschallt, um Kunde zu geben, daß die Sonne verschwunden und die Sperrstunde für die königliche Burg eingetroffen ist. Das stolze Vorrecht auf eine Musikantenloge besitzen außer Teheran nur diejenigen Städte, in welchen in früheren Zeiten die Könige ihren Hofhalt aufgeschlagen hatten. Kaswin macht also darauf einen wohlbegründeten Anspruch.

Der Garten, welcher sich hinter dem eben beschriebenen Portal, seiner ganzen Länge und Breite nach öffnet, ist mit hundertjährigen Pappeln und Ahornbäumen bepflanzt und gleicht in seinem verwahrlosten Zustande einem verlassenen Todtenacker. Nur einmal im Jahre wird der wüste, mit vergilbten Blättern und wucherndem Unkraut angefüllte Erdboden bewässert, im übrigen demselben keine Pflege und Sorgfalt gespendet. Lange endlose Gänge, welche ein quer davor liegendes Gebäude durchkreuzen, führen nach einem zweiten verfallenen

Paradiese, das nach seiner ursprünglichen Anlage die großartigsten Gedanken des unbekannten Gartenkünstlers verräth. Riesenhohe Bäume bilden breite Alleen, während zu beiden Seiten kleine Gebäude die Erinnerungen an den Glanz und die Pracht der Hofhaltung Schah Tamasps in ihren letzten Resten erhalten haben. Die bewunderten bunten Wandgemälde, mit welcher der damalige König von Iran die Säle der einzelnen Gebäude schmücken ließ, sind heutzutage mit einer weißen Kalktünche überzogen. Auch der ehemalige Thronsaal mit seiner offenen Vorderfront und dem verwitterten Königsstuhl im Hintergrunde ist noch vorhanden, wird aber kaum mehr die nächste Zukunft überdauern. Die historischen Erinnerungen an jene Zeiten, in welchen die Macht Irans auf ihrem Höhepunkte stand, tauchen aus jeder Ecke und jedem Winkel hervor bis zu dem breiten Gange jener Hauptallee, in welchem Schah Abbas der Große achtzig Führern eines Aufstandes und den Mördern seiner Mutter ohne langen Proceß die Köpfe abschneiden ließ.

Aus dem dumpfen Moder der vergessenen Altzeit durch das Portal nach dem „Boulevard“ von Kaswin zurückkehrend, empfindet man mit Wohlbehagen den Anblick der frischen Gegenwart und richtet seine Schritte nach dem entgegengesetzten Ende der Allee, an welchem ein breites einstöckiges Gebäude mit einem Rundgange um die ganze obere Etage und einem Vorgarten in hellem Glanze der weißen Wandstukkaturen und der langen buntfarbigen Fensterreihe einladend entgegenwinkt. Es ist das Mehmanchane oder der königliche Gasthof für geehrte Reisende im Lande der Sonne.

Im Obergeschoß der lichten Räume des Imaret, denn im Style eines solchen ist es angelegt, befinden sich vollständig europäisch eingerichtete vornehme Räume, auf deren schwellende

Teppiche Tische, Diwane und Lehnstühle aufgestellt sind. Wände, Decken und Fenster allein sind iranische Decorationsstücke, wie sie dem modernen Geschmacke entsprechen. Von der breiten Terrasse am Hinterhause führen Thüren in einfache Hôtelzimmer, die bis zur Zahnbürste, dem Stiefelknechte und dem Handspiegel hin nichts zu wünschen übrig lassen. Selbst ein Dîner wird nach europäischer Weise zubereitet und aufgetischt und der persische oder frängische Wein, je nach der besonderen Auswahl des geehrten Pilgers im Lande der Sonne, auf die gedeckte Tafel gestellt. Keine Frage, daß der mit der Meublirung und Installirung des Hôtelwesens beauftragte Beamte seine Erfahrungen in Europa in der vollendetsten Art ausgenutzt hat, um allen Wünschen nach frängischem Comfort gerecht zu werden. Das Mensil von Kaswin ist daher ein glanzvoller Ruhepunkt für den Wanderer in Irak und wenn das Auge des Pilgers über den Hof hinter dem Imaret schweift, so wartet seiner ein neues Erstaunen, denn vierrädrige Gefährte bilden hier eine vollständige Wagenburg.

Die iranische Extrapost von Kaswin nach Teheran stellt dem Reisenden ebenso wohl Wagen als Pferde gegen die taxmäßig festgesetzte Bezahlung zur Verfügung. Die persischen Namen für die besondere Wagenspecies weisen auf russischen Ursprung hin, wie die Worte Kaleske, Droschki, Tarantas, Phaëtun es handgreiflich beweisen, nur das ausländische Furgun für einen Gepäckwagen trägt seinen französischen Ursprung fourgon deutlich an der Stirn geschrieben.

Die Bevölkerung in den Straßen von Kaswin hat etwas Mißmüthiges und Melancholisches in ihren männlichen Zügen, denen wenig orientalische Eigenthümlichkeiten — mit Ausnahme der schwarzglänzenden Augen — anhaften. Nur die Molla- und Derwischgesichter schauen zufrieden und fröhlich in die Welt hinein, die ihnen offenbar mehr bietet, als sie zu verdienen

glauben. Von den Weibsbildern kann und will ich schicklicherweise nicht reden, überdies ist ihre Umhüllung in karrirte Bettlakentücher ein unübersteigbares Hinderniß für physiognomische Studien. Daß sie, wie alle persische Frauen in froschgrünen Pluderhosen, an welchen die gleichfarbigen Zeugschuhe gleichsam nur die Fortsetzung bis zur Fußspitze bilden, in watschelnder Gangart einherschleichen, kann für die Stimmung der weiblichen Perserseele keinen Maßstab abgeben. Das Mannsvolk trägt die gewöhnliche Landestracht: weite Hosen und vielfaltige Röcke, deren Vorderflügel über die Brust zusammengelegt sind und durch einen schalähnlichen Gürtel in ihrer Lage festgehalten werden. Das baumwollene weiße Hemd wird oben am Halse zusammengenestelt. Von Krägen und Halstüchern ist bei Keinem die Rede. Die Füße mit ihren bunten wollenen Strümpfen stecken in Pantoffeln oder in europäischen Schuhen. Der Molla unterscheidet sich durch die arabische Tracht mit langem gestreiften Kaftan und durch die Turbanbedachung von seinen nicht-theologischen Landsleuten. Die Füße und die feinen weißen Strümpfe stecken in schnabelförmig gebogenen Pantoffeln aus rothem oder gelbem Saffian. Der Kopf ist sauber abrasirt, wie es das Gesetz vorschreibt, und der Bart mit einer gewissen Eleganz kurz zugestutzt.

Der Derwisch ist eine typische Erscheinung im Lande der Sonne, denn hier, wie es scheint, findet er die meiste Anerkennung. Er betrachtet darum das Land Iran wie seine eigentliche Heimath. Seine äußere Erscheinung zeigt einen der Armuth ergebenen Fakir, d. h. einen zerlumpten Gesellen, der über die Betrachtung der himmlischen Dinge alles Gefühl für die bedürfnißreiche irdische Welt vergessen hat. Sein Kleid ist ein aus tausend alten Fetzen zusammengeflickter Rock oder ein bräunlichschwarzes Hammelfell, womit in der Hauptsache die Bekleidungs-

frage ihre Erledigung gefunden hat. Die Derwischschale, welche an einem Kettchen an seinem Arme hängt, der Derwischstock, ein hölzerner Eßlöffel und ein Rückenkratzer sind sein unzertrennliches Vademecum. Sein langes Haar bedeckt in wirren Strähnen oder natürlichen Locken das offen zur Schau getragene Haupt und der lange Bart umrankt das gebräunte Gesicht, auf dem ein schlauer Spott als Hauptmerkmal des Derwisch-Charakters zu ruhen scheint. Seine Wohnstätte ist die Straßenecke oder das „Boulevard“, sein Dach der Himmel, sein Koch der erste beste Handelsmann in der Nähe, seine Zuflucht Allah, Muhammed und Ali. Wie die Bettler ruft er die Vorübergehenden mit den Worten „O du Dulder“, oder „o du Durstiger von Kerbela, o du Fremdling im Lande Tus!“ an, um an die Leiden der Imame Hussein und Risa zu erinnern und das Mitleid der Vorübergehenden für sich selber in Anspruch zunehmen.

Die persische Kopfbedeckung ist das eigentlich unterscheidende Merkmal der verschiedenen Klassen der Bewohner im Lande der Sonne, und jedem Reisenden wird es nicht schwer fallen aus der Gestalt und dem Stoffe des Deckels auf den Inhalt des Topfes seinen Schluß zu ziehen. Die hohe Mütze aus schwarzem Lammsfell — bei vornehmen Leuten aus Buchara bezogen, — kennzeichnet den Beamten, den Mirsa und den anständigen Bürger, die Filzkappe den Handwerker und gewöhnlichen Mann, das konische Pelzungeheuer den Nomaden, und der Turban den Molla und seinen gelehrten Anhang. Die Kaswiner Bevölkerung giebt nach diesen äußeren Merkmalen reichlich Gelegenheit zu eingehenden Studien, wobei sich die vielen Sprüchwörter bewähren, welche in Persien von der Mütze im Schwang sind, wie z. B. „die Mütze werfen“ so viel heißt als sich freuen, „die Mütze auf den Kopf setzen“ so viel bedeutet als eine Sache für wichtig halten, und „keine Wolle an der Mütze haben“

von einem unwissenden Manne ohne Stellung gesagt wird. Man hält es für wohlanständig die Mütze bis zur halben Stirnhöhe auf das Haupt zu setzen. Wer sie nach hinten oder zur Seite schiebt, um die ganze Stirn zu entblößen, giebt sich als einen kecken, hochmüthigen Stutzer und Libertin zu erkennen und empfängt gegebenen Falles eine gebührende Zurechtweisung.

Die Reise von Kaswin nach Teheran, eine Strecke von siebzehn bis achtzehn Stunden, kann mit der persischen Schnellpost in einem Tage zurückgelegt werden, vorausgesetzt, daß nicht unvorhergesehene Hindernisse die Reisezeit verlängern. Ein kräftiges Inschallah oder „so Gott es will", ist auch bei den Persern der Stoßseufzer vor dem Antritt einer jeden Reise, daher auch bei dieser Gelegenheit an seinem rechten Platze. Die „königliche Chaussée", eigentlich nur eine geglättete Karawanenstraße, zieht sich durch die endlose, ebene Steppe, welche sich am Fuße der Elburskette ausbreitet. Die Augenweide ist auf der beschriebenen Straße bald erschöpft. In weiter Ferne, nach der südwestlichen Richtung hin, schimmern in bläulichem Dunste die Gebirge, welche den Reisenden auf seiner Wanderung von Teheran nach Hamadan, dem alten Ekbatana, begleiten, im Vordergrunde steigen wie schwarze Punkte zahlreiche Tepe oder Erdhügel aus dem Boden auf, die man als Ateschgade oder Höhen für Feueraltäre aus der ehemaligen Epoche des Feuercultus betrachtet. Nomaden- und Zigeunerlager auf offenem Felde bilden schwarze Linien auf der hellbraunen Erdfläche, und nur selten gewähren bebaute Felder, grüne Gartenanlagen, Abades oder Musterwirthschaften und Dörfer eine Unterbrechung des allgemeinen Steppencharakters. Der schneebedeckte Bergkegel des Demawend schaut von Osten her aus seiner stattlichen Höhe von 18,240 Fuß über die lange mit Schneelagern überzogene Kette des Elburs (9,000 bis 10,000 Fuß hoch) hinweg und bleibt ein ständiges

Wahrzeichen für den Reisenden. Die Straße ist ziemlich menschenleer, Karawanen und Perser zu Fuß und zu Pferde erregen bei ihrer Ankunft deshalb um so größere Aufmerksamkeit. Tiefe Rinnsale und aufgewühltes Erdreich, welche die glatte Fahrt bisweilen unliebsam unterbrechen, geben eine Vorstellung von der Gewalt des Wassers, welches in der Regenzeit von den nahen Gebirgshöhen niederstürzt und sich gewaltsam seinen Weg durch die steinige Steppe bahnt. Bäche und größere Wasserläufe sind überbrückt und entbehren nicht selten des schützenden Geländers.

Das Drei- oder Viergespann mit nebeneinander geschirrten Pferden rasselt mit seinem Tarantas über die Landstraße dahin, deren Staub das Gefährte und dessen Insassen in dichte Wolken hüllt, und der persische Kutscher läßt einen Hagel von Peitschenhieben auf die abgemagerten und abgehetzten Thiere fallen. Heil dem Reisenden, welchem auf der Tagesfahrt nichts Schlimmeres als nur der Faden der Geduld reißen mag! Aber Geduld ist der Schlüssel der Freude, wie eine persische Redensart es so schön sagt, und wer sie verliert, ein unglückliches Opfer seiner Wanderungsgelüste im Lande Iran.

Die Posthäuser an der Landstraße haben die äußere Gestalt russischer Stanitzen. Es sind gute Steinbauten, vor dem gewöhnlich ein kleiner Pfeilergang angelegt ist, und die Gastzimmer entsprechen allen Anforderungen bescheidener Wanderer. Betten, Tische, Stühle, Waschtoiletten mit allem Nothwendigen ausgerüstet, Spiegel, Bürsten und selbst Fliegenwedel in Gestalt aus Binsen geflochtener Fahnen werden nirgends in den einzelnen Stationen vermißt. Ein Imbiß kann im Nothfall zubereitet werden; Thee, Brot und Früchte fehlen niemals. Von Kaswin aus wird das nächste Posthaus Gewende in drei Stunden erreicht, von da bis Kischlak sind es zwei, bis Jengi Imam zwei

und ein Viertel, bis Hesarek zwei, bis Schahabad zwei und bis Teheran zuletzt noch vier Stunden Weges. Aber die Platanenstadt am Fuße des Elburs ist endlich erreicht und alle Reisemühe und Reisenoth wie mit einem Schlage aus dem Gedächtniß entschwunden.





Teheran.

Wie beinahe alle persischen Städte neben ihrer gewöhnlichen Bezeichnung einen besonderen Namen führen, so heißt auch Teheran (eigentlich „die Leuchtende, Helle") mit einer Nebenbenennung Dar-el-chelafet „der Sitz des Chalifates", wie Täbris, Isfahan und Kaswin den gemeinschaftlichen Namen Dar-es-sultanet „der Sitz des Sultanats" tragen, oder wie Meschhed gewöhnlich „die heilige Stadt", und Schiras „der Sitz der Wissenschaft" nicht selten nebenher getauft ist. Auf den Münzen vertreten diese Nebenbezeichnungen die sonst geläufigen Stadtnamen.

Als ich das erste Mal, im Rosenmonat des Jahres 1860, die Haupt- und Residenzstadt des gegenwärtigen persischen Reiches zu sehen das Glück hatte und zwar von der alten Straße aus, die damals über Kend nach dem nördlichen Thore der Stadt führte, hatte ihr Anblick wenig Einladendes und Versprechendes, denn eine hohe steile Erdwand in schwärzlicher Färbung mit runden Thürmen, die ihr das Aussehn einer Festung verliehen, umgab ihre unsichtbare Häusermasse, aus welcher in Gold- und Silberschimmer einzelne Moscheenkuppeln im strahlenden

Lichtglanze der Sonne über die Zinnen hinwegragten. Die Stadt, in Trapezform angelegt, hatte einen verhältnißmäßig geringen Umfang und die Bevölkerung, damals auf 100,000 Köpfe abgeschätzt, mußte dichtgedrängt neben einander wohnen. Wenige Gärten und Baumanlagen, meist königliches Eigenthum, milderten durch ihr frisches Grün den düsteren Eindruck des erdfarbigen Gürtels, welcher sich um die Residenz wand. Die Straßen waren eng und unregelmäßig angelegt, der Hauptverkehr drängte sich nach den Bazar-Quartieren, und wer Luft schöpfen wollte, begab sich zu einem der Thore hinaus, um einen staubigen Ritt auf der Straße nach Kend oder auf dem vielbesuchten Pilgerwege nach dem Wallfahrtsorte Schahsade-Abdulasim zu unternehmen. Die steilen Bergwände im Norden mit ihrem weißen „Elfenbein-Teppich“ auf den Höhen und in den Einschnitten und Spalten der dunklen Schluchten, mit ihren grünen Triften und Gärten unmittelbar am Fuße des Gebirges, gewährten die einzige Augenweide, doch kein schattiger Baum schenkte dem Reiter die Wohlthat einer kühlen Rast. Gegenwärtig hat der damalige Zustand der Stadt und ihrer nächsten Umgebung eine durchgreifende Verbesserung erfahren.

Nach seiner Rückkehr von Frängistan ließ es der Schah seine erste Sorge sein, die Residenz zu vergrößern, die Straßen zu erweitern, um Licht und Luft in die finsteren Gassen hineinzuführen, und durch Baumanpflanzungen und Gartenanlagen der Bevölkerung den Genuß der Spaziergänge im Freien unter dem Laubdach blattreicher Bäume zu bereiten. Ein königlicher Befehl zur Erweiterung der Stadt wurde erlassen, die alte Umfassungsmauer niedergerissen und in einer viertelstündigen Entfernung von der früheren Linie regelrechtes Schanzwerk und Erdwälle mit Bastionen und Schießscharten sammt den zugehörigen Wallgräben und Brücken, wie man behauptet nach dem Muster des Pariser Fortifications-

Gürtels, angelegt. Teheran ward mit einem Worte in eine regelrechte Festung nach europäischem Zuschnitt verwandelt, doch den neuen Thoren die Form der Stadteingänge nach dem Vorbilde des oben beschriebenen Kaswiner Stadtthores gegeben. Löwe und Sonne, Rustem und die Diws leuchten im oberen Halbrund schon von weitem den Kommenden entgegen. Nach dem Plane des weisen Herrschers sollte der leere Raum zwischen der alten Stadt und der neuen Mauerlinie durch breite Boulevards mit Nebenstraßen und Gartenanlagen ausgefüllt werden, wobei auf die progressive Zunahme der Bevölkerungsziffer im Voraus gerechnet wurde. Leider hat sich die Voraussicht nicht als zutreffend bewiesen, denn die Einwohnerzahl hat sich seit 25 Jahren nicht vergrößert, eher vielleicht noch verringert, nachdem gewaltsam eine Masse unsauberer Elemente entfernt worden ist.

Immerhin wurde der Anfang gemacht und die gähnende Leere wenigstens einigermaßen nach der nördlichen Seite ausgefüllt, wobei der Schah und Einzelne von „den Augen des Königs und den Säulen des Reiches“ durch Neubauten und Gartenanlagen allen übrigen Bewohnern mit gutem Beispiele vorangingen und, soviel es Klima und Sitte erlaubte, sich möglichst an europäische Vorbilder anlehnten. Luftige Gebäude, selbst solche mit Satteldächern aus Ziegeln und Metallplatten und einer Oberetage versehen, erheben sich heute an allen Ecken und Enden, meist in der Mitte paradisischer Gärten, deren Schönheit selbst nach frängischen Vorstellungen kaum etwas vermissen läßt.

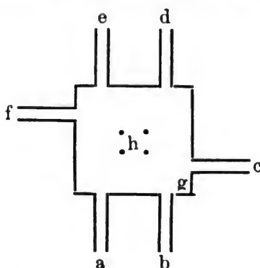
Der charakteristische Baum von Teheran, die Platane, welche die Pappel in den Hintergrund gedrängt hat, bildet fast in allen Anlagen einen herrlichen Schmuck der Alleen. An dem mächtig hohen Stamm mit seiner gefleckten Rinde verbreitet das smaragdgrüne Laubdach den angenehmsten Schatten. Große Wasserbecken mit Springbrunnen in ihrer Mitte, in welchen

Goldfische ihr Spiel treiben, künstliche Kaskaden und breite Rinnsale aus buntglasirten musterreichen Faïencen, in denen das Wasser dahinrieselt, Lauben und lauschige Plätze und Kiosks in ächt persischem Baustyle oder die sogenannten „frängischen Mützen“ (Kulah=i=frängi), machen den Aufenthalt im Freien zu einem wohligen Zeitvertreib. Ueber die hohen Gartenmauern glitzern die schneebedeckten Kämme des Elburs aus ihrer gewaltigen Höhe herüber und es scheint als übe selbst der bloße Anblick der weißen Massen eine abkühlende Wirkung auf den glücklichen Besitzer des Edens in der sommerlichen Jahreszeit aus.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß auf den Befehl des Schah ein weiterer Fortschritt in der Verbesserung und Verschönerung der neuen Stadt durch Pflasterung ihrer Straßen und Plätze, durch Einführung einer Gasbeleuchtung und durch sonstige nützliche Einrichtungen geschah, welche freilich dem europäischen Auge als selbstverständlich nicht auffallen, aber für Teheran erwähnungswerthe Thatsachen bilden. Dazu gehört die Bezeichnung der Straßen und Gassen durch besondere Namen, die in persischen Schriftzügen, schwarz auf weißem Grunde, an jeder Ecke deutlich zu lesen sind. Freilich scheinen sie bei den Persern wenig beliebt zu sein, denn eine lange Straße hat ihre besonderen Theile, und der Stadtbewohner zieht es vor jede Theilstrecke nach einem sehr hervorragenden Gebäude oder nach einem allgemein bekannten Bewohner der Straße zu benennen. So heißt derjenige Theil der Lalesar (Tulpenbeet) =Avenüe, die Hauptpromenade Teherans, in welchem der französische Leibarzt des Schah sein kleines Haus bewohnt, „die Straße des Dr. Tholozan“, ein paar Schritte weiter, in der Nähe der französischen Gesandtschaft, ist von „der Straße des französischen Gesandten“ die Rede, und aus gleichem Grunde wird ein Theil der langen Schimranthor=Straße

nach der darin gelegenen Gasanstalt „die Straße der Gasanstalt“ genannt. Jedermann weiß, woran er ist, sobald es sich um eine Orientirung handelt, und Niemand wird so leicht in die Lage kommen des Weges zu fehlen.

Das Herz der neuen Quartiere, in welchen die Wohnungen der in Teheran ansässigen Frängi und die Hôtels der europäischen und außereuropäischen Gesandtschaften (Rußland, England, Deutschland, Oestreich, Türkei, Frankreich, Amerika) ausnahmslos gelegen sind, bildet der sogenannte Maidan-i-topchane oder „Platz des Kanonenhauses“, d. h. der Artillerie-Platz, dessen langgestreckte Flügel, einstöckige Bauten mit Vorterrasse in der Oberetage, die Hauptseiten desselben einnehmen. Die aufgefahrenen Geschütze und der Wachtposten des Artillerie-Regimentes einschließlich einer Kosaken-Batterie behaupten in dem Winkel nach dem Diamant-Thore hin ihren Platz, während in der Mitte auf erhöhten Estraden und neben Kugel-Pyramiden vier den Portugiesen abgenommene Kanonen aus den Kriegen zur See älterer Zeit paradiren. Sechs Straßen münden wie Verkehrsadern in das Herz der neuen Stadt, wobei wir der besseren Orientirung halber dem Leser den allgemeinen Plan ihrer Lage in gradliniger Zeichnung vor Augen führen.



a. Die Diamant-Straße — Chiaban-i-Ilmas.
b. Die Straße Nasserije — Chiaban-i-Nasserije.

c. Die Schimranthor-Straße — Chiaban-i-Derwase-i-Schimran.
d. Die Tulpenbeet-Straße — Chiaban-i-Lalesar.
e. Die Reichs-Straße — Chiaban-i-Daulet.
f. Die Exerzierplatz-Straße — Chiaban-i-Meschk.
g. Die Königswache.
h. Der Platz der Artillerie-Kaserne — Maidan-i-Topchane.

Das eigentliche Centrum der sogenannten Neustadt, der große gepflasterte Platz der Artillerie-Kaserne, hat eine halb europäische, halb asiatisch-orientalische Physiognomie, wenn auch die letztere vorwiegt und vor allem durch zwei mächtige Thoreingänge mit ihrer Bekleidung aus bunten Faïencen, mit ihren Zeichnungen in Arabesken, Blumen, Vögeln und — Soldaten einen unbestreitbaren Reiz erhält. Sie führen beide in westlicher Richtung nach dem sogenannten Ark oder der Königsburg des Schah, von der ich weiter unten ausführlicher zu reden habe. Besonders das große Portal, welches den Zugang nach der Diamantstraße öffnet, hat ein gefälliges Aeußere, der Bogen ist kühn gezogen und von bedeutender Höhe, die aufgestellten Thurmsäulen bilden einen leichten Abschluß auf dem luftigen Oberbau, dessen Mittelraum die bereits beschriebene Musikanten-Loggia der „wohlverwahrten" Stadt Teheran einnimmt.

Allabendlich wird auch hier nach altem Brauche der untergehenden Sonne mit dumpfem Paukenschlag und schmetternden Trompeten-Fanfaren gute Nacht gewünscht und über den Platz und die Stadt hin schwingen sich die seltsamen Töne in ruheloser Aufeinanderfolge, um der Bevölkerung die nahende Thorsperre zu verkünden. Ist der Abend hereingebrochen, so beeilen sich die verspäteten Bewohner ihr Haus zu erreichen, um nicht den persischen Schaarwächtern, oder der Teheraner Schutzmannschaft, in die Hände zu fallen. Ordnung muß sein und die alte gute Sitte wird um so strenger beobachtet, je mehr sich die Lutis, nichtsnutziges und müßiggängerisches Volk, die Dunkelheit zu Nutze machen, um einsame Wanderer zu über-

fallen und auszurauben. Wer sich nach neun Uhr auf die Straße begiebt, um welche Zeit zugleich die Gaslaternen in der Neustadt erlöschen, muß sich mit einem besonderen Ausweis für seine Stellung und Person ausrüsten, außerdem aber mit einer Laterne, dem wohlbekannten Fanus, versehen sein, um sein gerechtes Licht vor allen Leuten leuchten zu lassen. Mag er zu Pferde oder im Wagen sitzen, das Fanus ist unumgänglich nothwendig, und das zufällige Fehlen desselben wird als ein böses Zeichen des Charakters von der persischen Stadt-Polizei angesehen und durch Einsperren auf dem nächsten Karakol oder Wachtposten geahndet. Die Gestalt und Größe der Laterne, die gewöhnlich eine Umhüllung von Papier oder geölter Leinewand trägt, ist nicht ohne Bedeutung für den Lichtträger, denn wie sich bei den Arabern die Länge des Tschibuks nach dem Ansehn des Rauchers richtet, so giebt auch bei den Persern der Umfang und die Größe des Fanus das stets zutreffende Urtheil über die sociale Stellung seines Besitzers ab. Der kleine Mann trägt bescheidentlich seine winzige Papierlaterne in der Hand, der Bürger läßt sich von einem Diener begleiten, der ihm mit einem größeren Blech-Fanus voranleuchtet, der vornehme Mann wird sich durch einen umfangreichen Beleuchtungs-Apparat hervorthun und der Würdenträger in Amt und Ehren niemals in nächtlicher Zeit ausgehen oder ausreiten, ohne von mehreren Dienern begleitet zu sein, welche mit wahren Fanus-Ungeheuern mit Kupferringen und Beschlägen belastet sind, die sie am linken oder rechten Arm mit sich fortschleppen. Ganz abgesehen von der Luti-Frage ist im übrigen das ambulante Nachtlicht eine empfehlungswerthe Nothwendigkeit, will man nicht über schlafende Straßenhunde fallen oder in einem der geöffneten Wasserlöcher mitten auf der Gasse es auf einen Beinbruch ankommen lassen.

Die persischen Städte haben keine Brunnen, sondern das Wasser läuft in den bereits besprochenen Kenat, von den Quellen

und Bächen am Fuße der Gebirge her nach den bewohnten Orten, und fließt in offenen Rinnsalen durch die Gassen nach den Ab-embars in den verschiedenen Vierteln der Stadt. Jedermann bezieht seinen Wasserbedarf aus diesem allgemeinen Schöpftrog, ohne Rücksicht auf den schmutzigen und staubigen Zustand des kostbaren Naß. In Teheran sind die Rinnsale größtentheils durch Steinlagen überbrückt, doch bleiben sie an einzelnen Stellen geöffnet, um den Passanten oder den Anwohnern der Gassen einen leichteren Zugang zu gewähren. Das gewöhnliche Volk trinkt dabei aus der hohlen Hand oder legt sich auf dem Bauche nieder, um wie ein Thier das Wasser mit dem Munde einzuschlürfen. Einer meiner persischen Freunde, dem ein solcher Brauch mißfiel, rief einem also trinkenden Mann auf der Straße die Worte zu: „Mein Freund, trinke nicht in dieser Weise, du verlierst sonst deinen Verstand.“ Der also Angeredete entgegnete darauf: „Mein Herr, was meint ihr damit?“ — Darauf die schlagfertige Erwiederung: „Es ist schon gut, du kannst ruhig weitertrinken.“

Es wäre zu wünschen, daß die Perser durch strenge Maßregeln gezwungen würden der Wasserfrage eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, da die europäischen Erfahrungen den Beweis geliefert haben, daß von demselben der Gesundheitszustand nicht nur des Einzelnen, sondern einer ganzen Bewohnerschaft abhängig ist. In Persien scheinen die Behörden darüber anders zu urtheilen und sich wenig um den Einfluß des reinen oder unreinen Wassers auf den Organismus des Menschen zu kümmern. Wer z. B. die Gelegenheit hatte, auf einem der beliebten Spaziergänge durch die Tulpenbeet-Straße von Teheran das Gebahren der Leute an den Rändern des Wasserlaufes der langen Allee zu beobachten, wird eigenthümliche Vorstellungen über die Teheraner Wassergüte und das persische Reinlichkeitsgefühl gewonnen haben. Auf einer Strecke von kaum zwanzig

Schritten hocken zehn Personen an dem kühlen Quelllaufe, jeder damit beschäftigt seinen Durst zu löschen oder das fließende Wasser zu allen möglichen Geschäften zu benutzen. Der Eine reinigt den Theekessel damit, ein Anderer seine Wasserpfeife, ein Dritter wäscht sein Hemd, ein Vierter Hände und Gesicht, ein Anderer daneben, dem der Bader die Ader geschlagen hat, läßt das Blut in das Wasser springen, während daneben krätzige Hunde mitten in dem Rinnsal Stellung genommen haben, um ihren Durst zu löschen oder den erhitzten Leib zu kühlen. Die öffentlichen Bäder, in welchen den Nicht-Muhammedanern als „Unreinen" der Zugang gewehrt ist, besuchen Hunderte von Menschen allwöchentlich, lassen sich darin rasiren und das Bart- und Hauptshaar färben, benetzen damit offene Wunden und Schäden, aber die herrschende Sauberkeit kann nicht übermäßig groß sein, da nur wöchentlich eine General-Reinigung der Baderäume vorgenommen wird. Europäische Aerzte in Teheran bezeichnen daher mit Recht gerade die Bäder als die Brutstätten der ansteckendsten Krankheiten, wie sie allgemein unter den Einwohnern verbreitet sind. Einem Europäer ist der Genuß des persischen Stadtwassers aus dem angeführten Grunde entschieden abzurathen, wenigstens nicht in ungekochtem Zustande, wenn auch die Hitze der sommerlichen Jahreszeit und die trockene Luft, — denn Teheran liegt 3500 Fuß über dem Spiegel des Kaspischen Meeres, — einen beständigen Durst erzeugt, der häufig jede Vorsichtsmaßregel vergessen läßt. Man thut deshalb am besten der allgemeinen Landessitte zu folgen und — heißen Thee zu schlürfen.

Das Leben und Treiben auf dem Artillerieplatze, auf welchen die schneebedeckten Kämme des nahen Elburs-Gebirges in stiller Majestät herabschauen, bietet dem Europäer eine Fülle der anziehendsten Beobachtungen, und ein Maler müßte entzückt sein von der fremden bunten Welt, die in ununter-

brochener Reihenfolge zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß an seinen Blicken vorüberzieht, denn auch der Wagen, wie ich an anderer Stelle es bemerkt habe, ist seit den Reisen des Schah nach Europa eine Errungenschaft geworden, die bei den Persern großen Anklang gefunden und das früher unbekannte Handwerk des Wagenbauens hervorgerufen hat.

Die persischen Nationaltrachten, meist in den schreiendsten hellen Farben, kennzeichnen die Träger derselben nach ihrer Lebensstellung und nach ihrer Vorliebe für die neuste Mode. Auch der Stutzer tritt wie bei uns in auffallender Weise aus der großen Menge hervor, denn seine Kleider sind bunt, — schwefelgelb, rosenroth und zeisiggrün, — und goldene Nadeln, Ketten und Ringe geben ihm ein weibisches Aussehen, dem die nach rückwärts gesetzte schwarze Pelzmütze und der herausfordernde Blick den Charakter eitelster Ueberhebung hinzufügt. Man liebt es zuweilen, um den Kleiderreichthum zur Schau zu tragen, mehrere Röcke übereinander zu ziehen, als wolle man den Eindruck eines wandelnden Kleiderschrankes hervorrufen. Ein Dolch in der Scheide hängt den Männern am Gürtel, wie wenn ein Jeder sich seines Lebens wehren müsse. Die „Hohe Excellenz" des Molla zieht in gemessenem Schritte, in die arabische Tracht gehüllt und den Rosenkranz in der Hand, ihre Straße dahin. Trägt sie einen grünen Turban, so gehört sie zur geehrten Klasse der Sejids oder Nachkommen aus der Familie des Propheten, die man in einem Briefe etwa mit den Worten anredet: „Edelstein aus dem Bergwerke des Prophetenthums, Frucht vom Baume des Apostolates, Perle aus dem Meere des Imamates." Obgleich die Perser ziemlich einmüthig behaupten, daß es leicht sei ein Gelehrter und Molla, aber sehr schwer ein Mensch zu werden, so erfreuen sich dennoch die geistlichen Herren einer allgemeinen Hochachtung, die ihnen

Niemand verweigern würde. So sehr sich der Perser seiner Glaubensrichtung nach einer gewissen Freigeisterei zuwendet, der selbst die größten Dichter Irans in ihren Versen das Wort geredet haben, so sehr wahrt er andererseits in seinem öffentlichen Auftreten das Gefühl der Schicklichkeit, den Schein der Frömmigkeit und erfüllt auf das genaueste alle Vorschriften des religiösen Gesetzes um des Propheten und seiner Nachfolger und Diener willen.

Kurden, Nomaden, Zigeuner, Turkmenen, Afghanen und welche Namen die umwohnenden Völkerschaften Asiens führen mögen, ziehen zu jeder Tagesstunde ihres Weges über den Kanonen-Platz dahin, und ihre Physiognomie, ihre Tracht und ihre Bewaffnung bis zur Lanze und zum Schilde erregt die ganze Aufmerksamkeit. Die persischen Serbasen, das reguläre Militär, erscheint in europäischen, meist der östreichischen Armee entlehnten Uniformen, nur die königlichen Garde-regimenter tragen hochrothe Waffenröcke; doch läßt ihr Aussehn manches zu wünschen übrig, da die Bekleidungsgegenstände selten auf den Körper passen und die Waffen längst vergangenen Perioden der Weltgeschichte angehören. Aber der einzelne Mann ist gehorsam, willig und brauchbar und würde unter gebesserten Verhältnissen ausgezeichnete Dienste leisten. Die Offiziere tragen durchweg östreichische Uniformen bis zum General in weißem Paradeanzug hin. Nur die Mannschaften und Offiziere der persischen Kosaken-Regimenter haben die kleidsame Tracht der russischen Kosaken angelegt.

Die Damenwelt, zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, läßt keine speciellere Beschreibung zu, denn ihr Körper ist dicht verhüllt und selbst das Auge hinter dem weißen Schleier unsichtbar. In bauschigen und faltenreichen grünen Pantalons nebst gleichfarbigen Schuhen daran bewegen sie sich über den Platz, meist von einem Diener begleitet, da nach Landessitte

der Ehemann sich öffentlich niemals an der Seite seiner besseren Hälfte zeigen darf.

Eine Ausfahrt des Schah und seines Aenderun gehört zu den merkwürdigsten Schauspielen, die ein Europäer außerdem auf den Fahrstraßen des Platzes genießen kann. Rothröckige Schatirs oder Läufer, mit einer hahnenkammähnlichen Mütze auf dem Haupte und silberbeschlagene Stöcke in den Händen, ein Haufe lanzentragender Reiter von den getreusten Stämmen der Nomaden, ein unglaublicher Troß von Offizieren und Dienern aller Gattung, darunter nicht zu vergessen der Nachrichter mit seinem Maulthiere, welchem die für Bastonaden nothwendigen Fußklammern und Stöcke aufgepackt sind, bilden eine Schaar von Hunderten von Köpfen, in deren Mitte in einem geschlossenen prachtvollen Glaswagen S. M. der Schah einsam seinen Platz einnimmt. Die Menge verneigt sich demuthsvoll bei dem Anblick ihres Beherrschers, der keinen Augenblick seine kalte majestätische Ruhe verliert. In einem zweiten Zuge ziehen die Damen des Harems in ähnlicher Begleitung vorüber, nur ist das Volk der lanzentragenden Reiter noch zahlreicher. Die Damen hocken in ihren verschlossenen Tragsesseln, die sich zwischen zwei Pferden oder Maulthieren befinden. Die Volksmenge stiebt bei ihrer Annäherung auseinander, denn ein Blick auf die verhüllte Frauenwelt des allerhöchsten Herren würde die empfindlichste Bestrafung nach sich ziehen und den Verwegenen nur zum Schaden gereichen.

Wie allenthalben auf den belebtesten Plätzen und Straßen der Stadt, so sind es auch auf dem weiten Viereck des Artillerie-Maidan zahlreiche Gruppen von Derwischen und Bettlern welche den Vorübergehenden mit bewegter Stimme anrufen und im Namen der bevorzugtesten Imams das öffentliche Mitleid anflehen. Auch Frauen, selbst jugendliche und hübsche Gestalten darunter, bewegen sich unter dem zerlumpten Bettler-

9*

pack und entblöden sich nicht dem Fremden gegenüber ihr Gesicht zu entschleiern und mit dem Feuer ihrer schwarzen Augen den kläglichen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. Daß die Armuth nur ein Vorwand ist, um ihre Arbeitsscheu zu verhüllen, liegt auf der Hand. Im Morgenlande ist Mitleid und Barmherzigkeit eine vorgeschriebene religiöse Tugend, die ein Jeder nur schwer unterdrückt, um nicht Allah und die Heiligen zu beleidigen, in deren Namen der Fakir seine Bitten ausspricht. Das Bettlergewerbe ist daher einträglicher Natur und in Teheran, wie in allen Großstädten des Orients, zu einer Zunft ausgebildet, die zu vertilgen kaum möglich sein würde.

Die zahlreichen Derwische, welche eine höhere Klasse derselben Zunft bilden, haben wenigstens die Entschuldigung des Berufes für sich. Sie sind verpflichtet, ihren Oberen die Ernte des Tages zu übergeben und der Ordensklasse, welcher sie angehören, durch ihre gesammelten Schätze die nothwendigen Kosten der Erhaltung zuzuführen. Die Mittel, welche sie neben dem Bettel anwenden, um das Ziel zu erreichen, sind der mannigfachsten Art. Sie erzählen den Leuten auf der Gasse unterhaltende Märchen und Geschichten, spannen die allgemeine Aufmerksamkeit der Zuhörer bis zu einem gewissen Grade, und lassen eine Collecte herumgehen, bevor sie den geschürzten Knoten ihrer Erzählung lösen. Andere singen mit lauter Stimme Lieder oder Sprüche her, wieder andere lassen die Kaufleute in der Bude oder die Vorübergehenden an eine Blume riechen, um ein Geschenk für diese seltsame Art der Höflichkeit zu erbitten. Ich habe selten gesehen, daß Jemand dieser Geruchsprobe Widerstand geleistet hätte. Manche Derwische zeichnen sich durch magische Künste aus und nehmen dafür besondere Geschenke in Empfang. Um z. B. eine Person gegen das Gift der Schlangen und Skorpione für immer zu feien, sprechen sie gewisse magische Formeln aus, wobei sie

der betreffenden Person ein Stück Zucker zum Essen und gleichzeitig einen gewaltigen Backenstreich verabreichen.

Ein großer Theil der persischen Derwische gehört zur Secte der Aliallahi, welche annehmen, daß die Gottheit in der Person des Imam Ali Fleisch geworden sei. Die Abdulmeleki in der Provinz Masenderan am Kaspischen Meere, die Nonkeli in Fars, dem alten Stammlande Persis der Iranier, die Kurdebetsche in dem Bezirk Demawend und in Weramin, in der Nähe von Teheran, sowie die Tribus von Dilfan in Luristan gehören ausnahmslos dieser religiösen Genossenschaft an, welche die Perser mit dem Spitznamen „der Lichtausbläser“ bezeichnen. Den Grund dieser eigenthümlichen Benennung muß ich anstandshalber verschweigen.

Das Oberhaupt der Derwische in Teheran führt den Namen Nakib. Etwa vierzig Tage vor dem Beginn des Neujahrsfestes (Naurus) übergiebt er den Derwischen eine Liste der vornehmsten Bewohner der Stadt, einschließlich der frängischen Wesirs oder Gesandten, mit der üblichen Weisung, das Lösegeld vor ihren Häusern einzuziehen. Der einzelne Bruder Derwisch bepackt sich mit einem kleinen Zelte, das er am Thüreingang der betreffenden Wohnung aufschlägt, wobei er sich häuslich einrichtet und bis zur Stunde des empfangenen Geldgeschenkes an Ort und Stelle verbleibt. Verläßt der Herr sein Heim, so richtet der Derwisch sich auf und ruft ihm aus vollster Brust sein Ja Hu, Ja Hak! entgegen. Der Fakir läßt übrigens mit sich reden und begnügt sich mit wenigen Tomans, über welche er später eine regelrecht ausgefertigte Empfangsbescheinigung seines Vorgesetzten ausstellt. Wird ihm die Zahlung verweigert, so wendet er ein drastisches Mittel an, um seinen Zweck zu erreichen. In kurzen Zwischenpausen entlockt er einer Trompete die unglaublichsten Töne und gönnt dem Hausherrn weder bei Tage noch bei Nacht die nothwendige

Ruhe. Selbst eine tüchtige Tracht Prügel würde er mit aller Geduld ertragen, ohne sich veranlaßt zu fühlen, mit leerem Beutel den gewählten Standort zu verlassen. Eine solche Behandlung würde aber von den umwohnenden Nachbarn übel vermerkt werden, denn einen Fakir, d. h. einen Mann, der das Gelübde der Armuth gethan hat, zu mißhandeln, verstößt gegen die öffentliche Meinung.

Unter den Lutis, welche mit den italienischen Lazzaroni viel Aehnlichkeit haben, giebt es nicht wenige, welche die Plätze und Gassen der Stadt Teheran durchziehen und zwar in der zweideutigen Gesellschaft von Löwen und anderen wilden Thieren bis zum persischen Bären hin. Ohne Maulkorb werden die Bestien an einer Kette oder an einem bloßen Stricke gefesselt mitten durch die Menge geführt, wobei es nicht selten geschieht, daß in den engen Gassen der Bazarstraßen der grimme Leu in das dichteste Gedränge kommt und, wie es mir selber einmal geschah, unter dem Bauch eines Pferdes hindurchschlüpft. Mit einem gewaltigen Knüppel wird dem Thiere die Direction gegeben oder eine Züchtigung zuertheilt. Es ist unglaublich, mit welcher Verwegenheit der Luti mit dem wilden Thiere umzugehen weiß, ohne auf die Gefahr zu achten, welche ihm und anderen Leuten aus dem näheren Umgang derselben erwächst. Selbst in den Häusern erscheint er mit seinen vierfüßigen Begleitern, um eine Gabe für die gefährliche Merkwürdigkeit zum Schrecken des Hausherrn zu erbetteln.

Wird irgend ein öffentliches Fest gefeiert, so bietet der Artillerie-Platz das wunderlichste Bild des asiatischen Volkslebens dar, wie es keine Phantasie zu erdenken vermag. Der ganze große Raum ist in eine Schaubude verwandelt, in welcher der ärmere Theil der Bevölkerung sich höchlichst belustigt bis zu dem unvermeidlichen Feuerwerke hin, das an allen Ecken und Enden abgebrannt zu werden pflegt. Militärische Musik-

kapellen geben ihre persischen oder europäischen Weisen zum besten, öffentliche Tänzer, in Weibertracht gehüllt, tanzen ihre Pas nach landesüblicher Sitte oder drehen sich wie Kreisel in wirbelnder Bewegung herum, Possenreißer in den unglaublichsten Kostümen ergötzen die Menge durch ihre Späße und Bewegungen, Gaukler zeigen ihre Künste, Seiltänzer ziehen auf dem gespannten Stricke hoch über den Köpfen der Zuschauer hinweg und dazwischen bieten ambulante Theeverkäufer in ihren Getränken, Thee, Limonaden, Eiswasser u. s. w., den Genuß einer begehrten Erfrischung.

Wird ein Fest, wie z. B. am Tage des großen Wettrennens und der großen Parade, außerhalb der Stadt gegeben, so zeigt der Platz eine neue Physiognomie, die mit jeder Viertelstunde wechselt und das iranische Leben und Treiben in seinem vollsten farbenreichen Glanze offenbart. Ein derartiges Tamascha oder Schauspiel ist den Persern die erwünschte Gelegenheit einen Tag mehr im Jahre zu feiern und in heller Menge sich ihrer Neigung zum Vergnügen hinzugeben. Die bunteste Welt, Männer und Frauen, letztere mit ihren Kindern auf dem Arm, zieht zum Thore des Exerzier-Platzes hinaus und quer über den Maidan nach der angedeuteten Richtung hin strömt das Volk, um den fast einstündigen Weg nach dem sonnigen Asp-diwane oder Hippodrom zurückzulegen. Die grünen, rothen, gelben, blauen Röcke schimmern aus der Ferne wie Blumen auf dem schwarzen Erdreich, und unter Lachen und Scherzen überwindet man die Schwierigkeit der langen Reise zu Fuß, die zunächst zwischen einer Reihe von Häuser entlang führt, auf deren Dächern Weiber und Kinder die Plätze als Zuschauer eingenommen haben. Mitten durch die Menge hindurch bewegen sich in schnellstem Tempo die Wagen der europäischen Vertreter am persischen Hofe, die Gefährte „der Augen des Königs und Säulen des Reiches“ und ganze Haremsfamilien, die in dem

engen Raum des rollenden Kaleske dicht zusammengedrängt hocken. Vorauf reiten die Gholams oder Vorreiter, welche ihren nachfolgenden Herrschaften die Bahn brechen und das sich stauende Volk mit lautem Rufe zurückdrängen. An Reitern fehlt es gleichfalls nicht, sollten selbst zwei oder drei Personen beider Geschlechter auf demselben Pferderücken ihren Sitz einnehmen. Andere haben das Kameel und das Maulthier, andere den kleinen Esel bestiegen und spornen das Langohr zum eiligen Laufe nach dem Platze des Tamascha durch Peitschenhiebe an. Die Elephanten des Schah aus Hamadan, mit bunt ausgemalten Zeichnungen auf der schwarzen Lederhaut des dicken Kopfes, mit goldenen Ringen um die kleinen Augen und mit einem Glaspavillon auf dem breiten, mit einer gelben Decke behängten Rücken, traben munter durch die Volksmasse, ohne im mindesten besondere Aufmerksamkeit zu erregen.

Lustige Fanfaren schmettern durch die Luft. Die Samburektschis oder Kameelartilleristen mit der drehbaren Kanone auf dem Sattelknopfe und der aufgesteckten Fahne am Hinterbug bewegen sich in der Mitte der von Menschen erfüllten Straße, das Regiment Nusret S. M. des Schah, Nomaden-Reiter mit langen Lanzen und gabelförmigen Zinken auf der Spitze derselben, schließt sich an, dahinter trabt das persische Kosakenregiment einher, ihm folgen kurdische Reiter mit Speer und Schild, denen ein dicker Turban das gebräunte wilde Gesicht beschattet, doch wer kennt die Völker, nennt die Namen derer, die alle zum Thore hinaus ziehen, um das Fest des Wettrennens zu schauen, die Größe und Herrlichkeit der persischen bewaffneten Macht in Augenschein zu nehmen und den König der Könige von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Es ist eine schöne Eigenthümlichkeit im persischen Volkscharakter in dem Könige, welches auch seine persönlichen Eigenschaften sein mögen, den Vater des Vaterlandes, und in den

Unterthanen seine Kinder zu erkennen, die ihm unter allen Umständen den unbedingten Gehorsam und die höchste Achtung schuldig sind. Musik und Artillerie-Salven feiern die Ankunft der „gesegneten Gegenwart“ des Großkönigs, damit tritt eine allgemeine Stille in der bisher unruhigen Menge ein, denn das Fest beginnt und Jeder harrt erwartungsvoll. Seine Majestät hat in einer Logennische im ersten Stocke des Imaret am Hippodrom seinen Platz eingenommen, die vornehme persische Welt unter den schattigen Riesenzelten in der Nähe sich versammelt und die Menge sich an den freigelegenen Plätzen zur Ausschau aufgestellt. Die militärischen Musikkapellen fangen an zu spielen, die öffentlichen Tänzer führen unter Begleitung klingender Cymbeln ihre Tänze auf, und die Elephanten wiegen zur Begrüßung des Schah ihre schwarzen Häupter hin und her.

Die persischen Rennen, um auch darüber ein Wort zu sagen, gleichen durchaus unseren europäischen. Auf der breiten Bahn müssen die Pferde sechsmal um die Mauer eines königlichen Gartens herumjagen, der im Angesicht des Hippodrom-Palastes angelegt ist und den Umfang einer halben Fersach d. h. von 9000 Fuß hat. Jedes der Rennen wird durch die entsprechende Zahl von aufgesteckten Fahnen angezeigt. Bei dem ersten muß der Raum sechsmal, bei dem zweiten fünfmal, bei dem dritten viermal u. s. w. bis zum sechsten einmal durchmessen werden. Der Sieger im ersten Rennen erhält den königlichen Ehrenpreis von hundert Toman (gegen 700 Mark) in einem grünen Beutel. Die Rennpferde, meist gegen zwanzig, mit geflochtenen Schwänzen, gehören zu den besten Schnellläufern der Turkmenen-Rasse, die Tschapiksewar oder Jockeys, jüngere Leute, tragen Lederstiefel, einen Turban auf dem Kopfe, und leichte Anzüge von orientalischem Schnitte aus hellfarbiger bunter Seide, wobei gelb, grün und roth die Hauptabzeichen der Parteien bilden. Wie auf unserem Continent so hat

auch die persische Sprache ihre bestimmende Terminologie für Alles, was das Rennen betrifft, und selbst der gewöhnliche Sprachgebrauch manche seiner Bilder davon hergenommen. „Er hat die Rennbahn durchmessen“ heißt mit anderen Worten so viel als er ist gestorben und „er hat den Rennplatz offen gefunden“ ist gleichbedeutend mit unserer Redensart: er hat sich ausgetummelt.

Ich will bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß es fast unmöglich ist in Teheran tadellos gute Pferde zu erwerben, da man die Gewohnheit hat die Thiere bereits in ihrem dritten Lebensjahre zu benutzen. Eine eigentlich persische Rasse giebt es nicht. Das arabische Pferd wird aus dem arabischen Irak eingeführt, aber weniger geschätzt als das Turkmenen-Pferd der Teke- und Goklan-Rasse, von denen das erstere sich durch seinen hohen Wuchs und durch die fehlende Mähne auszeichnet. Das Turkmenen-Pferd ist von einer ungewöhnlichen Ausdauer im Lauf auf der Ebene, der Preis dafür sehr hoch und die besten Renner, meist Geschenke, nur in den Ställen des Schah und der Großwürdenträger des Reiches zu finden. Das gewöhnliche persische Pferd, bis zum kleinen Jabu der Posthäuser hin, ist arbeitsam und von ruhiger Gangart. Beim Ueberklettern der Gebirge auf den steinigen Felswegen leistet es die ausgezeichnetsten Dienste. Selbst das beste europäische Kavalleriepferd würde auf solchem Terrain bald seine Dienste versagen.

Die von dem Artillerie-Platze, in der Gegend der königlichen Hauptwache, nach der inneren Stadt führende Hauptstraße des Thores Nasserije (auf dem Plane S. 124 unter b verzeichnet) verbindet das sogenannte „Neue Viertel“ oder die Neustadt, mit dem Bazarviertel und der Altstadt Teheran. Die Straße ist mit einer Baumallee bepflanzt, breit angelegt, nicht schlecht gepflastert und vielbesucht von den Geschäftsleuten und

sonstigen Personen, welche Einkäufe zu machen oder sich an dem Leben und Treiben des orientalischen Marktes zu unterhalten wünschen. Hat man das hohe Thor durchschritten, so überrascht es in dieser Schöpfung S. M. Nassereddins eine der besten und luftigsten Straßen im ganzen Orient begrüßen zu können, deren Sauberkeit außerdem wenig zu wünschen übrig läßt. Zur rechten Hand, gleich beim Eintritt, befindet sich eine Reihe von Gebäuden, die Staatseigenthum sind und für die Stadt Teheran eine gewisse Bedeutung haben.

Die umfangreiche Anlage „der gesegneten Schule“ des Dar-el-fenun oder „des Sitzes der Wissenschaft“ bildet eine Art von Hochschule, die nach frängischem Muster eingerichtet ist und unter der Leitung europäischer Lehrer steht. Der Unterricht betrifft die fremden Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch, Russisch) die Geschichte und Geographie, die Arithmetik und Mathematik, die verschiedenen Zweige der Naturkunde, die Physik, Chemie, die Vermessungs- und Zeichenkunst, die Musiklehre und schließlich die medicinische Wissenschaft, in welche ein ehemaliger Berliner Arzt, Herr Dr. Albu-Chan, seine persischen Schüler einführt. In einer besondern Abtheilung der Schule wird einer Auswahl junger Leute aus guter Familie praktischer und theoretischer Unterricht im Militärfache von zwei preußischen Officieren ertheilt. Die Schüler, Muhammedaner und christliche Perser (Juden sind ausgeschlossen), tragen die Uniform unserer Berliner Kadetten und nur die schwarze Lammsfellmütze kennzeichnet ihre iranische Herkunft. Die Lehrbücher sind in französischer und persischer Sprache und Schrift abgefaßt, die Pläne und Karten gut und sauber lithographirt, und genügen vollkommen den Zwecken, welchen sie zu dienen bestimmt sind. Die Einrichtung der Schulzimmer ist durchaus europäisch und die Sammlungen und Vorlagen für die Schüler selbst nach abendländischen Begriffen lobenswerth. Der Schah

hat durch die Gründung und Verbesserung der Schule eine gute Saat gelegt, und es muß anerkannt werden, daß trotz mancher Mängel im einzelnen die Erfolge nicht hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind.

Wie im ganzen übrigen Orient so trägt auch in Persien die Regierung die Kosten für die Bekleidung, Ernährung und für den Unterricht der Schüler, und zahlt je nach dem Alter und der Fähigkeit derselben eine gewisse Besoldung, um die Eltern zu veranlassen ihre Söhne „dem Sitze der Wissenschaft" zu übergeben und die Kinder zur Arbeit und zum Fleiß aufzumuntern. Zum Glücke sind die Perser geistig geweckt und gut veranlagt. Sie fassen leicht auf und lernen ihre Aufgaben in kürzester Zeit auswendig. Die Proben ihrer Arbeiten sind in einem gewissen Sinne bewundrungswerth und die Begabung der Lernenden auch in technischer Rücksicht bis zur Zeichenkunst hin unverkennbar. Die Mehrzahl der persischen Staatsmänner, Beamten, Militärs und Aerzte haben auf den Bänken des Dar-el-fenun ihre Lehrjahre verbracht und sich zu brauchbaren Männern herangebildet.

Die Hofapotheke unter Leitung eines deutschen Pharmacisten, gilt als eine besondere Abtheilung der königlichen Hochschule. Sie ist musterhaft eingerichtet und trotz dem in Teheran herrschenden Staube von einer rühmlichen Sauberkeit. Es mag interessant sein zu erfahren, daß es dieselbe Apotheke ist, welche in der Berliner Hygiene-Ausstellung einen ersten Preis errungen hat. Sie dient außerdem in Teheran öffentlichen Zwecken, und selbst die persischen Aerzte verschmähen es nicht ihren Patienten die Medicamente der Hofapotheke zu empfehlen. Daß dabei manche persische Anschauung den Apotheker zur Verzweiflung bringen könnte, darf in Asien nicht Wunders nehmen. Die persischen Aerzte pflegen z. B. nur die einzelnen Ingredienzen zu den Medicamenten aufzuschreiben, und überlassen es dem Kranken

oder seinen Pflegern dieselben zu mischen und zu kochen, denn das liebe Geld spielt in Teheran eine große Rolle und der gewöhnliche Perser will gegen Baarzahlung vollauf haben. Mehr spaßhaft sind Scenen wie die folgenden. Ein Perser, um die Auslage für die Flasche zu sparen, läßt sich Essigäther in eine offene Schüssel gießen und ist erstaunt nach seiner Rückkehr ins Haus nur eine trockne Stelle darauf zu finden. Ein Diener kommt mit einer ungeöffneten Flasche mit Medicin zum Apotheker, mit der Bitte dieselbe gegen Widererstattung des Kostenpreises zurückzunehmen, da inzwischen der Patient verschieden sei.

Wie im allgemeinen die Perser ein besonderes Vergnügen an den hervorragendsten und auffallendsten Leistungen unserer frängischen Cultur finden, so ist es vor allem unsere Musik, die ihnen den größten Genuß bereitet. Unter der Leitung europäischer Musikmeister werden in kürzester Zeit ganze Kapellen herangebildet. Die Musikcorps der einzelnen Regimenter in Teheran dürften sich mit Ehren in jeder europäischen Großstadt hören lassen. Musikalische Aufführungen in höherem Styl pflegen in dem kleinen Theater stattzufinden, welches nach frängischen Vorbildern auf Befehl des Schah an einer Ecke des Dar-el-fenun aufgeführt worden ist. Auch der königliche Aenderun besitzt eine besondere Kapelle, aus vierzig Knaben im Alter von sieben bis zehn Jahren bestehend, die mit ungemeiner Präcision ihre musikalischen Leistungen zum besten geben.

Bei dem Dar-el-fenun vorüber begegnet dem Wanderer das Haus eines Photographen, in welchem ein persischer Schahsade oder Prinz das friedliche Gewerbe eines Photographen ausübt. In Wien ausgebildet, hat er sein Atelier in Teheran eröffnet, und ich selber war so glücklich mich durch seine geschickte Hand aufnehmen zu lassen. Daß es gerade ein Prinz ist, noch dazu ein gut wienerisch redender, welcher die schwarze Kunst als

offenes Gewerbe betreibt, kann nicht auffallen, wenn man weiß, daß die Zahl der unversorgten Schahsades in Persien eine unverhältnißmäßig große ist.

Die ganze Straße bis zum Eingang nach dem Bazarviertel von Teheran behält ihren luftigen und sauberen Charakter bei und macht den Eindruck eines südeuropäischen Handelsviertels. Laden reiht sich an Laden und der frängische Kaufmann wie der persische Handwerker sitzen hinter den Glasscheiben der Thüre und Fenster, um ihren Geschäften vorzustehen. Leider scheint die Kundschaft nur mäßig zu sein, denn viele Läden stehen leer und der dunkle, eigentliche Bazar zieht die Menge in höherem Maße an.

Gegenüber dem alten Eingange zum Ark oder der königlichen Burg mit ihrer hohen Umfassungsmauer öffnet sich wie ein Vorhof ein weiter Platz, dem die alte Bezeichnung des Ssebse-Maidan oder „des Grünplatzes“ selbst nach den Umbauten des Schah in der Umgebung der Burg noch heutigen Tages geblieben ist. Die Läden, welche sich nach den offenen Seiten des Hofes hin öffnen, sind mit einem Wust europäischer Artikel erfüllt, deren Ursprung meist auf Paris und Wien hinweist. Die christlichen Kaufleute, an ihrer Spitze der schlaue Armenier, halten hier ihre Waaren feil, und man würde im stande sein sich in kürzester Zeit, freilich gegen theures Geld, bis zu großen Bildern in Oeldruck Alles zusammenzukaufen, was selbst ein elegantes europäisches Haus zu seiner inneren Ausrüstung bedarf.

In der Mitte der Südseite des sonnigen Grünplatzes gähnt es dem Wanderer wie ein dunkler Schlund entgegen und ein dumpfes Geräusch und Gemurmel schallt aus der großen Oeffnung hervor. Wir befinden uns vor dem Eingange der Herzader der Stadt, des Bazars, in welchem das eigentliche Lebensblut Teherans pulsirt. Eine dichte Menschenmenge wogt hin und her, denn der Markt mit seinen schattigen Gängen ist die

eigentliche Promenade des Morgenländers, der allgemeine Versammlungsort, an welchem ein Jeder sicher ist seine Freunde und Bekannte zu treffen und die Tagesneuigkeiten und der Stadtklatsch wechselseitig umgetauscht werden. Jedes Ereigniß wird hier besprochen, jede Maßregel der Regierung bekritelt und auf jedes hohe Haupt der Staub der Verleumdung geschleudert. Im Winter gewähren die gewölbten Räume der Haupt- und Nebengassen des Bazars Schutz gegen Regen und Schnee, im Sommer Kühle und Schatten Das öffentliche Leben einer orientalisch-asiatischen Großstadt empfängt hier in dem bewegten Verkehr seine charakteristische Eigenthümlichkeit und Mensch und Waare entwickeln die besonderen mannigfaltigen Eigenschaften ihres Ursprungs.

Wie in allen Bazaren des Orients so sind auch in Teheran die Waaren in den engen Buden längs der beiden Seiten nach verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit aufgestapelt, bisweilen weit über die Wandflucht hinaus, obgleich in neuester Zeit derartige Uebergriffe als ungehörig polizeilich untersagt worden sind. Althergebrachte Gewohnheiten lassen sich im Osten nicht so leicht beseitigen, und es bedurfte eines Koran-Citates, um dem Verbote den Anschein einer religiösen Forderung zu verleihen. Ihr seid Reine und sollt nur Reines essen und berühren, so lautet ungefähr der Spruch, aber, so schloß die kluge Polizei, Waaren, die bis in die Straße hinein ausgelegt sind, werden von den Hunden und sonstigen unreinen Wesen berührt und verlieren dadurch jeden Anspruch auf ihren nothwendig reinen Zustand. Dies Citat hatte eine durchschlagende Wirkung und die Fluchtlinie wird seitdem auf das strengste innegehalten.

So sitzen denn in ihren engen Budenräumen die Handwerker und Kaufleute muhammedanischen Glaubens eng aneinander gedrängt beisammen, rauchen ihren Kalian und erwarten mit stoïscher Ruhe und Gleichgültigkeit die Ankunft eines Käufers.

Der und jener liest auch wohl in einem aufgeschlagenen Buche, wobei seine Lippen leise murmeln und der Oberkörper in eine wiegende Bewegung versetzt wird. Die Kaufleute christlichen Glaubens und die Feueranbeter (Geber) nehmen besondere Theile des Basars ein, denn die Unreinen dürfen nicht neben den Reinen sitzen. Nach der besonderen Art der ausgestellten Waaren werden die einzelnen Abtheilungen des Bazars näher bezeichnet, und deshalb von einem Bazar der Goldarbeiter, der Kupferschmiede, der Klempner, der Schmiede, der Schneider, der Schuster, der Grünkram- und Obsthändler, der Schlächter u. s. w. gesprochen. Das unaufhörliche Hämmern und Schmieden wirkt betäubend auf das Ohr und man beeilt sich aus der Nähe der emsigen Bearbeiter des Kupfers, des Eisens und des Blechs hinwegzukommen und die Richtung nach den freieren Vierteln einzuschlagen, in welchen Goldwaaren, Schmuckgegenstände, Juwelen, seidene Stoffe, Stickereien und Teppiche zum Verkaufe ausliegen.

Wie die Wellen der Meeresfluth so wogt die Menge hin und her. Die Armen gehen demüthig zu Fuß, die Reichen sitzen stolz zu Pferde oder zu Maulthier, einen großen Troß von Dienern vor und hinter sich, welche Jeden zurückdrängen oder zurückstoßen, der nicht im stande ist es im Range mit ihnen oder ihrem Herrn aufzunehmen. Ein Wagen kann nur in langsamem Schritte der Pferde inmitten der Bevölkerung vorwärtskommen und auch nur da, wo die Gasse breit genug ist, um den nothwendigsten Raum zu gewähren. Tief verhüllt von Kopf bis zu den Füßen trippeln die Weiber auf ihren kleinen Pantoffeln mit den hohen Absätzen unsicher einher und wenden das Gesicht der Wand zu, wenn es ein Frängi ist, der ihnen begegnet. Die Chanum oder Dame steht in Begleitung ihrer Diener und Mägde vor der Bude des Seidenhändlers, ihr Auge durchdringt den dichten weißen Gesichtsschleier, um die ausgelegte Waare zu prüfen und das lange Geschäft des

Feilschens zu beginnen, denn der persische Kaufmann schlägt bedeutend vor und gewinnt dennoch erklecklich, wird ihm auch nur die Hälfte des geforderten Preises bezahlt. Selten wagt es der Frängi einen Gegenstand auf offenem Markte zu kaufen; die Teheraner Kaufmannschaft ist nicht frei von religiösen Vorurtheilen, empfängt und bedient den „unreinen" Kunden aus Frängistan nur ungern und reicht nicht selten eine mit Wasser gefüllte Schaale dem Käufer dar, um nicht unmittelbar aus seinen Händen die Geldmünzen zu übernehmen. Eine ähnliche Demüthigung behagt nicht jedem Europäer, und er zieht es lieber vor den persischen Diener zu senden oder seine Einkäufe durch Vermittelung gefälliger Dellal oder Commissionäre besorgen zu lassen.

Halbnackte Bettler sitzen auf dem Erdboden in Gesellschaft krätziger Hunde, wunderlich gekleidete Heilige, aus deren Auge der Wahnsinn spricht, durchirren mit gellendem Geschrei die Bazarstraßen, junge und alte Derwische unterhalten die Menge durch ihre Erzählungen unter den lebhaftesten Gesticulationen und sehen jedes freie Fleckchen als ihr Heim an. Beladene Kameele, Pferde, Maulthiere und Esel versperren oft den Weg, und dazwischen drängt sich nicht selten ein Luti, am Stricke seinen Löwen spazieren führend. Hin und wieder ertönen Glockenschläge aus den offenen Garküchen, um die Vorübergehenden zum Speisen einzuladen. Der Aschpes oder „Suppenkocher" steht hinter seinem Heerde, dessen Außenseiten mit bunten Faïencen bekleidet sind, oben brodelt und siedet es und die beliebtesten Erzeugnisse seiner Kunst dampfen in gewaltigen Töpfen. Hammelfleisch, Kebab (Fleisch auf dem Spieße geröstet), Pilau und Tschilau sind neben der Suppe die beliebtesten Gerichte des Persers. Die letztere bildet den wichtigsten Theil der iranischen Küche; bläulich-grün schwimmt gehacktes oder

langfadiges Kraut in der kleinen Schüssel herum, aber von den vierhundert Suppen, die ein guter Koch zu bereiten im stande sein soll, hat mir nicht eine einzige gemundet.

Das Kaffeehaus (Kähwe-chane) öffnet auch in den Bazaren einladend seine Pforte mit den hölzernen Glasthüren, die Gäste im Innern sitzen auf Stühlen wie ächte Frängis oder nehmen lieber ihren Platz auf der langen hohen Holzbank mit geschnitztem Geländer ein, um ihren Tschaï (Thee) zu schlürfen, welchen der Wirth im russischen Samowar nach allen Regeln der Kunst zubereitet. Kaffee ist ein weniger beliebtes Getränk der Perser, um so beliebter das Opium, welches in allen Formen, bis zum runden Pillenkügelchen, dem werthen Besucher auf Verlangen gereicht wird. Blumen und bunte Glasleuchter mit glitzerndem Gehänge schmücken die Theebuden, deren Wandbilder unverschleierte Weiber, holde Liebhaber, stümme Sänger und behaglich schmunzelnde Weintrinker vor die Augen gaukeln. Bunte Vögel wiegen sich auf den Bäumen, mit einem Worte Alles athmet Liebe und Lust in dem persischen Theehause.

Nur um die Zeit des Gebetes wird es einsam in den Bazaren, denn man begiebt sich nach dem nächstgelegenen Mesdsched (Moschee), um die religiöse Pflicht zu erfüllen. Die Bude wird während der Abwesenheit des Besitzers nicht geschlossen, sondern ein vorgehängtes maschiges Netz ist das Zeichen, daß der Kaufmann sein Eigenthum vertrauungsvoll dem Schutze des Publikums übergeben hat. In der heißen Jahreszeit, wenn die sommerliche Sonne die Luft durchglüht, strecken sich die meisten Budeninhaber den größten Theil des Tages über auf dem Boden ihres Verkaufslocals lang aus, um die Hitze zu verschlafen und ihre Seele nach der Traumwelt zu versetzen. Neben ihm steht eine thönerne Flasche mit Wasser und Eis, woran es in Teheran niemals fehlt, oder eine saure Milch oder eine Vase mit einem schönen Blumenstrauße aus Rosen und Jasmin.

Ein Ritt mitten durch die Hauptbazare der Stadt veranlaßt zu den lehrreichsten Beobachtungen über die moderne persische Wandmalerei, die gewöhnlich an dem Kreuzgewölbe zweier sich durchschneidender Gassen in großen Dimensionen und in den Hauptfarben Roth und Schwarz ausgeführt, auf die bunte Menge da unten herabschauen. Der Stoff ist dem altpersischen Sagenkreise entlehnt, und wenn auch die künstlerische Ausführung der Wandbilder Vieles, wenn nicht Alles zu wünschen übrig läßt, so überrascht dennoch der Reichthum der schöpferischen Phantasie des unbekannten Künstlers auf dem Gebiete der Heldensage und der Thierfabel. Rustem und die alten Pehlewane, König Dschemschid, der einst die Wunderstadt Persepolis erbaute und das persische Sonnenjahr stiftete, die bösen gräulichen Diws, turanische Dämone in teuflischer Gestalt mit Hörnern und Schwänzen, Thiere, welche menschliche Handlungen verrichten, aber auch die moderne Geschichte, in welcher die persischen Serbasen (Fußvolk) und Reiter ganze Armeen frängischer und osmanlischer Herkunft massacriren, das sind die edlen Vorwürfe für den Meister des Pinsels und des Farbentopfes in Teheran, wie sie es in Isfahan für die großen Künstler in der Epoche Schah Abbas' I. drei Jahrhunderte früher gewesen sind.

Der ächte Perser liebt die Kraft und den Kampf und findet deshalb ein besonderes Vergnügen daran nicht nur den Widdergefechten beizuwohnen, welche auf den Gassen und Plätzen abgehalten werden und ihm das Herz im Leibe lachen machen, wenn die harten Bocksschädel aufeinander krachen, sondern er ist auch stolz auf seine modernen Pehlewane oder Athleten, die sich in den Fechtschulen ausbilden, um ihre Stärke beim Ringen und Wettkampf vor allem Volke öffentlich zur Schau zu tragen. Auch S. M. der Schah hält sich seinen Hof- oder Leib-Pehlewan, der oft der Concurrenz erliegt. Als im vergangenen Jahre der betreffende starke Mann von einem

Soldaten des persischen Heeres vor dem Thore des „gesegneten" Palastes wie ein Federball in die Höhe gehoben und über die Schulter hinterwärts geworfen wurde, war es mit dem Glanze des Hof-Pehlewan zu Ende, denn der Schah gab ihm den Abschied und ließ den reich beschenkten Krieger in die frei gewordene Hofstellung eintreten.

Von der Bazarstraße aus öffnet sich auf beiden Seiten derselben eine Menge großer Eingangsthüren, welche nach dem Innern eines Chans oder einer Karawanserai führen. Der im Viereck angelegte Vorhof ist mit breiten Steinplatten gepflastert, in der Mitte befindet sich ein Wasserbassin mit den dazu gehörigen Rinnsalen in der Umgebung kleiner Gartenanlagen, und in den vier Seiten des massigen Baues liegen in zwei Etagen übereinander die Gewölbe für Waaren und Comptoire, nach vorn durch mächtige Fenster mit einem Holzgitter in durchbrochener Drechslerarbeit abgeschlossen. Ein Portal im Hintergrunde mit einer Halbkuppel gewölbt, in reichster Ornamentirung, führt zu den zahlreichen Räumlichkeiten des Chans. Die Gebäude, im großartigen Style der Zeit Abbas' I. ausgeführt, enthalten die Niederlagen und Schreibstuben der Großhändler, und selbst europäische Kaufleute, wie z. B. das bekannte Haus Ziegler und Compagnie, sowie die persische Postverwaltung haben ihren Sitz in einer derartigen Karawanserai aufgeschlagen.

Die Gassen der alten Stadt Teheran, welche sich vom Bazare aus nach allen Richtungen hinziehen, haben wenig Einladendes für einen Besuch. Eng und winklig, ohne rechtes Licht noch genügende Luft, schlecht gepflastert und noch schlechter gereinigt, ziehen sie ihre Adern durch die ganze Stadt und nur selten läßt der Eingang das Haus einer hervorragenden Persönlichkeit erkennen. Da, wo ein solches mitten in dem Gewirr der Straßen und Gassen vorhanden ist, wird es durch den wenig auffallenden Thür-Vorbau und die Mauer nach der

Straßenseite hin versteckt. Gewöhnlich liegt es in der Mitte eines hübschen Gartens und läßt einen europäisch angehauchten Baustyl erkennen, der sich äußerlich in der Anlage eines oberen Stockwerkes mit Fensteröffnungen und kleinen Vorbalkons, sowie durch die Anwesenheit eines grün oder dunkelroth angestrichenen Satteldaches aus Eisenblech offenbart. Reiche Perser, welche in Europa zu leben Gelegenheit hatten, bauen und möbliren überhaupt ihre Wohnhäuser gegenwärtig ganz nach europäischer Art und Weise. Das Haus des Ministers Amin-ed-daule kann mit dem geschmackvollsten Hôtel der Pariser Boulevards wetteifern, nebenher hat es den unbestreitbaren Vorzug die wundervollsten Stukkaturen an den Decken und Wänden nach persischem Muster zu besitzen.

In den breiten Straßen des „Neuen Viertels", von denen ich oben gesprochen habe, sind die Läden und Handwerksstätten mit wenigen Ausnahmen frängischen Vorbildern entlehnt, d. h. eine kleine Glasthür führt in den innern Raum, in welchem der Kaufmann oder der Meister und seine Gesellen hanthieren, zum Unterschiede von den kastenförmigen, nach der Straßenseite hin geöffneten persischen Buden, welche sich etwa einen Meter über dem Niveau der Gasse erheben und bei Nacht durch hölzerne Ladenthüren verschlossen werden.

Die Wohnhäuser und Grundstücke sowohl in Teheran wie in den übrigen Theilen des Landes werden als solche unterschieden, welche Eigenthum des Schah oder des Diwan sind (Chalesse), in solche, welche sich im Privatbesitz befinden (Arbabi) und in solche endlich, welche eine Art frommer Stiftung (Wakfi) bilden und nach den Vorschriften des Schariat weder verkauft oder gekauft, noch hypothekarisch verwerthet werden können. Eine besondere Abart der Privathäuser sind die sogenannten Nusuli, in welchen die Regierung das Recht besitzt, eine Zahl von Individuen als Einwohner unterzubringen.

Der europäische Einfluß hat mehr als irgendwo in den Ländern des Ostens auch auf das Handwerk eine durchgreifende Umgestaltung im Lande der Sonne ausgeübt bis zum frängischen Werkzeug hin, dessen sich die Iranier gegenwärtig bedienen. Von der Natur reich veranlagt und mit einer scharfen Auffassung ausgestattet, hat der persische Handwerker dem Europäer das Geschäft von den Händen abgesehen, und es macht gegenwärtig einen seltsamen Eindruck, unter den persischen Handwerkern Wagenbauer und Möbelfabrikanten zu finden, die auf Bestellung arbeiten und mit demselben Geschick als der Europäer ihre Aufträge ausführen, wenngleich das liebe Ferda, d. h. „morgen“, wie im Arabischen das gleichbedeutende Wort Bukra, eine unleidliche Rolle spielt, denn mit der Zeit weiß auch der Perser nicht zu rechnen und das pünktliche Innehalten eines versprochenen Termines ist nicht seine Sache. Hierzu treten eine große Menge religiöser Feiertage, an welchen das Arbeiten verpönt ist. Die fleißigen Leute, welche sich daran nicht kehren würden, setzen sich der Gefahr aus von den feiernden Kollegen angegriffen und arg gemißhandelt zu werden.

Zum Schluß will ich des eigenthümlichen Eindruckes nicht vergessen, den unwillkürlich das Vorherrschen zweier Lieblingsfarben an den öffentlichen und privaten Anlagen und Gebäuden, sowie an den Holzgegenständen, wie an Tischen, Stühlen, Kästen und sonstigen Möbelstücken auf den Beschauer ausübt. Es ist das östreichische Schwarzgelb, welches den Sieg über alle übrigen Farben errungen hat, und in dieser Beziehung ist man noch östreichischer als in Oestreich selbst. Die Thüren und Thore, bis zu den gewaltigen Stadtthorflügeln hin, die Fensterkreuze, die Geländer, die Schilderhäuser und Gewehrständer, mit einem Worte Alles, was den Farbenanstrich verträgt, zeigt in Zickzacklinien das wechselnde Schwarz

und Gelb. Dies Wunder hat die Anwesenheit der militärischen Mission hervorgerufen, welche vor vierzehn Jahren die östreichische Regierung auf den Wunsch des Schah nach Teheran entsendet hatte. Die gefälligen Uniformen der östreichischen Offiziere gefielen den Persern ebenso wohl als die Nationalfarben des östreichischen Kaiserhauses, und der Geschmack für beide machte sich in allen Kreisen der militärischen, amtlichen und nicht amtlichen Bevölkerung des Landes in kürzester Zeit geltend.

Ich habe bereits mehrfach Gelegenheit gehabt „vom gesegneten Ark“ oder der königlichen Hofburg zu sprechen, in welcher die iranische Majestät während ihres Aufenthaltes in Teheran zu verweilen pflegt. Zwischen dem Artillerie-Platze und dem Bazarviertel im nordwestlichen Theile der Hauptstadt gelegen und von dem beschriebenen „Diamant-Thore“ aus zugänglich, stellt sie mit ihren Straßen, Plätzen, Gärten, Palästen, Regierungsgebäuden und Allem, was sonst dazu gehört, eine kleine Stadt für sich dar, in der es nicht an Bewegung und bunten Bildern des Volkslebens fehlt, denn Vornehme und Niedrige kommen und gehen und die rothröckigen Garden des Schah halten vor ihren schwarzgelben budenförmigen Schilderhäusern treue Wacht oder lungern im hellen Sonnenschein an den Wandseiten der Bauten und Gärten herum, um zu stricken oder in süßer Nichtsthuerei den größten Theil der kostbaren Tageszeit zu verbringen. Reiter und Wagen halten vor den breiten Eingängen der königlichen Diwans, in welchen die Regierungsgeschäfte berathen und erledigt werden, und die Adjutanten und Offiziere fliegen nach allen Richtungen hin, um die ihnen ertheilten Befehle auszuführen. Doch herrscht eine gewisse Ruhe und Stille in dem mauerumkränzten Ark vor, denn in der Allerhöchsten Nähe wagt Niemand zu streiten noch zu lärmen, ohne sich der Gefahr einer empfindlichen Strafe auszusetzen.

Außer den Wohnungen, welche für den Schahynschah und das königliche Aenderun oder das Frauen-Serai bestimmt sind, enthält die Hofburg eine Reihe fensterreicher Gebäude, in welchem der Prinz-Kriegsminister Naïb-es-Ssultanet, „der Verweser des Sultanates“, ferner der Minister des Auswärtigen und andere Wesire und Würdenträger ihren amtlichen Aufenthalt aufgeschlagen haben, um in der unmittelbaren Nähe des Königs ihren Staatsgeschäften im Innern und Aeußern des Reiches obzuliegen. In den breiten und luftigen Vorhöfen mit ihren Gartenanlagen und Springbrunnen oder Wasserbecken tummelt sich eine vielgegliederte Dienerwelt, jedes Winkes gewärtig, um den Wünschen ihrer Herren zu entsprechen. Nur officiellen Militär- und Civilbeamten ist der Zugang auf den hohen Treppenstufen zu den verschiedenen Diwans gestattet und der Empfang allerseits um so liebenswürdiger, je höher der Rang und die Stellung ist, welche der Ankommende bekleidet. Die einzelnen Paläste und Lustschlösser (Imaret), welche der Schah während seines Burglebens abwechselnd zu bewohnen pflegt, sind durch lange Mauern von den amtlichen Gebäuden abgesperrt und die Thoreingänge durch Wachtposten bei Tage und bei Nacht wohl behütet. Sie tragen hochpoetische Namen, wie z. B. das Thronhaus, die Orangerie, der Kristallsaal, die Sonne der Paläste u. a. m. und verbinden mit dem modernen Architekturstyl, wie ihn die persische Gegenwart nach alten Mustern liebt, den Luxus halb asiatischer, halb frängischer Ausschmückung. Kostbare Teppiche und Thronbetten asiatischer Herkunft — der sogenannte „Pfauenthron“ von purem Golde aus Delhi ist ein Meisterwerk altindischer Kunstfertigkeit und für sich allein ein wahrer Schatz von großen kostbaren Edelsteinen, — wechseln mit europäischen Kronleuchtern, Oelgemälden, Gobelins, Vasen und sonstigen eines Königs würdigen Gegenständen ab. Die Mehrzahl davon gehört zu den Geschenken

europäischer Potentaten und enthält historische Erinnerungen an hervorragende Personen oder Begebenheiten aus der Zeit der Regierung des Schah und seiner erlauchten Vorgänger.

Der selten gestattete Besuch des sogenannten Museums gehört sicherlich zu den merkwürdigsten Ereignissen während eines Teheraner Aufenthaltes. Der riesengroße Saal mit seinen vielen Abtheilungen und ganzen Reihen ausgestellter Kästen mit Glasthüren schließt einen bedeutenden Theil der größten Schätze Asiens in sich, deren Werth auch nur annähernd zu bestimmen unmöglich sein dürfte. Ein einziger Blick hinein genügt um in ein sprachloses Staunen versetzt zu werden. Wohin das Auge sich richtet, blitzen und leuchten von den altpersischen und indischen Kronen, Waffen, Kostümen, Ketten, Ringen und Schmuckgegenständen aller Art Edelsteine von riesigem Umfang entgegen. In hohlen, durchsichtigen, viereckigen Glaspfeilern, von denen jede Seite einen Fuß messen dürfte, sind ächte weiße Perlen in allen Größen wie Bohnen in einem Getreidekasten aufgespeichert. Sie zu zählen wäre ein Unding, man würde sie höchstens nach Litermaßen bestimmen können. Den alten Kostbarkeiten schließen sich in würdiger Weise die zahlreichen Erzeugnisse der heutigen iranischen Juwelierkunst an und ich denke hierbei in vorderster Reihe an den goldenen Erdglobus, welcher einen Meter im Durchmesser hält und auf den besonderen Befehl des Schah zu seinem eigenen Vergnügen angefertigt worden ist. Die Meere, Flüsse, Gebirge und Städte und selbst die Längen- und Breiten-Grade sind mit Hülfe von Diamanten, Rubinen, Smaragden und sonstigen Edelsteinen darauf dargestellt und schließen einen Reichthum in sich, der an das Märchenhafte grenzt. Die seltensten und wundervollsten Teppiche und Kunstwebereien liegen und hängen in diesem modernen Aladinsschatze und das Urtheil bleibt verwirrt, soll man den Preis der Schönheit und der Vollkommenheit irgend

einem besonderen Stücke zuerkennen. Ich glaube, daß sämmtliche Schatzkammern Europas vereint und von Kennern ihrem Werthe nach bestimmt, nicht die Hälfte der Summen ergeben würden, welche der heutige iranische Staatsschatz in den Tausenden und aber Tausenden der begehrlichsten Kostbarkeiten in sich birgt. Dabei habe ich ganz den historischen Werth der einzelnen Gegenstände außer Acht gelassen, von der Krone der Kianier an bis zu den Waffenstücken des persischen Königs Nadir-Schah hin. Mag es immerhin seltsam erscheinen, so zeugt es dennoch von einer gewissen Pietät gegen den heutigen Schah, daß seine mannigfachen Ankäufe oft unbedeutender Erzeugnisse der gegenwärtigen europäischen Industrie, welche er während seines zweimaligen Aufenthaltes in den verschiedenen Hauptstädten Europas persönlich auszuführen pflegte, neben den asiatischen Schätzen aufgestellt und nach Ort und Datum näher bezeichnet worden sind. Es ist eine angeborene, fast urdeutsche Eigenschaft des Schah, zu sammeln, was ihm irgend wie auffällig erscheint, und zu eigener und Anderer Belehrung davon gelegentlich Gebrauch zu machen. Selbst das Geringste scheint ihm nicht gering genug, um seine Sammlungen zu vervollständigen. Die Zoologie und Mineralogie ist es hauptsächlich, die seine Aufmerksamkeit in vollsten Anspruch nimmt, und das lebende Thier wie das todte Gestein kann sein Auge lange Zeit fesseln. Auch nach dieser Richtung hegt man über den Schah von Persien falsche Vorstellungen. Er ist ein aufmerksamer Beobachter der Natur und sein Streben nach Bildung und Erweiterung der erworbenen Kenntnisse entdeckt gerade in den angelegten Sammlungen eine Quelle reicher Belehrungen.

Die Gärten des Ark, vom Gulistan oder Rosengarten an, zeichnen sich durch die Regelmäßigkeit ihrer Anlage, durch die Größe und Schönheit ihrer Bäume (Platanen und Cypressen stehen dabei im Vordergrunde), durch die Fülle ihrer Be-

wässerung, welche die „Königsquelle“ von Elburs her speist, und durch ihr sauberes Aussehen vortheilhaft aus. Die Gänge sind mit Kieselsteinen mosaïkartig gepflastert und die Wasseradern laufen in Rinnen, deren Boden und Seitenwände mit buntgemusterten, glasirten Faïencen ausgefüttert sind. In den mächtigen Derjatsches oder Wasserbecken mit ihren Fontänen und in den künstlichen Seen, welche in der heißen Jahreszeit eine erquickende Kühle verbreiten, plätschern unzählige Goldfische, an den Rändern derselben entfalten weiße und buntfarbige Pfauen den schillernden Glanz ihres Gefieders, Rehe, Hirsche und Gazellen jagen in munterem Laufe durch das Gebüsch und haben die Stelle der königlichen Löwen eingenommen, seitdem ein böses Exemplar einen wachhabenden Soldaten angefallen und zerfleischt hatte. Alles in Allem lebt der Schah in seiner Hofburg das wohlbehagliche Dasein eines erweckten asiatischen Fürsten, dem der stille Genuß der Natur das höchste Vergnügen bereitet und die wöchentlichen Jagdzüge die nothwendige körperliche Stärke und Gesundheit verleihen. Im fünfundfünfzigsten Lebensjahre (er ist am 17./18. Juli 1831 geboren) und im achtunddreißigsten seiner Regierung stehend, ist seine Kraft ungebrochen und sein männliches Aussehen macht es wahrscheinlich, daß er auf eine längere Lebens- und Regierungsdauer zu rechnen hat. Seine Mäßigkeit im Genusse von Speise und Trank und seine häufige Bewegung im Freien kann nur dazu beitragen, die eben ausgesprochene Hoffnung für die Zukunft zu begründen.

Zu den sonst bemerkenswerthesten Bauten im Innern des Ark, um auch darüber ein Wort zu sagen, gehört das Hoftheater (Takie), in welchem in der ersten Dekade des Monats Moharrem jene merkwürdigen Trauerspiele aufgeführt werden, die im Iran unter dem Namen der Tasiäh bekannt und der Erinnerung an die großen Märtyrer Ali, Hussein und Hassan

gewidmet sind. Der gewaltige Bau, in der Gestalt eines Circus angelegt, hat eine Höhe von etwa 24 und eine Breite von mindestens 35 Metern, aber nach Vollendung der riesigen Rotunde erwiesen sich die Fundamente als so schwach, daß sie das projecte Kuppeldach nicht zu tragen vermochten. Man zog es deshalb vor zwei sich kreuzende unschöne Bogenträger aus zusammengefügten Holzbalken zu ziehen, über welche während der Zeit der Vorstellungen ein künstliches Dach in Gestalt buntfarbiger Zelttücher ausgespannt zu werden pflegt. Das Gebäude ist aus gebrannten Ziegeln aufgeführt und in seinem Innern mit Mosaïkfaïencen von einem hellblauen Grundton gefüttert. Stalaktiten-Ornamente, Spiegelfacetten, Nischen und sechzig zum Theil vergitterte Bogen in drei Reihen geben der runden Fläche das nothwendige Leben. An der Seite des Haupteinganges befindet sich die Marmorkanzel für den Hof-Molla, welcher vor dem Beginn der Schauspiele durch eine fromme Ansprache die Stimmung der anwesenden Zuschauer zur Andacht fesselt, und in der Mitte des Bodens, auf einer runden Erhöhung mit kleinen treppenartigen Aufgängen, die eigentliche Schaubühne. Die Kerzenlichte auf Tausenden buntschimmernder, gläserner Kron-, Wand- und Armleuchter und die große elektrische Leuchtkugel in der Mitte verbreiten ein feenhaftes Licht über die versammelte Menge, welche gewöhnlich die Zahl von 6000 Köpfen erreicht. Die Zuschauer, verhüllte Weiber und Männer, die letzteren meistens in Traueranzug aus schwarzem Glanzkattun, nehmen staffelförmig den Raum um die Zuschauerbühne herum ein, während der Schah und die vornehmere Herren- und Damenwelt in den einzelnen Logen sitzen. Sobald die iranische Majestät, etwa gegen neun Uhr Abends, erschienen ist, beginnt die eigentliche Trauervorstellung, wobei die Schauspieler in reichen Kostümen erscheinen und die Worte, welche sie zu sprechen haben, in sin-

gendem Tone aus ihrem langen Textzettel in der Hand recitiren. Coulissen und Decorationen giebt es nicht, sondern man behilft sich so gut es geht, um den Schauplatz dem Publikum anzudeuten. Hingestreuter Sand z. B. soll eine Wüste vorstellen, Grashalme auf eine Wiese deuten und eingesteckte Zweige oder Blumentöpfe an einen Wald oder einen Garten erinnern. Größere Aufzüge finden um die Bühne herum statt, wobei das persische Militär zu Fuß und zu Pferde mit seinen Musikkapellen und seinen Fahnen theilnimmt und die reichgeschirrten Elefanten, Kameele, Pferde und Maulthiere, ja selbst die Hofwagen des Schahynschah die Pracht der Aufzüge erhöhen, wenn auch in Alis und Husseins Zeit die persischen Krieger andere Kostüme und Waffen führten und der europäische Wagen auf der Ebene von Kerbela kaum bekannt gewesen sein dürfte.

Die Trauerspiele, welche jeden Abend nacheinander aufgeführt werden, und mit „dem Tage der Tödtung“ enden, sind verhältnißmäßig jüngeren Ursprungs und etwa seit 150 Jahren gestiftet, denn die älteren Reisenden übergehen sie mit Stillschweigen und wissen nichts davon zu erzählen. Der Gegenstand, welchen sie in Versen behandeln, betrifft das tragische Ende des Imam Hussein, des Sohnes Alis, das mit der Flucht desselben aus Medina beginnt und mit seinem Tode auf der Ebene von Kerbela abschließt. Das aus zehn Acten bestehende große Drama, von dem täglich der Reihe nach ein Act aufgeführt wird, ist in verschiedenen, etwa gegen siebzig, Redactionen abgefaßt, wobei die Phantasie der Poeten, welche zugleich zu den Wandertruppen der Schauspieler gehören, Wahrheit und Dichtung miteinander vermischt hat. Obgleich die Verfasser sich darin manches Verslein ihrer berühmtesten und beliebtesten Dichterkönige angeeignet haben, so lassen die Stücke es nicht an Innigkeit und Wärme fehlen, um das religiöse und nationale Gefühl der schiitischen Bevölkerung zu erwecken und von Act

zu Act bis zur höchsten Aufregung zu steigern. Die Zuschauer schlagen sich unaufhörlich auf die Brust, Männer und Weiber jammern und weinen mit lauter Stimme um die Wette und es tritt nicht selten der Fall ein, daß selbst christliche Zuschauer in eine trübe und weinerliche Stimmung hineingerathen. Der Haß gegen die Omijaden, besonders gegen den Chalifen Jesid (680—683 nach dem Anfange der christlichen Zeitrechnung) und seinen Feldherrn Abadullah, welcher Ali, Hussein und seine Familienmitglieder bei Kufa auf der wasserlosen Ebene von Kerbela tödtete, wird alljährlich durch diese Trauerspiele auf das äußerste geschürt, und man muß zur Zeit der Schauspielvorstellungen in Teheran und in Persien gelebt haben, um die fanatische Wuth der Leute zu begreifen, welche sich freiwillig auf offener Straße mit Schwert, Messer und Dolch die gefährlichsten Verletzungen beibringen und mit zerfetztem Gesicht und klaffenden Brustwunden nach ihren Wohnungen zurückkehren. Der Haß, welcher infolge dieser Schauspiele in jedem Jahre aufs neue gegen die Sunniten an den Tag gelegt wird, hat eine schlimme politische Folge, denn er wird auf die jetzt lebenden Türken und Araber übertragen, die es kaum mehr wagen sich in der Epoche der Trauervorstellungen öffentlich sehen zu lassen. Daß Türken und Perser keine besonderen Freunde sind, haben selbst die neuesten Ereignisse auf asiatischem Boden mehrfach bewiesen. Die Streitigkeiten an der türkisch-persischen Grenze hören eigentlich niemals recht auf, wobei der kriegerische Stamm der Bachtiaren, welcher gegen 40,000 Reiter zählt und in der Nähe von Isfahan seine Sitze aufgeschlagen hat, bald zu der einen Partei, bald zu der andern übergeht.

Die Schauspiele in der Takie der Hofburg werden auf Kosten des Schah gegeben und jedem Muhammedaner schiitischen Glaubens ist der Eintritt unverwehrt. Christlichen Zuschauern wird ein Platz hinter einer vergitterten Loge gern angeboten

und den Frängis von untergeordneter Stellung die Anwesenheit in dem unteren Zuschauerraum gestattet, wenn sie den europäischen Hut ablegen und die persische schwarze Lammsfellmütze auf ihr Haupt setzen. Auch reiche Privatleute in den Städten und auf dem Lande lassen es sich nicht nehmen, auf ihre Kosten in und außerhalb der Trauerzeit von den Wanderschauspielern die beschriebenen Vorstellungen aufführen zu lassen, ja selbst die Gäste mit Thee und Limonaden zu bewirthen. Es gilt das als ein äußerst verdienstvolles Werk und führt eine Stufe höher zum Himmel. Zum Schluß will ich bemerken, daß die Darsteller so viel Lebenswahrheit im Spiel und in der Handlung entwickeln, daß meinem europäischen Diener, welcher vom Dache des Hauses aus zum ersten Male ein derartiges Schauspiel in dem Garten des Nachbarn in Augenschein nahm, die Sache so wenig geheuer vorkam, daß er entsetzt in mein Zimmer stürzte mit der Meldung, neben uns würde unter Gottes freiem Himmel ein Heiliger in grausamster Weise abgeschlachtet.

Die unmittelbare Umgegend der Hauptstadt besitzt keine Naturreize und beschränkt sich auf eine öde, steinige Steppe mit wenigen fahr- oder reitbaren, schattenlosen Landstraßen, die besonders im Sommer dichte Staubwolken aufwirbeln. In der Tageshitze ist die brennende und blendende Sonne eine lästige Beigabe und erst gegen die Abendzeit hin ladet die abgekühlte Luft zu einer Ausfahrt ein. Immerhin muß zugestanden werden, daß der Blick von den Straßen aus auf die grünen und bräunlichen gigantischen Felsmassen des Elburs und den spitzen Demawend-Kegel, deren Schneelager das auf- und untergehende Tagesgestirn mit einem funkelnden Purpurschimmer übergießt, zu den unvergeßlichsten Erinnerungen des Teheraner Aufenthaltes gehört. Die Ziele, welche die Gesellschaft im Wagen oder der Reiter, — denn an einen Spaziergang zu Fuß ist, für einen Europäer wenigstens, nicht zu

denken, — zu erreichen strebt, nehmen ihre Richtung nach einigen hübsch gelegenen Ortschaften und Landhäusern vornehmer Perser im zweimeiligen Umkreise „des Sitzes des Chalifates“. Man schlägt den Weg nach dem Wallfahrtsorte Schahsade Abdulasim ein, oder begiebt sich nach den Dörfern Jussufabad, Rustemabad, Sergende, Gülahek, Ssaadabad, Mahmudijeh u. a. oder nach dem Wasserfalle von Paskale und den Jagdschlössern des Schah Kend und Dauschan-Tepe (d. i. Hasenhügel). Die im Lande lebenden Russen und Engländer genießen dabei den Vorzug in ihre Heimathsdörfer zu ziehen, denn die iranische Majestät hat Sergende den Moskowiten, und Gülahek den Briten als Eigenthum übergeben und der betreffende Gesandte ist zugleich der Schulze in seinem Dorfe.

Die angenehmsten Ausflüge führen nach den Dörfern und Besitzungen, die sich am Fuße des Elburs in der Umgebung baumreicher Anlagen und blumiger Gärten in der Richtung von Osten nach Westen lang ausdehnen und bereits aus der Ferne dem Wanderer einen lieblichen Ruhepunkt versprechen. Etwa eine oder anderthalb Wegstunden von Teheran entfernt, führt die staubige Straße an dem Kadscharen-Schlosse vorüber allmählich bergaufwärts, bis der steile Aufsteig in der Nähe der schattigen Felswand den Fahrenden nöthigt seinen Wagen zu verlassen und die letzte Wegstrecke zu Fuß zurückzulegen. Den Mittelpunkt der Anlagen bildet Schimran oder, wie die Perser es zu nennen pflegen, die Schimranat, woselbst sich mehrere Lustschlösser des Schah befinden, in welchen er seinen Aufenthalt in der heißesten Zeit des Jahres (vom Ende des Monats Mai an bis zum Anfang Octobers hin) zu nehmen pflegt. Die bekanntesten Namen derselben sind: Ischred-abad, Kassr-Kadschar, Kassr-Firuse, Ssultanet-abad, Ssahib-kranije, Niaweran, Kassr-jakut und Sulche-hissar.

Der Schah, die Minister, die sonstigen Würdenträger des

Reiches, die Gesandten und die übrige vornehme europäische und iranische Welt verlassen in der Epoche der Gluthitze die Stadt, um nach dem Berge zu übersiedeln und in einem Dorfe die eigene oder die gemiethete Wohnung zu beziehen. Die Hitze in Teheran, nur selten durch Regengüsse oder starke Gewitter abgekühlt, bewegt sich zwischen 28 und 34 Grad Celsius und macht den Aufenthalt in den Häusern der Stadt geradezu unerträglich, wenn man es nicht vorzieht, tagsüber in dem Sir-i-semin oder dem Keller unter dem Wohnhause zu weilen und während der Nacht auf dem flachen Dache zu schlafen trotz den Moskito-Stichen und den gelegentlichen Schlangenbesuchen, welche dem Schlummernden keine erquickende Ruhe gönnen. In den Gärten und Dörfern von Schimran fehlt es gleichfalls nicht an dergleichen ungebetenen Gästen, denn zahlreiche Schlangen, Taranteln, Skorpione, Tausendfüße, Fliegen und Moskitos pflegen den neuangekommenen Frängi die Sommerwohnung ein wenig zu verleiden, aber die verhältnißmäßige Kühle der Luft und das rieselnde Wasser in den Bächen und Bassins, vor allem aber das Baumlaub, der Blumenschmuck und die Auswahl herrlichster Früchte verleihen dem Schimraner Dasein immerhin einen seltenen Reiz.

Da wo eine Wasserlinie den Boden befeuchtet und die Rinnsale den nassen Segen über die Steppe verbreiten, entwickelt sich unter der Fürsorge des Bauern oder unter der leitenden Hand des Baghban oder Gärtners in kürzester Zeit eine verschwenderische Fülle von Getreide-, Obst- und Gemüsesorten, und ein wundervoller Blumenflor entzückt das Auge durch seinen Anblick. Das Wort Ab „Wasser“ übt einen wahren Zauber auf die persische Erde aus und selbst ohne das Zuthun des Menschen bedeckt sich die humusreiche Steppe mit dem üppigsten Pflanzenschmuck, welcher dem Hausthiere und

dem Wilde die reichste Nahrung gewährt. Von den Getreidearten ist es der Weizen und der Roggen, die in Persien vorzüglich gedeihen und allenthalben angebaut werden. Ohne Unterschied erreicht das saftige Obst eine erstaunliche Größe, und Birnen, Aepfel, Pfirsiche, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, Maulbeeren, Mispeln, Erdbeeren und Weintrauben (mit länglichen und runden Beeren mit oder ohne Kerne im Innern) lassen an Wohlgeschmack und Umfang alles europäische Obst weit hinter sich. Ungeachtet der im Winter herrschenden Kälte und der häufigen Schneefälle gedeihen außerdem Granatäpfel, Kastanien, Mandeln, Oliven, Apfelsinen, Citronen, Quitten, Pistazien jahraus und jahrein in vorzüglicher Güte und die persischen Melonen (die besten aus Isfahan, welche weit und breit durch das ganze Land hin versandt werden) und Hindewani (Wassermelonen) stehen an Süßigkeit und Saftgehalt unübertroffen da. Die Gurke, kleiner aber wohlschmeckender als die europäische und von den Persern mit zu den Obstsorten gezählt, die Artischocke, der Blumenkohl und wildwachsende Spargel (Martschube, „Schlangenstock" nennen ihn die Iranier), der Rettig, die Zwiebel, der eingeführte vortrefflich gedeihende Erdapfel (Ssib-i-semin) gehören zu den beliebtesten Gemüsen, und wenn ich den Knoblauch an dieser Stelle hinzufüge, so geschieht es nur, um auch der persischen Geschmacksrichtung billigerweise Rechnung zu tragen. Zu den Bäumen, welche in den Gärten am häufigsten angepflanzt werden und auf der iranischen Erde ihr bestes Fortkommen finden, zähle ich in erster Reihe die Pappel, die Platane, die Esche, Eiche und Weide, die Tamariske, den rothblühenden Judasbaum, den Lorbeer und die dunkle Cypresse. In den Gärten glänzt ein unglaublicher Rosenflor in buntester Farbenpracht, die einzelnen Abarten sind bis zur Sammtrose hin mit besonderen Namen belegt; außerdem gehören Tulpen (Lale), Lilien (Ssussene), Hyazinthen (Ssumbul),

Narzissen (Nargis), Nelken (Keremful), Jasmin, Veilchen (Benefsche) und Basilikum (Reihan) zu den Lieblingen der persischen Blumenzüchter und Gartenbesitzer. Ein Jeder, ob groß ob klein, liebt den Anblick und den Duft der bunten Kinder des Frühlings, und die Blume in der Hand gilt als ein Zeichen zufriedenster Stimmung.

Die Mehrzahl der Perser, wie alle übrigen Bewohner des Morgenlandes haben die Eigenschaft der Kinder Obst zu essen, bevor die Zeit der vollen Reife eingetreten ist: Sie legen dadurch den Grund zu manchen Krankheiten, die, wie z. B. die Blutruhr, infolge davon entstehen, was um so weniger in Erstaunen setzen kann, da selbst der Genuß des reifen Obstes bei der trägen Verdauung im Sommer schädlich wirkt und besonders den neueingewanderten Europäern gefährlich werden kann. Am allerwenigsten ist es gerathen Obst nach Tische zu verspeisen, dagegen empfiehlt es sich, dasselbe in mäßiger Menge außerhalb der Mahlzeit zu sich zu nehmen. In der Herstellung von sogenannten Murebbes oder eingemachtem Obste leistet die Damenwelt der iranischen Chanums Ausgezeichnetes und sie liefern darin unübertroffene Meisterwerke der höheren Kochkunst. Die persische Rebe, deren Güte ich bereits hervorgehoben habe, erzeugt die schwersten Weine, deren häufiger Genuß einem Frängi nicht anzurathen ist. Leider läßt die Behandlung der Traube zur Herstellung des Weines, nach altherkömmlicher Weise in großen thönernen Gefäßen ausgeführt, viel zu wünschen übrig. Selbst Europäer unterziehen sich nach persischem Muster dem Geschäfte des Weinkelterns und der Weinbereitung, ohne eine wesentliche Verbesserung herbeigeführt zu haben. Die Weine von Schiras, Hamadan und Kaswin gelten im Lande der Sonne mit Recht als die vorzüglichsten. Die Weine von Isfahan und Teheran folgen erst in zweiter Linie. Aus dem Moste pflegen die Perser eine Art von erfrischender Limonade

von säuerlichem Geschmacke zu bereiten, die zu einem landläufigen Sprüchworte Anlaß gegeben hat. Man sagt nämlich, um z. B. die Sucht nach ausländischen Dingen zu entschuldigen: „mein Most ist sauer, aber der des Nachbarn ist saurer.“

Das Schloß von Dauschantepe liegt in westlicher Richtung von Teheran, etwa eine kleine Wegstunde von Teheran entfernt, und gehört zu den Neubauten, welche der Schah in den letzten Jahren seiner Regierung ausführen ließ. Es befindet sich auf der obersten Terrasse eines Hügels, der sich kegelförmig über der Ebene erhebt und von einer ausgedehnten Gartenanlage an seinem Fuße umgeben ist. Ein steiler, fast unfahrbarer Weg führt im Zickzack zur Spitze des Imaret hinauf, in welchem S. M. häufig zu verweilen pflegt, theils um frische Luft zu schöpfen, theils um von da aus kleine Jagdausflüge in der Nähe der Hauptstadt zu unternehmen, theils um die Menagerie in dem unteren Schloßgarten in Augenschein zu nehmen und sich an dem Anblick der Thiere zu ergötzen. Löwen, Tiger, Panther (über hundert) und anderes Raubzeug und die friedlichere Gesellschaft von Affen, Papageien und sonstigem Gethier in ihren Käfigen bilden in Dauschantepe einen förmlichen zoologischen Garten. Der Schah ist ein besonderer Thierfreund, der z. B. für Katzen eine eigene Vorliebe an den Tag legt, und vor allem ein ebenso kühner als wagehalsiger Jäger vor dem Herrn, der es sich angelegen sein läßt, die wildesten Bestien in der Umgebung der Hauptstadt mit sicherem Schusse zu Boden zu strecken und die allgemeine Landplage zu verringern. Fast in jeder Woche, insoweit die Witterung es gestattet, verläßt der Schah seine Hofburg und ein langer Jagdtroß zieht über den Artillerie-Platz, um die Richtung nach Dauschantepe oder nach dem ferneren Lar-Thale und Dschadscherud in der Nähe des Demawend zu nehmen. Auf seiner Jagd begleitet ihn sein Leib-Tufengdar oder Büchsenspanner, ein bejahrter Mann von kleinem

Wuchse, so wie fünf bis sechs junge Jäger im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren.

Der Panther, von den Persern durch das Wort Peleng (eine besondere Abart desselben ist der Jus-Peleng) bezeichnet, gehört zu den wildesten Nachbarn der Reichshauptstadt, der Mensch und Thier anfällt und zerfleischt und im kalten Winter, wenn der Erdboden einen fußhohen Schneemantel trägt, sich sogar bis in die Nähe von Teheran heranwagt. Gewöhnlich ist es der Argali, der in Heerden von fünfhundert bis tausend in den Gebirgsthälern äst, welchen sich der Peleng als leckere Jagdbeute auswählt. Auf die Anzeige, daß Spuren eines oder mehrerer Panther in einer bestimmten Gegend aufgefunden seien, begiebt sich der Schah mit seiner kleinen Begleitung auf den Weg, und es geschieht selten, daß sein erster Schuß das Ziel verfehlt. Die Jagd ist nicht ohne Gefahr für den erlauchten Jäger, und die ihm näher stehenden Personen, besonders sein französischer Leibarzt Dr. Tholozan, zittern häufig für sein Leben. Die erlegten Thiere werden nach Teheran gebracht, von einem italienischen General in persischen Diensten nach allen Regeln der Kunst ausgestopft und paradiren hernach in der Hofburg auf dem Treppenaufgang zu dem „gesegneten" Museum Nassereddin. Der Schah hat seine besondere Freude daran, und die Hof- und Staatszeitung von Teheran verfehlt niemals die Jagd und die heimgebrachte Beute in einem besondern, persisch geschriebenen Artikel zu verherrlichen.

Löwen und Tiger sind auf der Teheraner Hochebene unbekannt. Das Jagdrevier des Königs der Thiere beginnt erst in der Umgebung von Schiras, woselbst eine Deschte genannte Gegend den Hauptsitz des mähnenlosen persischen Löwen bildet. Außer dem Panther und dem Argali ist die königliche Jagd auf andere Thiere gerichtet, von denen Bären, Hirsche, besondere Antilopenarten, die sogenannten Bergochsen und Gazellen, den

Stolz eines jeden zoologischen Gartens bilden würden. Von dem Geflügel sind es das Rebhuhn, besonders das Königs-Rebhuhn (Kebk-i-Deri), der Fasan, die Trappe, die Wachtel u. a. m., welche dem Jäger eine reiche Jagdbeute liefern. Vom Anfange des Monats Juli tritt eine dreimonatliche Jagdschonung ein, von der nur das Raubzeug ausgeschlossen ist. Der Jagdfalke (Kusch), das persische Windspiel und ein guter Renner sind den Jagdliebhabern die unentbehrlichsten Hilfsmittel zu einem Sport, an welchem die Perser eine ganz besondere Lust zu empfinden scheinen. Am königlichen Hofe, woselbst die Jägerei (Schikar) unter dem Mir-Schikar oder Oberjägermeister eine eigene Verwaltung für sich bildet, nimmt der Quschtschi-Baschi oder Großfalkenier eine hervorragende Stellung ein.

Der Anblick eines vornehmen Persers im Jagdkostüm sammt seiner Begleitung an Dienern und Hunden gehört zu den schönsten Schauspielen, die man gelegentlich auf den Landstraßen sehen kann. Der langbärtige Jägersmann zu Pferde trägt auf der linken, mit einem schwarzen Stulphandschuh bedeckten Hand seinen Falken, der mit klugen Augen in die Ferne schaut, auf dem Rücken hängt sein frängisches Gewehr, im Gürtel stecken Dolch und Messer, und sein Dienertroß ist mit Allem ausgerüstet, was zu einer Reise über Land an Wegzehrung nothwendig ist. Man glaubt sich bei der zufälligen Begegnung in das Mittelalter versetzt und findet stets einen besondern Reiz bei dem Entgegenkommen eines Jagdzuges. Die Falken sind außergewöhnlich gut dressirt und werden in den vornehmen Vierteln der Stadt, besonders auf der Lalesar-Straße von Vogelzüchtern öffentlich feil geboten, wobei der Preis von 150 bis zu 200 Mark nach unserem deutschen Gelde steigt. Die Falkenjagd ist über ganz Westasien verbreitet. Im Kaukasus wie in den syrischen Wüsten zwischen Baghdad und Damaskus

habe ich ihre Spuren verfolgen können. Schech Sattam, der Anführer eines ansehnlichen Beduinenstammes, welcher in der Nähe von Palmyra zu lagern pflegt, ist ein besonders eifriger Liebhaber des Jagdfalken und die Dressur des Vogels eine ganz ausgezeichnete.

Zu den merkwürdigsten vierbeinigen Bewohnern der iranischen Steppen, welcher nicht selten gejagt wird, gehört der Gur oder Gur-cher, der wilde Esel, der Equus Onager der Zoologen. Das Thier, welches gegen sechs Fuß in die Länge mißt, ist von einem schlanken, gefälligen Bau, das Fell ockerfarbig, nur an den Seiten weißlich, ein dunkler schwarzbrauner Streifen läuft über den ganzen Rücken fort. Sein Geschrei ähnelt dem eines ungeberdigen Kindes. Er ist ebenso wild und scheu und seine Zähmung so gut wie unmöglich, denn er schlägt bei der geringsten Annäherung eines Menschen aus und vier Männer sind kaum im stande ihn zu halten. Der deutsche Gesandte in Teheran besaß ein wunderschönes Exemplar eines Gur, der ihm vom Prinzen Naib-es-sultanet zum Geschenk gemacht worden war. Das Thier hatte sich mit der Zeit an einen kleinen Marktesel gewöhnt, der mit ihm in demselben Abschlage eines Pferdestalles stand, begleitete ihn in vollster Freiheit nach dem Markte und kehrte mit seinem langohrigen Kameraden regelmäßig nach Hause zurück. Die Perser jagen den Gur, welcher in Rudeln von Hunderten in der Steppe lebt, in einer eigenthümlichen Weise. Eine größere Jagdgesellschaft zu Pferde vertheilt sich in vier und mehrere Gruppen, welche von Meile zu Meile hinter Hügeln einen versteckten Standplatz einnehmen, nachdem man die Anwesenheit von wilden Eseln in der Nähe ausgekundschaftet hat. Ein wildes Rennen der Gur und der Reiter nimmt seinen Anfang, die nächste Reitergruppe löst die eben angekommene ab, zuletzt sind die Thiere so erschöpft, daß

sie todesmatt auf den Erdboden niederfallen und ohne Mühe gefangen und gefesselt werden können.

Obgleich die Landstraßen, die mit der Hauptstadt in Verbindung stehen und neben welchen sich der englische und persische Telegraphendraht in langer Linie auf seinen eisernen Ständern dahinzieht, in gegenwärtiger Zeit mehr Sicherheit als früher darbieten, so sind dennoch einzelne Fälle nicht ausgeschlossen, in welchen noch jetzt Angriffe auf Reisende und auf Postboten der persischen Regierung und der ausländischen Gesandtschaften von bewaffneten Räuberbanden ausgeführt werden. Die Herren Spitzbuben, meistens Kurden, welche jenseits der russisch-persischen oder türkisch-persischen Grenze ihre Wohnsitze haben, reiten tagelang durch die Steppe, um ihre Opfer aufzusuchen, und ziehen sich nach einem guten Fange sofort wieder über die Grenze zurück. Auch in friedlichen Absichten pflegen einzelne Wanderstämme die persische Grenze zu überschreiten, um auf russischem Gebiete einen Theil des Jahres zuzubringen. Die Schahßewen z. B. begeben sich gegen den Anfang des Monats October nach der Ebene von Moghran, welche in dem zur russischen Provinz Baku gehörigen Bezirke von Lenkoran gelegen ist, und kehren erst gegen Ende des Monats März, nach dem Naurus-Feste, in ihre Heimath zurück.

Die persische Regierung besoldet eine Zahl von Karassuran oder Gensdarmen zu Pferde, um die öffentliche Sicherheit auf der Landstraße zwischen Teheran und Kaswin zu überwachen. Sie dienen zugleich als Begleiter der Couriere und Reisenden, um dieselben gegen räuberische Angriffe in unsicheren Gegenden zu schützen. Neben ihnen haben die gleichfalls von der Regierung besoldeten Tufengtschi oder Büchsenschützen zu Pferde die Aufgabe, die Pilgerkarawanen nach Meschhed gegen die Angriffe der räuberischen Turkmenen auf der Strecke von Bostam bis Abbas-Abad zu vertheidigen. In früheren Zeiten, bevor das Land der

sperrung der davon Befallenen und das Verbot gegenseitiger Heirathen dürfte das einzige Mittel sein, sie mit der Zeit auszurotten.

Die klimatischen Verhältnisse nicht nur in der Umgegend von Teheran, sondern im ganzen nördlichen Persien zeichnen sich durch ihre schroffen Gegensätze aus, die nach beiden Richtungen hin dem Eingewanderten eine große Plage bereiten. Im allgemeinen stellt das Land eine Hochebene dar, drei bis vier Tausend Fuß über dem Spiegel des Kaspischen Meeres, das seinerseits fast 80 Fuß unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres gelegen ist. Die Stadt Teheran z. B. erhebt sich 3500, Kaswin 3700 und Ssuleimanije 4200 Fuß über dem Meere. Die Luft ist ungemein dünn, wenn auch ozonhaltig, erzeugt jedoch am Anfange des Aufenthaltes eine gewisse Trockenheit der Lippen, Zunge und Kehle, die mit unaufhörlichem Durste verbunden ist. Aus Sanitätsgründen, von denen ich bereits oben ausführlicher gesprochen habe, ist der Genuß von Wasser aus den Quellen und Brunnen zu widerrathen und das Trinken von Thee in warmem und kaltem Zustande vorzuziehen. Im Sommer ist die Hitze geradezu unausstehlich (nach zehn Uhr Vormittags und vor fünf Uhr Nachmittags ist jeder Ausgang fast unmöglich) und selbst in der Nacht kühlt sich die Temperatur nur wenig ab. Verdauungsbeschwerden, dysenterische Leiden, Fieber, Leber- und Nierenkrankheiten pflegen in der heißen Epoche vorzuherrschen. In der winterlichen Jahreszeit, welche Ende November beginnt und um die Mitte des Monats Februar ihr Ende erreicht, treten zunächst starke Regengüsse ein, meist mit Gewittererscheinungen verbunden, und später unglaubliche Schneefälle, wobei die herrschende Kälte an den europäischen Winter erinnert. Man begreift es deshalb, daß sich in jedem Hause ein Kamin (Buchari) befindet, zu dessen Feuerung nicht mehr die dünnen Zweige der Obstbäume, wie

in früherer Zeit, sondern die ausgezeichneten Braunkohlen neu-entdeckter Lager in der Nähe von Teheran verwendet werden. Die Einfuhr derselben in die Hauptstadt ist mit einer Steuer belegt, von deren Entrichtung nur der Hof und die Gesandtschaften befreit sind.

Sobald die Schneefälle eingetreten sind und der Elburs bis zu seinem Fuße hin sich in ein dichtes weißes Winterkleid gehüllt hat, ist der Zustand auf den Landstraßen und auf den Plätzen und Gassen der bewohnten Orte ein beklagenswerther. Fußhohe Schneemassen verhindern jeden Verkehr von einem Orte nach dem andern, das scheuste Wild nähert sich den Städten und Dörfern, und die regelmäßige Postverbindung erleidet tagelange Unterbrechungen. Reisende und Couriere setzen sich der größten Gefahr aus und es ereignet sich nicht selten, daß einzelne davon den Anstrengungen des Fortkommens mitten auf der Landstraße erliegen und später todt aufgefunden werden. Schneewehen und Stürme von der Gewalt des Orkans brausen über die Hochebene dahin und reißen ganze Telegraphenleitungen zu Boden. Nicht selten, wie z. B. im Winter des Jahres 1885 (im Monat Januar) dehnen sich die Schneestürme bis nach der Gegend von Schiras hin aus und verbreiten überall Schrecken und Unheil. Ist außerdem das submarine Kabel der indisch-englischen Telegraphenlinie gerissen — ein Fall, der in dem angedeuteten Jahre und Monate manchmal eingetreten war, — so befindet sich die politische Welt in Teheran in einer verzeihlichen Aufregung. Denn die Public News, welche von Indien aus täglich und stündlich an die englische Gesellschaft nach Teheran depeschirt und in vielen Abzügen an den Hof und die Gesandtschaften vertheilt werden, hören auf die neusten Ereignisse in Europa zu melden, und die allgemeine Spannung erhöht sich in dem Grade, als die Unterbrechung lange dauert, während sich inzwischen in Frängistan die wichtigsten Ereignisse abgespielt

haben können. Es ist nicht möglich sich in Europa eine Vorstellung von der gereizten Stimmung der Gemüther bei einer ähnlichen Nachrichten-Sperre nach außen hin zu machen, die außerdem eine Steigerung durch die ausbleibenden Posten und Briefe erhält. Während in der sommerlichen Jahreszeit schriftliche Mittheilungen schon nach siebenzehn bis zwanzig Tagen von Berlin aus in Teheran an ihre Adresse gelangen können, vergehen im Winter oft mehr als dreißig volle Tage bevor das Schreiben den Händen des Betreffenden übergeben wird.

Die Regengüsse und Schneefälle haben ein anderes Leiden in ihrem Gefolge, dessen Größe und Umfang nur der ermessen kann, welcher sich in Teheran Abends in sein Bett legt mit dem Gedanken, möglicherweise während der bevorstehenden Nacht von der herabfallenden Decke seines Schlafzimmers erschlagen zu werden. Die flachen Dächer der meisten Häuser sind mit gestampfter Erde beschüttet, auf welcher im Frühjahr sich ganze Getreidefelder, Blumengärten und Unkrautinseln erheben. Der fallende Regen erweicht allmählich das Dach, sickert durch die Erde, bringt die Decke zum Klaffen und wie Regengossen öffnen sich die breitesten Spalten, um der Feuchtigkeit den Weg nach den einzelnen Gemächern des Hauses zu bahnen. Aufgestellte Schüsseln empfangen den nassen Segen, und wer genöthigt ist vor seinem Schreibtische zu sitzen, spannt wohl seinen Regenschirm auf, um sich einigermaßen im Trocknen zu befinden. Alles Walzen und Schneeschippen des Erddaches hilft nur wenig und der Zustand wird ein höchst bedenklicher, sobald eine Schneelast in der Nacht auf das Dach gefallen ist. Der schließliche Einsturz der Decke wird herbeiführt, und wie das persische Sprüchwort sagt, wer viel Dach hat, hat mehr Schnee. In Teheran treten alljährlich, infolge dieser Dacheinstürze, eine Menge von Unglücksfällen ein, und besonders sind es Frauen und Kinder, welche von den herabfallenden Gips- und

Steinmassen schwer verwundet, wenn nicht selbst getödtet werden. So schwebt im Winter über dem Haupte eines Jeden, ohne Ausnahme des Ranges und der Person, eine eigenthümliche Art von Damokles-Schwert.

Der Frühling (Behar) — leider ist seine Zeit bald um, denn er währt kaum volle drei Wochen, — beginnt unmittelbar nach den sechs kalten Tagen im Anfange unseres Monats März. Die Perser bezeichnen nämlich den 10. März als den ersten der sechs Tage „des alten Weibes", an welchen eine besondere Kälte herrscht, die mit dem siebenten Tage oder dem 17. März ihr Ende erreicht. Man erzählt sich darüber im Lande der Sonne folgende Geschichte. Es seien einmal sieben Söhne gewesen, in deren Dienste sich eine alte Frau befunden habe. Sie hätten dieselbe gern los sein wollen, und da es im Frühjahr kalt gewesen sei, hätten sie gemeinsam den Entschluß gefaßt, sie auf das Dach ihres Wohnhauses zu führen, mit dem Befehle, dort Tag und Nacht zu bleiben, indem sie voraussetzten, die Kälte würde sie tödten. Auf dem Dache habe sich zufällig ein großer Stein befunden, den die Frau aufhob und mit der Last hin und her wandelte, um sich zu erwärmen. Die sieben Söhne merkten aber schließlich die List, warfen den Stein vom Dache und das alte Weib sei dann auch infolge der Kälte am siebenten Tage gestorben. Daher die Bezeichnung der sechs Tage des alten Weibes für die Epoche der kalten Tage.

In dem altpersischen Sonnenjahre, dem sogenannten Dschelali-Jahre, folgen auf die erwähnten kalten Tage die fünf Schalttage, welche den Schluß desselben bilden, und am ersten Tage des Frühlingsmonats Ferwerdin, an welchem die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, findet „das königliche Naurus" oder Neujahrsfest statt, das größte Volks- und Landesfest, von welchem ich weiter oben ausführlicher gesprochen habe. Narzissen und Veilchen werden um diese Zeit mit besonderer Vor-

liebe gepflegt und gesucht, die Zimmer damit geschmückt und an dem Tage des Neujahrstages selber die Bazare, Buden und Wohnungen durch unzählige Lampen und Kerzenlichte, welche neben den Blumen aufgestellt sind, bei strahlender Tagessonne erleuchtet. Man glaubt sich in die Zeit der alten Feueranbeter versetzt und empfindet eine Art von Poesie bei dem sinnigen Gedanken der Iranier, die neugeborene Frühlingssonne als den Anfang eines neuen Jahres, neuer Wünsche und neuer Hoffnungen zu betrachten. Bis zu den Geschenken hin, welche an diesem festlichen Tage gegenseitig umgetauscht werden, erinnert die persische Naurus-Feier unwillkürlich an unser christliches Weihnachtsfest, dem ja auch der Lichtglanz nicht fehlt als Erinnerung an den altheidnischen Brauch, den kürzesten Tag des Jahres zugleich als den Beginn der am nächsten Tage wiedererstehenden Sonne zu feiern.

Es muß zugegeben werden, daß der kurze Frühlingsmonat, in welchem Regengüsse und Donnerwetter von Zeit zu Zeit eintreten, den schönsten Theil des Aufenthaltes im Lande der Sonne bildet. Die Obstbäume stehen in vollster Blüthenpracht da, zwei Monat früher als in unserer nordischen Heimath, der dunkle Stamm, die Aeste und Zweige des Judasbaumes sind mit unzähligen rosenfarbigen Blüthentrauben bedeckt, die Blumen treiben Knospen oder öffnen ihren buntfarbigen Schmuck, ein wonnevoller Duft erfüllt die Gärten, durch welche sich die Quellen murmelnd hindurchziehen, eine milde Luft verbreitet eine angenehme Kühle und ein tiefblauer Himmel wölbt sich über Berg und Thal. Alles athmet Frühlingsluft und Frühlingsduft und man versteht die Worte des persischen Dichters:

Kommt der Frühling angezogen,
Sitz ich an der Wiese Rand,
Neben mir die schönste Huri
Mit dem Weinkrug in der Hand.

Manche tadeln solche Stunde
Meines Glücks, ich schwöre dies:
Schlechter will ich sein als Hunde,
Denk ich je ans Paradies!

Und die heutigen Iranier lassen sich das nicht zweimal gesagt sein. Männer und Frauen, wie immer nach Landessitte, in getrennter Gesellschaft, begeben sich nach den öffentlichen Gärten des Schah oder durchmessen im langsamen Schritte die baumreichen Alleen der Lalesar- und englischen Straße. In dem Tulpenbeetgarten hocken gruppenweise verschleierte Weiber auf dem grünen Boden neben den Rosengebüschen und athmen wollüstig die Frühlingsluft ein. Die Männer gehen abseits spazieren, meist Hand in Hand, und werfen verstohlene Blicke nach den Weibsbildern, von denen diese oder jene kecke Maid und Frau wie zufällig den Schleier lüftet, um ihr frisches, rundes Vollmondsgesicht mit den geschwärzten bogenförmigen Augenbrauen und den großen leuchtenden Augen zu zeigen. Andere nehmen ihre Plätze längs der fließenden Wasseradern ein und betrachten sinnend die kleinen glitzernden Wellen oder beschauen neugierig die jungen smaragdgrünen Blätter eines Bäumchens, als wollten sie deren Wachsthum verfolgen, oder lauschen dem Gesange der Nachtigall, wenn der Abend hereingebrochen und der Mond am Himmel aufgegangen ist. Man trinkt dabei Thee, der in dem mitgebrachten Samowar bereitet wird, oder raucht ächt Schiraser Tumbaki aus dem Kalian, der vom ältesten bis zum jüngsten Mitgliede der Gesellschaft im Kreise herumgeht und dem allgemeinen Wohlbehagen die Krone aufsetzt. Daß Männer und Weiber in der Frühlingszeit sich mit Blumen zu schmücken oder irgend eine duftende Knospe in den Händen zu tragen pflegen, kann in einem Lande nicht Wunder nehmen, in welchem der Rose und ihren Schwestern von den hervorragendsten Dichtern das Hohelied aller irdischen Schönheit gesungen worden ist.

Je weniger die Morgenländer, und nicht zu den letzten darunter gehören die Iranier, mit jenen Zerstreuungen bekannt sind, welche der verwöhnten europäischen Welt in Gestalt von Theatern, Concerten, Kunstgenüssen, Bällen und berauschenden und betäubenden Vergnügungen aller Art als unentbehrliche Begleiter ihres Lebens erscheinen, um so mehr hat sich bei ihnen das Gefühl für die einfachsten Naturgenüsse erhalten und je inniger empfinden sie die ungeschminkten und ungekünstelten Freuden des Daseins im schönen Frühlingsmonat auf dem heißen Boden des Landes der Sonne.





Iran und seine Bewohner.

Persien, oder wie die Eingeborenen ihr Vaterland benennen, Iran ist seinem Umfange nach dreimal so groß als das Deutsche Reich, denn sein Flächeninhalt wird auf 1,648,195 Quadrat-Kilometer abgeschätzt, jedoch die Zahl der Einwohner erreicht kaum den siebenten Theil der Bevölkerungsziffer Deutschlands, wenngleich die Regierung dieselbe auf zehn Millionen Seelen ansetzt, von denen $2^1/_2$ Millionen den Nomadenstämmen angehören sollen. Es ist wahr, daß ein ansehnlicher Theil Irans von unbewohnbaren Gebirgszügen, einsamen Thälern und unfruchtbaren Wüsten eingenommen wird, in welchen nur das Wild, vom Löwen an bis zum Gur, seinen Aufenthalt genommen hat, aber selbst der übrig bleibende Theil des kulturfähigen Bodens ist nur schwach bevölkert, sei es von den Wanderstämmen der Nomaden, welche im Winter und im Sommer ihre Weideplätze und Zeltlager zu wechseln pflegen, sei es von den in Städten und Dörfern angesessenen Persern, die ihren Geschäften nachgehen oder das urbare Land bebauen. Trotzdem die weiten steinbesäten Flächen der Hochebene mit wenigen Ausnahmen den Charakter der Steppe zeigen, so enthält dieselbe

dennoch einen reichen Humus, dem die Anwesenheit des Wassers den üppigsten Pflanzenwuchs entlockt. Aber das Wasser ist in „den gesegneten Königreichen Irans“ ein kostbares Ding und seine Erwerbung und Erhaltung mit mühseliger Arbeit verbunden. Von den Quellpunkten am Fuße der Gebirge aus müssen die Wasseradern in unterirdischen Stollen häufig meilenweit abgeleitet werden, um einem bewohnten Orte die erforderliche Menge zur Bewässerung des trockenen Bodens zuzuführen. Der Bau der unterirdischen Kanäle (der sog. Kenat) ist mit bedeutenden Ausgaben verbunden und der Besitz des Wassers nicht selten zweifelhaft, wenn es einem mächtigen Nachbar gefällt an irgend einer Stelle das Quellwasser nach seinen eigenen Feldern abzuleiten. Klagen würden nur wenig helfen, denn Teheran ist weit entfernt und der königliche Briefkasten für die Bittschriften der Unterthanen ein zu gefährlicher Aufenthaltsort für die geheimen Beschwerden einer unzufriedenen Bevölkerung.

Jedes Dorf wie jedes Haus und jeder Laden in Persien enthält sechs Theile (Dong). Die Dörfer sind in Chalisse, Arbabi und Rajati eingetheilt. Chalisse heißen die Staatsdomänen, der Ausdruck Arbabi bezeichnet das Eigenthum eines Privatmannes und die Rajati gehören dem Bauernvolke an. Zu den beiden letztgenannten Klassen zählen auch die sogenannten Waqfi. Die Einnahmen daraus sind zur Erhaltung einer Moschee, einer Karawanserai, eines Krankenhauses oder einer Schule bestimmt, oder sie bilden einen Grundbesitz, der nur auf männliche Erben übergeht. Alles Waqf darf nach dem Schariat oder dem religiösen Gesetz weder verkauft noch gekauft noch hypothekarisch verwerthet werden. Dem Verbot der Veräußerung steht jedoch die Erlaubniß gegenüber es zu verpachten oder zu vermiethen, wobei der längste Termin 99 Jahre nicht überschreiten darf. In Persien gehören ganze Dörfer dem Schah oder einzelnen

Privatleuten an, aber es giebt andere, von denen zwei Theile (Dong) im Kronbesitz und vier Theile im Privatbesitz sind.

Alle Prozesse zwischen Privatleuten, welche sich auf den Besitz von Grund und Boden beziehen, werden gesetzmäßig nur durch den geistlichen Gerichtshof entschieden, welcher allein auf das Gesetz des Koran zurückgreift und häufig die vorhandenen amtlichen Urkunden wie königliche Befehle (Ferman), ministerielle Erlasse und Beschlüsse (Rakam und Taalike) annullirt, sobald sie nicht die Entscheidungen des Scher bestätigen. Selbst in dem Falle, daß sie das Recht auf den Besitz nachweisen, haben sie nur eine zeitliche begrenzte Gültigkeit. Nach dem Tode eines Schah muß der Inhaber eines königlichen Ferman sofort die nöthigen Schritte thun, um seine Besitzurkunden erneuern zu lassen, widrigenfalls er die unangenehme Erfahrung machen würde, seine Rechte von der neuen Regierung nicht anerkannt zu sehen. Nähme er seine Zuflucht zu dem geistlichen Gerichtshofe, um seine Ansprüche zu vertheidigen und einen Prozeß gegen die Krone wegen Besitzstörung anzustrengen, so würde das geistliche Tribunal in einem solchen Falle keinen andern Ausweg finden als auf die höchste Entscheidung des Schah zu verweisen.

Der Besitz beweglicher und unbeweglicher Güter bis zu den Fabriken und Bergwerken hin bietet im Lande Iran eine eigene Gefahr, sobald dieselben gedeihen und eine reiche Ausbeute versprechen, da bisweilen ungerechte Beamte von einflußreicher Stellung allerlei Vorwände erfinden, um den Eigenthümer desselben zu berauben und durch Drohungen schlimmster Natur mundstill zu machen. Man zieht es daher vor sein Vermögen lieber in Gold anzulegen, das man versteckt und keine Zinsen tragen läßt. „Geld redet nicht“ ist ein allgemeines Wort im Lande der Sonne und Jeder hütet sich natürlich den stummen Zeugen zum Reden zu bringen. Aus dieser Unsicherheit des Eigenthumes ist vor allem der Mangel an industriellen An=

lagen zu erklären, weil die besten Kräfte und die bedeutendsten Kapitalien abgeschreckt werden, die Reichthümer des persischen Bodens auf und unter der Erde auszubeuten und eine rege Aus- und Einfuhr mit dem Auslande zu unterhalten. Die Unternehmungslust und die Fähigkeiten zu allen Geschäften industrieller und commerzieller Natur fehlen dem Perser keineswegs, denn sie sind ihm angeboren und durch seine Thätigkeit im Auslande unter dem Schutze christlicher Gesetze hinreichend bewiesen. Die musterhafte, regelmäßige Postverbindung zwischen den Städten Tiflis und Wladikawkas im russischen Kaukasien ist durch einen Perser in das Leben gerufen, zu den geschicktesten Industriellen und Banquiers in Tiflis, Baku, Astrachan und in anderen größeren und kleineren Städten in der Nähe des Kaspischen Meeres zählen die Iranier, in Indien sind es ungefähr 150,000 ausgewanderte Parsi, welche durch ihren Handels- und Gewerbsfleiß sich ebenso große Reichthümer als das öffentliche Vertrauen erworben haben, und nur das eigene Vaterland scheint seinen Kindern die Quelle des allgemeinen Wohlstandes verschlossen zu haben, indem es die Sicherheit der Person und des Eigenthums nur schwer zu schützen vermag und dadurch das Vertrauen zu ihm und seiner Regierung untergräbt. Ich vertheidige ausdrücklich die Person des Schahynschah, der im Gegentheil von dem Bestreben beseelt ist, Handel und die Industrie in seinem Reiche zu befördern und zu heben, jedoch in der Ausführung seiner edlen Absichten durch die Habsucht und die Geldgier mächtiger und einflußreicher Personen verhindert wird.

Wenn im allgemeinen Persien als ein armes Land bezeichnet zu werden pflegt, so ist diese Auffassung nur in dem Sinne richtig, daß Niemand es wagt sein vorhandenes Vermögen durch Anlagen und Unternehmungen aller Art, wie z. B. durch den so nothwendigen Bau von Eisenbahnen zu seinem eigenen Vortheil und zur allgemeinen Wohlfahrt arbeiten zu lassen. Persien

besitzt eine Menge ungemein reicher Leute (ein mir befreundeter Perser läßt ein Tausend Millionäre in Iran vorhanden sein!), die ihr baares Geld sorgfältigst verbergen und sich hüten, dasselbe in nutzbringender Weise zu verwerthen, sondern im Gegentheil nur darauf bedacht sind, dasselbe den öffentlichen Blicken zu entziehen, lediglich um den Schein unvermögender Unterthanen zu erwecken. Die persische Regierung steht vollständig schuldenfrei da und Papiergeld ist unbekannt. Braucht die Regierung unerwartet Geld, so entleiht sie es gegen Wechsel aus dem Bazar. Von dem geprägten Gelde ist nur Silber (durch Mischung mit anderen unedlen Metallen allmählich entwerthet) und Kupfer vorhanden und die Goldstücke sind dem gewöhnlichen Verkehr entzogen, d. h. in den Koffern und Kellern der Reichen begraben, welche es mit ängstlicher Vorsicht gegen Verrath und Raub zu schützen suchen oder höchstens einen Theil davon in Diamanten, Gold- und Silbergegenständen, in Teppichen und anderen kostbaren Geräthen und Schmucksachen für das Aenderun oder den Harem aufgehen lassen.

Die gegenwärtigen Einnahmen des Reiches, welche das sogenannte Mal-i-Miri oder Staatsvermögen bilden, belaufen sich jährlich auf etwa 48½ Millionen Mark. Sie bestehen aus Kopfsteuern, Grund- und Bodensteuern, einschließlich der Abgaben des Weiderechts von den Nomadenstämmen (Il, Ilat), aus Tributen, Sporteltaxen, Zoll- und Wegsteuern für kaufmännische Waaren, aus Verpachtungen (hauptsächlich der Fischereien) und anderen Nebenabgaben. In erster Linie gehören dazu die Abzüge, welche den Beamten bei Auszahlung ihrer Besoldung gemacht zu werden pflegen, wenn nicht ein besonderer königlicher Befehl die volle Summe gewährleistet hat. Die jährlichen Ausgaben werden persischerseits auf etwa 46½ Million Mark abgeschätzt, wovon 18½ Million auf die Armee, 9 bis 10 auf den Hof- und 7 Millionen auf die Geistlichkeit fallen.

Von Zeit zu Zeit sendet die iranische Regierung besondere Beamte nach den einzelnen Provinzen des Reiches, um die Rechnungen zu prüfen und die Steuerquote festzustellen, welche dieselben an den Staatsschatz zu leisten im stande sind. Auch für die Rückstände der Steuerzahlungen besteht eine eigene Verwaltung, an deren Sitze sich der Wesir-el-Begaja oder Minister der rückständigen Steuern befindet, ein Posten, den gegenwärtig Agha Ali mit dem Titel eines Aemin-el-Husur („das Vertrauen der Gegenwart") bekleidet.

Eine Centralverwaltung, welche sich mit den Einnahmen und Ausgaben des Reiches beschäftigt, ist in Iran nicht vorhanden, sondern es herrscht ein eigenthümliches System vor, das auf altherkömmlichen Gewohnheiten beruht. Die Steuern und Abgaben, welche einzelne Provinzen zu leisten haben, sind nämlich von vorn herein zur Deckung gewisser Ausgaben bestimmt, wie z. B. die aus der Provinz des Gilan einlaufenden Summen zur Bestreitung der Ausgaben des Kriegs-Ministers dienen. Der letztere ist es, welcher seine Beamten, der Mehrzahl nach Offiziere des stehenden Heeres, nach der genannten Provinz sendet, um die Steuereinziehung zu überwachen und zu controliren.

Aus dem Mal-i-Miri werden außerdem der iranischen Majestät und den Prinzen vom königlichen Hause die festgesetzten Summen zur Erhaltung ihres Hofstaates gezahlt, die jährlichen Ersparnisse der Staatshaushaltung dagegen in die Hof-Kasse abgeführt. Man ersieht auch hieraus, wie ein eigentlicher Unterschied zwischen dem Reiche (Daule) und der Person des Schah nicht besteht, sondern wie beide gleichsam ineinander aufgehen.

Einem jeden Reisenden, welcher im Lande der Sonne seine Wanderungen in den einzelnen Provinzen von Poststation zu Poststation fortsetzt, wird bei einiger Aufmerksamkeit die Beobachtung nicht entgehen, daß in den verschiedenen Theilen der

Königreiche sprachliche Unterschiede vorherrschen, die sich in anderen Zungen und anderen Dialekten von einander trennen und auf verschiedene Rassen und Volksstämme hinweisen. In dem nördlichen Theile der iranischen Hochebene herrscht im Osten bis zur Sprachscheide bei der Stadt Miane, auf der Straße von Teheran nach der großen Handelsstadt Täbris-Tauris an der persisch-türkischen Grenze, das Persische vor mit einzelnen schwer verständlichen Dialekten, wie das Tali in den Provinzen von Gilan und Masenderan, während auf dem westlichen Gebiete, in der Provinz von Aderbeidschan, das ostasiatische Türkische, zugleich die Muttersprache des Kadscharenstammes der herrschenden Dynastie, das entschiedene Uebergewicht behauptet. Nach den Grenzen hin treten neue Sprachen hinzu, die sich sofort bemerkbar machen und in den Redenden neue Völkertypen erkennen lassen.

In der Nordwestecke des persischen Reiches, nach der russisch-türkischen Grenze zu, sitzen Kurden und Armenier, am Urumia-See die sogenannten Chaldäer oder Nestorianer, in der Nähe von Isfahan und in Luristan reden Bachtiaren und Luren ihre eigenen Sprachen, nach dem persischen Golfe hin sind es arabische Stämme (zugleich die besten Schiffer und Fischer), welche sich der arabischen Sprache bedienen. Nach dem Osten, von Norden her beginnend, haben die Turkmenen und die benachbarten Afghanen und Belutschen ihre besonderen Sprachen und Dialekte. Im inneren Lande fügen die Zigeuner und sonstigen Wanderstämme neue Steine zum Sprachenthurm von Babel hinzu, mit einem Worte, es macht sich eine allgemeine Sprachverwirrung in den verschiedenen Königreichen im Lande der Sonne geltend, wie sie in keinem andern Lande der Welt ärger gedacht werden kann. Und dennoch haben die einzelnen Völker- und Völkerstämme auf dem Boden des heutigen Iran ihre besondere Berechtigung, denn sie stellen uns in ihren gegenwärtigen Vertretern die letzten

Ueberbleibsel historischer Nationen dar, von denen fast eine jede im Alterthum und im Mittelalter eine herrschende Macht gebildet hatte. Es genügt die Namen der Armenier, der Meder, der Hyrkanier, Parther, Bactrier und Scythen aufzuführen, um bekannte geschichtliche Erinnerungen an längst vergangene Zeiten der Welthistorie in das Gedächtniß zurückzurufen.

Iran, wie alle übrigen Länder des Orients muhammedanischen Glaubens und muhammedanischer Staatsverfassung, leidet an dem großen Uebel, keine Statistik zu besitzen. Man ist daher im stande nur aus den eingehenden Steuern und Abgaben sich eine ungefähre Vorstellung von der Bevölkerungszahl zu machen. Nicht einmal die Einwohnerziffer der größeren Städte wie Teheran, Täbris, Hamadan, Isfahan und Schiras ist auf statistischem Wege festgestellt worden und der Versuch eines meiner persischen Freunde, dieselbe nach der Zahl der täglich geschlachteten Hammel abzuschätzen, wohl das unglücklichste Mittel der Wahrheit näher zu treten. Ob in Iran 7 oder 10 Millionen Menschen ihr Dasein fristen, ob in Teheran 200,000 oder 100,000, in Täbris 300,000 oder 120,000 Menschen sich ansässig gemacht haben, ob im Ganzen die Teke-Turkmenen 11,960, die Goklan 2550 „Feuer" in ihren Lagern zählen, ist nur das Ergebniß einer allgemeinen Schätzung, der jeder sichere Untergrund aus Mangel eines offiziellen statistischen Amtes fehlt. Wenn ich dem Leser die Ansicht unterbreite, daß ächte Perser, d. h. persisch redende Einwohner, gegen drei Millionen im Lande vorhanden sind, so kann ich nicht dafür eintreten, ob ich mich nicht um einige Hunderttausende oder gar um eine ganze Million dabei geirrt habe.

Jedenfalls steht so viel fest, daß die eigentlichen Iranier, die Träger der heutigen Kultur und Sitte, den herrschenden Stamm bilden, dessen Sprache, das sogenannte Farsi, als die Sprache der gebildeten Welt und der gesammten Litteratur gilt und als

Sprache des Hofes und der Diwans allein zulässig ist. Der große Büchermarkt von Teheran, von den Volkskalendern und den lustigen Erzählungen des türkisch-persischen Till Eulenspiegels, des Chodsche Nassereddin an, enthält ausnahmslos nur persisch geschriebene und lithographirte Werke älteren und neueren Ursprungs, welche der Censur des Wesirs der schönen Künste und Wissenschaften oder des Ssani-ed-daule unterworfen sind und einen kleinen Steuerstempel auf dem Titelblatte zu tragen pflegen.

Der ächte Perser, soweit ich ihn in Tausenden von Exemplaren zu sehen und zu studiren in der Lage war, ist von mittelgroßem Wuchse, wohlproportionirt seinem ganzen Baue nach, die Hände und Füße sind zierlich und klein, der Kopf von mäßiger Größe, das Gesicht zeigt ein längliches Oval, mit einer länglichen Nase, der Mund ist wohlgebildet, die dunkelfarbigen Augen sind groß und rund, die schwarzen, starken Augenbrauen halbmondförmig gewölbt und stoßen über der Nase zusammen. Die Stirn ist meist niedrig, das schwarze Haar glatt und weich, der Bart stark entwickelt, doch meistens durch Anwendung von Färbungsmitteln von einem röthlichen Schimmer. Die Lippen haben einen gewissen sinnlichen Zug und die Zähne sind von blendender Weiße. Der Teint ist dem unserer europäischen Südländer ähnlich und die ganze äußere Erscheinung gleicht der eines männlich schönen Europäers. Wie seine Sprache es nachweist, gehört der Perser zu den ältesten Söhnen der indo-europäischen Sprachenfamilie. Die Irani im Lande selber meinen, daß die Kreuzung durch Heirathen mit georgischen Frauen in früheren Zeiten dazu beigetragen habe ihre angeborenen körperlichen Vorzüge zu erhalten, während die türkisch-persischen Ehen ein weniger günstiges Resultat geliefert hätten. In wie weit sie Recht haben, weiß ich nicht zu behaupten, nur das Eine ist unumstößlich, daß der persische Durchschnittsmann auf große männliche Schönheit Anspruch machen darf.

Von den Frauen vermag ich keine Schilderung zu geben, denn sie sind in den undurchdringlichsten Schleier des Geheimnisses gehüllt und nur aus den Abbildungen der persischen Maler kann ich daraus schließen, daß ihre Gesichtsbildung eine Art von Vollmond mit rothen pausbäckigen Wangen, wie bei den Kindern, erkennen läßt, in welchem ein Paar große schwarze Augen unter den dicken, schwarzen Halbmond-Augenbrauen hervorleuchten.

Obgleich die Religion des Koran und die muhammedanischen Sitten und Gewohnheiten die angeborenen Eigenthümlichkeiten des persischen Charakters unter der Zuchtruthe der Mollas in den Madrasses oder Religionsschulen, — die einzigen Volksschulen im Lande Iran, — stark beeinflußt haben, so lassen dennoch die hohen geistigen Anlagen der Perser wenig Verwandtschaft mit dem semitischen oder türkischen Wesen auf dem Gebiete der Gedankenwelt erkennen. Die Perser verleugnen auch nach dieser Richtung hin in keiner Weise ihre indoeuropäische Abstammung und die Dichtungen ihrer größten Geistesheroen heimeln uns Europäer deshalb in wohlthuender Weise an. Worin sie uns übertreffen, das ist die lebendige, an schönen Gleichnissen und zutreffenden Bildern unendlich reiche, wohlklingende Sprache, welche die gefügige Leichtigkeit besitzt, aus vorhandenen Wortformen neue und inhaltsvolle poëtische Zusammensetzungen hervorzuzaubern.

In ihren gegenseitigen Beziehungen fällt die höfliche Form auf, in welcher sich der gebildete Mirsa wie der ungebildete Dorfbewohner zu bewegen pflegt, oft mit einem Anfluge einer anscheinend steifen Gemessenheit, hinter der sich im Grunde nur das Streben nach zurückhaltender Artigkeit verbirgt. Man empfängt den eintretenden Gast mit den Worten Hosch omedid „Seid willkommen!", man erkundigt sich in den gesuchtesten Redewendungen nach dem „geehrten" Wohlbefinden des Anderen,

welcher seinen befriedigenden Gesundheitszustand, ja selbst das schöne Wetter wiederum nur als eine Folge der Güte, Liebe, Barmherzigkeit und des Mitleids des Fragenden bezeichnet. Man nennt sich den Sklaven, Diener, auch wohl den Hund und das Opfer des Freundes, drückt den Wunsch aus, daß sein Schatten über dem eigenen Haupte nie kleiner werden möge, dankt mit den Worten: „Möge Eure Güte sich mehren,“ und nimmt Abschied mit einem Chuda Hafis-i-schuma oder „Gott behüte Euch!“ Selbst ein Unwohlsein erklärt man durch die willkommene Ankunft des Besuchenden für gehoben, schreibt derselben alle glücklichen Ereignisse zu und bittet sein ganzes Hab und Gut als Eigenthum betrachten zu wollen, mit der Versicherung, daß er Einem das Angesicht weiß gemacht habe, da man selber nur werth sei, den Staub seiner Füße auf dem Haupte zu tragen.

Wenn man auch, besonders jüngere Diener, mit einem vertraulichen Du anredet, so gilt die Vorschrift im übrigen das Fürwort „Ihr“ anzuwenden, und wie im Deutschen tritt bei sehr hochgestellten Personen ein „Sie“ an entsprechender Stelle ein. Niemals wird man die gebührenden Titel außer Acht lassen und in unsicheren Fällen es vorziehen, einen Unbekannten mit einem Aga „Herr“ oder einem Serkar d. h. „Meister“ anzureden. Selbst in der Auswahl der Wörter der lebenden Sprache herrscht eine höfliche Rücksicht vor, und es würde als eine Grobheit angesehen werden von einer hochgestellten Person von einem „Sagen“ zu sprechen anstatt des stärkeren „Befehlen“. Selbst das selbstbewußte Men d. h. Ich tritt in einem solchen Falle in den Hintergrund und wird durch ein bescheideneres Bende d. h. der Sklave oder Diener ersetzt. Auch in den äußerlichen Formen der Begrüßung und Begegnung tritt das Bestreben des niedriger Stehenden hervor, dem höher gestellten oder vornehmen und einflußreichen Manne, und bei erwachsenen

Kindern, dem Vater seine Ehrfurcht und Hochachtung in demüthigster Weise an den Tag zu legen. Man bleibt bei dem Entgegenkommen jener Personen aufrecht stehen, setzt die Füße nebeneinander, legt die linke Hand auf die Brust und verneigt sich mit einer kleinen Biegung des Kopfes nach der linken Seite. Der Vornehme grüßt zuerst mit einer leichten Handbewegung und nur der Schah bleibt regungslos, sei es im Hause, sei es auf offener Straße. Will S. M. indeß Jemanden auszeichnen, so sendet er einen Boten nach, um sich nach dem Wohlbefinden und dem Ziele der Promenade des ihm Begegnenden zu erkundigen. Befindet man sich einem „geehrten“ Manne gegenüber, so bleibt die Stellung eine aufrechte, nur die Arme läßt man sinken und legt die rechte Hand über die linke. So viel es angeht, sucht man die Füße zu verbergen. Man spricht mit leiser Stimme und hält sich in angemessener Entfernung. Sich unaufgefordert zu setzen, zu reden oder zu lachen, gilt als ein großer Verstoß gegen die ersten Regeln der Höflichkeit. Will man etwas sagen oder ein Gesuch ausdrücken, so bedient man sich der einleitenden Worte: „ich bitte um die Erlaubniß“, und verlängert nicht unnöthigerweise den Aufenthalt angesichts des „Geehrten“. In Gegenwart des Vaters werden selbst erwachsene Söhne von Rang und Stellung niemals es wagen sich zu setzen, zu essen, Wein zu trinken, Tabak zu rauchen oder zu spielen. Es würde ein solches Benehmen den herbsten Tadel zur Folge haben und den betreffenden Sohn in der Achtung Aller herabsetzen.

Der gute Anstand erfordert es keinen Besuch zu machen, ohne vorher um die Erlaubniß dazu nachgesucht und um die gefällige Bestimmung von Tag und Stunde des Empfanges schriftlich oder durch einen Diener mündlich gebeten zu haben. Der Hausherr empfängt den erwarteten Gast an der Thür, geleitet ihn nach dem Ehrenplatze im Empfangssalon, bewirthet

ihn mit Thee und süßen Sachen und läßt zum Schlusse, — ein äußeres Zeichen, daß man den Wunsch hegt dem Besucher keine längere Zeit zu rauben, — eine Tasse schwarzen Mokkas folgen. Der Kalian, wenn nach der Sitte des Landes der Gast keinen mitgebracht haben sollte, wird zuerst dem Besuchenden gereicht, der nur zwei lange Züge daraus raucht, um ihn dem Hausherrn oder einem anderen Gaste anzubieten. Sind mehrere Besucher in dem Zimmer eines Vornehmen anwesend, so findet die Bedienung in der entsprechenden Rangordnung statt, welche die Diener des Hauses wie am Schnürchen im Kopfe haben. Man erhebt sich zum Gehen, nachdem man vom Wirthe die Erlaubniß, Abschied nehmen zu dürfen, höflich erbeten hat. Auf die Behauptung des Wirthes, daß der Gast sich einer Mühe durch den Besuch unterzogen habe, antwortet derselbe, daß er im Gegentheil für ihn nur eitel Ruhe und Erholung gewesen sei. Bei den Besuchen, denn auch das gehört zu den Regeln des Anstands, läßt man die Schuhe draußen vor der Thür stehen und betritt in Strümpfen das Gemach. Daß man niemals die Lammsfellmütze vom Haupte nimmt, ist selbstverständlich, und die Nichtbeachtung dieser Regel wäre einer Beleidigung gleich.

In den ächtpersischen Häusern sitzen der Wirth und die Gäste nicht etwa auf Stühlen, sondern in knieender Stellung hockt man an dem angewiesenen Platze auf dem Teppich nieder. In der Unterredung, welche je nach der Stellung der betreffenden Personen zueinander einen höheren oder geringeren Wärmegrad erreicht, herrscht eine fröhliche Stimmung vor, denn der Perser ist heiter veranlagt, voller Mutterwitz und lacht gern. Die Worte: Beli, Beli, „Ja wohl!" und Cheili chub, „Sehr gut!" werden häufig wiederholt. Man würzt das Gespräch durch Anekdoten und liebt es Verse bekannter und unbekannter Dichter aus dem Stegreife anzuführen, um seine Be-

lesenheit zu bekunden und guten Geschmack zu verrathen. In den Kreisen, welche mit Europäern zu verkehren genöthigt sind, zieht man es vor sich des Styles der frängischen Sprachen zu bedienen und gewisse persische Redensarten zu vermeiden, um keinen Anlaß zu stillen Spöttereien zu geben und infolge dessen für ungebildet zu gelten. Man zeigt seine Bekanntschaft mit europäischen Verhältnissen und geschichtlichen Persönlichkeiten. In dem geselligen Verkehr mit Deutschen sind es die glanzvollen Namen des Imperator Wilhelm und des Schahsade (Fürsten) Bismarck, welche den Hauptstoff für die Unterhaltung liefern. Man erkennt in ihnen die Lenker der Geschicke der Welt und erkundigt sich in der eingehendsten Weise nach ihrem Alter, ihrem Wohlbefinden und nach ihrer Familie, mit dem Wunsche, daß Gottes Barmherzigkeit ihr Lebensalter vermehren möge. Thörichte Fragen zu stellen hütet man sich mit aller Vorsicht und schweigt lieber still, als daß man sich den Schein der Unwissenheit gäbe. Zu philosophischen Disputationen ist man sehr geneigt, wobei das heikle Thema der Vorahnungen mit besonderer Vorliebe behandelt wird.

Eine Lebenslust sondergleichen erfüllt das Herz des Persers, und wenn auch ein augenblickliches Mißgeschick oder ein trauriges Ereigniß ihn plötzlich entmuthigt und niedergeschlagen macht, so hält dieser Zustand dennoch nicht lange vor und wird durch den angeborenen Hang zur Fröhlichkeit und Heiterkeit in geselliger Unterhaltung bald wieder in den Hintergrund gedrängt. Daß diese Freude am Dasein oft zu dunklen Wegen verleitet und bis zur bewußtlosen Trunkenheit führt, habe ich bereits an einer anderen Stelle angemerkt.

In den Redensarten, Lebensregeln und Sprichwörtern der Perser offenbart sich ein ungewöhnlicher Reichthum passender Gleichnisse, verständiger Lebensanschauungen, tiefer Weisheit und zutreffender Wortspiele, welche auch nach dieser Richtung auf

das Denk- und Urtheilsvermögen der Iranier ein helles Licht werfen. Hat man es nicht verabsäumt ältere persische Dichter und Schriftsteller, an ihrer Spitze den weisen Sadi, möglichst auszubeuten, wobei man den Dichterworten eine kürzere Fassung gab, oder Korancitate und arabische Redensarten herbeizuziehn, so fehlt es nicht an einer Fülle von Beispielen, welche ihre Entstehung dem Volke verdanken und in urwüchsiger Anschauung und Form irgend eine goldene Regel aussprechen. Um dem Leser eine ungefähre Vorstellung derartiger Sprüche zu geben, wie sie noch gegenwärtig im Munde der Einwohner Persiens im Schwang sind, führe ich nachstehend eine Auswahl aus meinen Sammlungen derselben an.

„Der Dieb geht aus dem Hause des Armen beschämt hinaus."

„Er ist der Regen im Frühling," d. h. seine Ankunft ist erwünscht.

„Ein Korn Gold hat mehr Werth als fünfzig Scheffel Gewalt."

„Seinen Fehler eingestehen ist die beste Entschuldigung."

„Alles, was aus Freundeshand kommt, ist gut."

„Wer Süßes feil bietet, zu dem laufen die Käufer."

„Das Maul eines Hundes stopft man mit einem Bissen zu."

„Die Wuth ist der Anfang des Zornes, sein Ende die Reue."

„Ohne Hefen ist es Matze."

„Ein Nadelöhr hat für zwei Freunde Raum, für zwei Feinde nicht die ganze Welt."

„Schweigt die Nachtigall, so schreit der Esel."

„Wer sein Geheimniß wahrt, erreicht, was er wünscht.

„Wer mit den Mächtigen Streit anfängt, vergießt sein eigenes Blut."

„Wenn es Tag wird, löscht man die Lampe aus."

„Wo immer sich ein feenhafter Ort befindet, ist auch ein Dämon vorhanden."

„Kein Getränk ist ohne Gift."

„Wer im Wagen der Hoffnung fährt, hat die Armuth zum Begleiter."

„Wer einen Pfau haben will, muß nach Indien reisen."

„Ein unthätiger Gelehrter ist eine Biene ohne Honig."

„Jedes Laster, das dem Sultan gefällt, wird zur Tugend."

„Eine bezahlte Ohrfeige ist besser als ein unbezahlter Kuchen."

„Unsere Hand ist kurz. Die Dattel sitzt oben am Baume."

„Den Werth des Goldes kennt der Goldschmied."

„Schweigen ist die Antwort des Dummen."

„Eine Kerze, die man für das Haus braucht, ist für die Moschee eine Sünde."

„Wer Weizen zeigt, ist ein Getreidehändler."

„Was nützt die Schale der Melone? Wirf sie fort."

„Das letzte Heilmittel ist das Brennen."

„Der Friede ist der König der Richtersprüche."

„Die Geduld ist der Schlüssel zur Freude."

„Die Geduld ist ein bitteres Kraut, aber seine Frucht süß."

„Mit einer Hand kann man nicht zwei Melonen erfassen."

„Des Menschen Leben ist kurz, seine Hoffnung lang."

„Die Hoffnung ist die Speise des Unglücklichen."

„Der Thor wirft einen Stein in den Brunnen und hundert Weise sind verlegen ihn herauszuholen."

„Ein Molla zu werden ist leicht, ein Mensch zu werden schwer."

„Am Kopfe des Waisenknaben lernt der Barbier das Haarschneiden."

„Ein kluger Feind ist mehr werth als ein dummer Freund."

„An dem Seile, das der Andere hält, laß dich nicht in den Brunnen hinab."

„Er schlägt mit dem Säbel in das Wasser.“

„Das Gold ist Kupfer geworden,“ d. h. das Blatt hat sich gewendet.

„Gold redet nicht,“ d. h. verbirgt sich am leichtesten.

„Was nützt es kaltes Eisen schmieden?“

„Die Schüssel ist heißer als die Suppe.“

„Bis die Frau geboren hat, ist sie die Herzliebste, wenn sie geboren hat, ist sie die Mutter.“

„Schläft der Esel, so frißt er keine Gerste.“

„Eine gebrochene Hand verrichtet die Arbeit, ein gebrochenes Herz aber nicht.“

„An der Quelle verstopft man das Wasser.“

„Gewinn von baarem Gelde riecht nach Moschus.“

„Wer Honig schneidet, leckt sich den Finger.“

„Im Kriege bäckt man keine Kuchen.“

„Am Ende kommt jedes Fell noch in die Gerberei.“

„Nasses Holz verkaufen,“ d. h. schlau sein.

„Das Brot wird Kuchen,“ d. h. die Theurung ist eingetreten.

„Die Mauern seines Hauses sind eingestürzt,“ d. h. man erkennt seine Schwächen.

„Selbst der scharfsichtigste Fremde bleibt (im Auslande) blind.“

„Eine Schlange in die Hand nehmen,“ d. h. sich mit einer heikligen Angelegenheit beschäftigen.

„Den Krug zerschlagen,“ d. h. das Trinken aufgeben.

„Einen Knoten im Ohre machen,“ d. h. sich taub stellen.

„Einen Knoten schlagen,“ Reichthümer sammeln.

„Wasser in einem Mörser stoßen.“

„Ein wasserleeres Auge,“ von einem Unverschämten gesagt.

„Das Wasser ohne Maulkorb trinken,“ d. h. unabhängig dastehen.

„Kein Wasser trinken," d. h. sich nirgends aufhalten.

„Erst der Weise, hernach der Fromme."

„Warten ist schlimmer als Sterben."

„Mein Vorhang ist zerrissen," oder „Meine Faust ist aufgemacht," d. h. ich bin blamirt.

„Mein Waschtrog ist vom Dache gefallen," ich bin entehrt.

„Der Befehl des Königs ist der König der Befehle."

„Das Ende der Rennbahn erreichen," d. h. am Lebensende stehen.

„Einen weiten Aermel haben," freigebig sein.

Die heutige Schriftsprache der Perser, wie sie in den gedruckten Büchern und in den brieflichen und sonstigen Mittheilungen vorliegt, hat von ihrer alten Schönheit in Form und Gedanken viel verloren und es giebt nur wenige Iranier, die sich litterarisch in hervorragender Weise auszeichneten. Ueberschwängliche Titel, hohle Redensarten, verschrobene Perioden, welche ohne eigentliche Satztrennung aufeinander folgen und das Verständniß erschweren, sind im Durchschnitt die gewöhnlichen Erzeugnisse des heutigen iranischen Schriftthums. Ein persischer Brief von etwa zwanzig eng geschriebenen Zeilen würde sich in dem Gewande irgend einer europäischen Schriftsprache in etwa drei bis vier Zeilen wiedergeben lassen. Dazu muß man berücksichtigen, daß die persische Schrift, deren Grundlage die arabischen Buchstaben bilden, ohne Trennung der einzelnen Wörter hintereinander fortläuft, daß zwei und drei alphabetische Zeichen häufig durch eine einzige Ligatur dargestellt, ferner die Vocalbezeichnungen übergangen werden und daß nicht selten die letzten Endbuchstaben eines Wortes von demselben abgelöst sind und über den Anfangsbuchstaben in der Luft schweben. Mancher Mirsa befolgt die Unsitte, sogar die letzten fünf und sechs Worte am Schlusse jeder Zeile bis dicht unter dem Rande der vorhergehenden übereinander aufzubauen. In solchen Fällen

bedarf es einer genauen Kenntniß der Sprache und Schrift, um die kalligraphischen Schwierigkeiten zu entziffern und deren Sinn vollständig festzustellen. Wortgetreue Uebersetzungen persischer Briefe in unsere europäische Sprachen sind ebenso ungenießbar als beinahe unmöglich.

Wie man bei uns die Druckschrift, Schönschrift und die gewöhnliche Cursivschrift voneinander unterscheidet, so bedienen sich die Perser vier besonderer Schriftarten, die theils für den Druck, theils für die Handschriften berechnet sind. Das sogenannte Neschi herrscht in den Koranabschriften und Drucksachen vor, das Talik in den lithographirten Werken, das Nestalik und noch häufiger das cursive Schikeste oder „die gebrochene“ Schrift in den brieflichen Mittheilungen, die amtliche Correspondenz mit dazu gerechnet. Der Anblick eines im Schikeste abgefaßten Briefes hat selbst für den Nichtkenner etwas Gefälliges und, rührt er von einem Kalligraphen her, ruft er den Eindruck des Schönen hervor. Doch braucht ein Mirsa eine volle Stunde Zeit, bevor er sein Papier mit den nothwendigen Schriftzeichen bedeckt hat, während der Europäer den Inhalt derselben in fünf Minuten schriftlich entwerfen würde. Die Perser waren von jeher und sind noch gegenwärtig Liebhaber einer schönen Schrift, und die vorhandenen Mustervorschriften älterer Kalligraphen werden oft mit schwerem Golde bezahlt. Auch unter den Siegelschneidern und Graveuren in Metall giebt es einige, welche noch heutigen Tages als Meister der Schrift gelten und hohen Lohn für ihre kunstvollen Arbeiten fordern. Beim Schreiben selber bedient sich der Perser eines zugeschnittenen Rohrstieles und einer äußerst zähen Tinte, deren Hauptbestandtheil ein feiner Ruß ist. Das stets geglättete Papier, häufig, um gradlinig schreiben zu können, von dem Briefschreiber mit eingekratzten Linien versehen, wird auf die innere Fläche der linken Hand gelegt und mit dem Schreibrohre von rechts nach

links die Schriftzeichen darauf hingemalt. Kein Brief enthält eine Unterschrift, sondern der Abdruck des Siegels des Absenders, welcher durch die aufgetupfte Tinte geschwärzt wird, vertritt nach Landessitte die Stelle derselben. Häufig werden mit dem Eigennamen auf dem Siegel dichterische Gedanken verbunden, wie z. B. „Herr, öffne die Rosenknospe der Hoffnung des Herzens deinem Diener Achmed", oder wie auf dem großen Staatssiegel der iranischen Majestät in Versen zu lesen ist: „Sobald die Hand Nasstreddins das königliche Siegel ergriffen hatte, hallte der Ruf: Gerechtigkeit und Billigkeit von dem Monde bis zum Fische wieder". Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß nach den Vorstellungen der Musulmanen die Welt auf dem Rücken eines großen Fisches ruht. In ähnlicher Weise sagt ein Verliebter: „Ich bin so weit von meinem Monde entfernt, wie der Mond am Himmel vom Fische".

Bei dem Ueberreichen eines Briefes folgt der Untergebene der Landessitte denselben auf den nebeneinander ausgestreckten flachen Händen liegend, dem höher Stehenden zur Empfangnahme mit einem Ers mikünem „ich bitte um die Erlaubniß" demuthsvoll entgegenzutragen. In Persien wird viel geschrieben, da man dem oft angeführten arabischen Sprüchworte huldigt, daß die Correspondenz die halbe Gegenwart sei. Für die verschiedenen Arten der brieflichen Mittheilung giebt es besondere Bezeichnungen, welche mit Einem Worte die Natur derselben feststellen. Name heißt das Handschreiben eines Monarchen an einen andern, der Ferman enthält einen königlichen Befehl, Rakam ist der Brief eines Prinzen oder Schahsade, Ta 'alike der eines Ministers oder Vorgesetzten an seinen Untergebenen, Scherch-Risman oder -Daulet eine amtliche Mittheilung, Aechsar-Name ein Abberufungsschreiben, J'temad-Name ein Beglaubigungsschreiben, Murasale ist ein Freundesbrief, Seri'e der Brief an eine höhere Person, der auch 'Arise genannt wird,

Dschewas eine Steuerquittung, Kebs eine Empfangsbestätigung, Teskere ein Paß u. s. w.

Neben den blendenden Eigenschaften, welche die geistigen Anlagen des Persers auszeichnen, treten manche Schatten, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen und einem Frängi das Dasein im Lande der Sonne auf die Dauer oft recht herzlich verleiden.

Der Perser, seiner eigenen Meinung nach, gehört dem auserwählten Volke auf dem ganzen Erdballe an, sein Land ist das schönste auf Gottes weiter Erde, und wenn ihm auch allmählich die Erkenntniß aufgegangen ist, daß Frängistan an gescheuten Leuten und herrlichen Gegenden durchaus keinen Mangel besitzt, so verhindern dennoch eingewurzelte Vorurtheile jeden Vergleich, welcher zu Ungunsten seines Volkes und seiner Heimath ausfallen dürfte. Der Hochstehende, von Herrschsucht beseelt, nimmt dem Untergebenen gegenüber eine stolze Haltung ein, und der letztere befleißigt sich einer kriechenden Demuth, welche oft wie Heuchelei erscheint. Die fehlende Dankbarkeit, welche sich des gestürzten Wohlthäters niemals erinnern will, ist eine allgemeine Eigenschaft, die bei jedem einzelnen Falle aufs neue zu Tage tritt, obgleich es zugegeben werden muß, daß diese Untugend sich über den ganzen übrigen Orient ausgebreitet hat. Derselben Quelle der Ueberhebung, einem Gleichgestellten gegenüber, entspringt die Neigung der meisten Perser Gegenbehauptungen und Widersprüche selbst da aufzustellen, wo eine Sache sonnenklar auf der Hand liegt. Spricht man von einer Fontäne in Europa, welche hundert Fuß hoch steigt, oder führt man die bekannte Thatsache an, daß ein in die Tiefe geworfener Stein die Richtung nach dem Mittelpunkte der Erde verfolge, so schüttelt der Iranier ungläubig den Kopf dazu und sucht zu beweisen, daß die Gesetze der Natur in diesem Falle von uns mißverstanden seien.

Durch sein Aeußeres sucht der Perser den Eindruck eines bedeutenden und ansehnlichen Mannes hervorzurufen. Er hüllt den Leib in kostbare Kleider und behängt sich mit Schmuckgegenständen europäischen und iranischen Ursprungs. Ein Ring mit einem werthvollen blauen Firus-Steine oder Türkis (bekanntlich sind die höckerförmig gestalteten, nicht glattgeschliffenen Steine die gesuchtesten) oder mit einem mattrothen Rubin aus Ceylon oder mit Diamanten oder Brillanten besetzt, vor allem aber eine goldene Uhr fehlen selten als glänzende Ausrüstung und werden mit einer gewissen Prahlerei zur Schau getragen. Obgleich nach den muhammedanischen Anschauungen dem Golde eine dämonische Kraft inne wohnt und goldene Schmuckgegenstände, wie ich bemerkte, beim Gebete abgelegt werden müssen, so trägt dennoch die Mehrzahl der Perser lieber goldenes als silbernes Schmuckwerk und kümmert sich wenig um die kanonischen Ansichten darüber. Gewissen Edelsteinen legen sie die merkwürdigsten Eigenschaften bei. Die bleibende oder zunehmende Bläue eines geschenkten Türkis soll die Aufrichtigkeit der Liebe und Freundschaft des Gebers bezeugen, die eintretende Blässe desselben dagegen die Abnahme der herzlichen Gefühle verrathen. Vom sogenannten Katzenauge behauptet man, daß es vor gewissen Krankheiten schütze.

Der gewöhnliche Mann, welchem nicht die Mittel zu Gebote stehen sich in Kaschmir und ähnliche kostbare Stoffe zu kleiden, wählt dünne Seide oder Glanzkattun zu den verschiedenen Gewandstücken, wobei den hellsten und schreiendsten Farben der Vorzug gegeben wird. Schwefelgelbe und zeisiggrüne Röcke sind sehr beliebt, wobei die sonderbare Gewohnheit herrscht, den neuen Rock über den oder die älteren abgetragenen zu ziehen. Ein Dandy-Stock vervollständigt das Kostüm und zeigt den Mann von Schliff und Bildung an.

Eine gewisse Freigebigkeit und eine offene Hand ist bei den

Persern nicht zu verkennen, hat aber meistens ihre bestimmten Gründe. Man will ebenso vornehm als liebenswürdig erscheinen und sich, wie man zu sagen pflegt, nicht lumpen lassen. Nach dieser Richtung hin wetteifern die Iranier mit vielen Europäern, welche aus ähnlichen Rücksichten ein Geldstück gelegentlich nicht ansehen. Die persische Gastfreundschaft ist allgemein und wird ohne den Anschein einer berechneten Absicht ausgeführt. Ich kenne einen vornehmen, allerdings sehr reichen Würdenträger am iranischen Hofe, welcher täglich für zweihundert Beamte und Besucher eine durchaus nicht billige Mahlzeit bereiten läßt. Andererseits ist der Geiz und die Knauserei in allen Geldangelegenheiten an der Tagesordnung. Bevor eine gewisse Summe ausgezahlt wird, dreht der Zahlende jedes einzelne Geldstück dreimal um, während der Empfänger dasselbe genau betrachtet und auf einen Marmorstein wirft, um sich aus dem Klange von der Aechtheit desselben zu überzeugen. Die Sucht nach Geld beherrscht ziemlich allgemein die Gemüther, und in der Art und Weise bei passender Gelegenheit in kürzester Zeit recht viel zu verdienen, offenbart sich häufig eine wenig zarte Lebensanschauung. Man nimmt, wo man kann, und überbietet sich in List und Verschlagenheit, um selbst Diebstähle, kleine und große, unentdeckt auszuführen. Der Diener im Hause wird sich hüten von dem Schreibtische seines Herrn irgend einen der darauf liegenden Gegenstände zu entwenden, ohne nicht vorher zu einer pfiffigen Kriegslist seine Zuflucht genommen zu haben. Er wird am ersten Tage das Objekt seiner Sehnsucht an eine andere Stelle offen hinlegen, am folgenden unter Papiere oder Bücher verbergen, am dritten ihm auf dem Kaminsims, am vierten auf einem hohen Kasten u. s. w. seinen Platz anweisen. Hat er sich überzeugt, daß der Herr den Abgang während einer ganzen Woche nicht bemerkt hat, so wird der Gegenstand in seine Tasche verschwinden und ihm der Vorwand

zu Gebote stehen, das Vermißte seit Wochen nicht gesehen zu haben.

Die Kaufleute, welche ehemals neben den Soldaten und Karawanenführern oder den sogenannten Tscherwadars zu den ehrlichsten und zuverlässigsten Bewohnern des Landes zählten, haben diesen Ruf in unseren heutigen Tagen stark eingebüßt und infolge dessen selber dazu beigetragen ihren Kredit zu untergraben. Ich habe mich wiederholt durch eigene Untersuchungen und Prüfungen in den Läden und Buden der bekanntesten Groß- und Kleinhändler davon überzeugt, daß kaum zwei Gewichts- und Längenmaße miteinander übereinstimmen. Die einen blieben unter dem Normal- oder Regierungsmaße, die anderen gingen darüber hinaus. Wohl eingeweihte Perser erklärten mir ohne Umschweife, daß das größere Maß gewählt sei, um der Concurrenz der Nachbarn die Spitze zu bieten, daß aber ein Ausgleich dadurch stattfände, daß die Qualität der Waare eine schlechtere sei. Weiß man dazu, daß fast jede Provinz und jeder bewohnte Ort im Lande der Sonne seine besonderen Längen und Gewichte hat, daß selbst die Maße in Teheran verschieden von denen in den Dörfern der Umgegend sind, so kann man eine ungefähre Vorstellung von der allgemeinen metrologischen Verwirrung im persischen Handels- und Verkehrswesen gewinnen.

Selbst die königliche Münze, welche gegenwärtig für die Summe von 25,000 Toman verpachtet ist, hat durch die zunehmende Mischung des reinen Goldes und Silbers mit unedlen Metallen einen Zustand herbeigeführt, der geradezu als unhaltbar bezeichnet werden muß. Der Werth des Toman entsprach noch im Jahre 1861 ungefähr dem eines östreichischen Dukaten und der zehnte Theil desselben oder die Silbermünze des Kran oder Gran betrug nach deutscher Währung ungefähr 95 Reichspfennige. Durch einen östreichischen Münzwardein,

welcher nach Teheran berufen ward, erhielt die persische Münzwährung eine Umgestaltung nach dem französischen Systeme und der Kran hatte den Werth eines Franc oder von 80 Pfennigen. Leider wurde nach dem Abgange des östreichischen Beamten die Reinheit des Geldes übel empfunden und die Münze nach einem willkürlichen Systeme umgestaltet. Man zog alles Gold und Silber ein, verschlechterte von Jahr zu Jahr die vorgeschriebene Reinheit des Edelmetalles durch Beimischung und so ist es gegenwärtig so weit gekommen, daß der schlecht geprägte Kran nur noch den durchschnittlichen Werth von etwa 65 Pfennigen besitzt, je nach dem Tageskurse, dem er unterworfen ist. Rechnungen nach dem Toman gehören deshalb zu den gefährlichen Speculationen und selbst contractliche Abschlüsse mit der persischen Regierung auf Grund vereinbarter Lieferungen oder infolge von Berufungen müssen bei stipulirten Zahlungen nach deutschen, französischen, englischen oder russischen Goldwerthen bemessen werden. Von der Güte des persischen Silbergeldes überzeugt man sich durch die einfache Thatsache, daß das Anfassen weniger Stücke ausreicht, um die Finger sofort mit einer schwarzgrauen Decke zu überziehen.

Wie die Perser mit wenigen Ausnahmen das Bestreben zeigen, nach außen hin ein gewisses Decorum zu wahren und nicht gegen die gute Sitte zu verstoßen, wie sie sich in dieser Beziehung ernstlich bemühen einen angenehmen Eindruck hervorzurufen und sich bestens zu empfehlen, wie außerdem ihre höflichen Umgangsformen dazu beitragen Vertrauen zu erwecken, so liegt andererseits diesem anscheinenden Adel der Gesinnung eine gewisse Heuchelei zu Grunde, die in der sogenannten conventionellen Lüge, über die selbst in Europa ein dickes Buch geschrieben worden ist, und in der begreiflichen Scheu die Wahrheit zu sagen und die innerste Meinung mit männlichem Muthe zu vertreten, eine kleine Entschuldigung findet.

Auf dem Gebiete der Religion hat diese Scheinheiligkeit im Lande der Sonne ein weites Gebiet erobert. So sehr man in seinem äußerlichen Auftreten durch die vorgeschriebenen Waschungen, Gebete und sonstige Gebräuche, welche die schiitische Lehre von ihren Anhängern fordert, den Schein eines treuen und gewissenhaften Dieners der Landesreligion vor der Oeffentlichkeit zu erwecken und zu behaupten sucht, so ganz anders steht es im innersten Herzen und im verborgenen Kämmerlein des eigenen Hauses geschrieben, wohin das mißtrauische Auge des überwachenden Molla nicht zu dringen vermag. Wer überhaupt an Allah, an Muhammed, an Ali und die Heiligen glaubt, schließt sich den Lehren und Ansichten irgend einer der zahlreichen religiösen Secten an oder folgt, im Gegenfalle, ganz im Stillen freisinnigen und freigeistigen Anschauungen, die häufig dem Atheïsmus nahe stehen. Man liest verbotene Bücher, wie z. B. die Schriften und mystischen Enthüllungen des Stifters der Secte der vielverfolgten Babis, Schriften, welche man gegenwärtig in Teheran nicht einmal käuflich, selbst gegen hohe Zahlung, erwerben kann, oder man vertieft sich in die Vierzeiler des berühmten Omar, des philosophischen Zeltmachers, oder liest mit Eifer die Wein- und Liebeslieder des unsterblichen Hafis und verlacht die gelehrten Auslegungen der orthodoxen Geistlichkeit, welche die klaren und deutlichen Worte des Textes verdrehen und auf den Glauben und auf das Göttliche beziehen. Man trinkt seinen Wein und findet in dem vollsten Lebensgenuß die eigentliche Zufriedenheit in diesem irdischen Jammerthale.

Wenngleich diese vom Koran hart verdammte Freidenkerei Tausende von Seelen im Lande der Sonne vergiftet, und in alle Schichten der Gesellschaft bis in die Derwischorden hinein den Zweifel am Göttlichen wie eine zündende Fackel geworfen hat, so behauptet andererseits der Aberglaube sein Feld und beherrscht die freisinnigsten Gemüther in einer kaum glaublichen

Ausdehnung. Wie ich anderwärts bemerkt habe, fragt man den aufgeschlagenen Koran oder das Liederbuch des Hafis um Rath, wobei man die Worte vorher ausspricht: „O Hafis von Schiras, du Enthüller eines jeden Geheimnisses, komme zu mir und diene mir als Orakel (Fal)!“ man betrachtet ganz zufällige Ereignisse im häuslichen oder Straßenleben als Vorbedeutungen und nicht am letzten glaubt man aus den Sternen sein Schicksal und den Ausgang eines Vorhabens selbst in der nächsten Stunde herauslesen zu können. Wie im mittelalterlichen Europa, so steht noch gegenwärtig im Lande der Sonne die Sterndeuterei in ihrer höchsten Blüthe und selbst die iranische Majestät entzieht sich ihrem Einflusse nicht. Der Hofastrolog oder Munedschim-Baschi findet sich zu jeder Minute bereit, das Horoskop zu stellen und aus der Lage der Planeten zueinander das Gelingen oder den Mißerfolg der beabsichtigten Reisen, Unternehmungen und Handlungen des Schah im Voraus zu bestimmen. Selbst das Empfangen einer Person wird mit den Sternen in Zusammenhang gebracht. Ob der erwähnte Astrolog ein guter Astronom sei, vermag ich nicht zu behaupten, wenigstens wurde mir von glaubwürdigen Personen versichert, daß der gegenwärtige Hofsternseher bei der Berechnung des Tages und der Stunde des letzten Venus-Durchganges den europäischen Sterndeutern um volle vierundzwanzig Stunden vorausgeeilt war.

Auch die Gründung von Häusern, Palästen und selbst von einzelnen Städten wurde und wird noch gegenwärtig nicht nur in Persien, sondern im ganzen Morgenlande unter einer glücklichen Constellation der Planeten und Sternbilder ausgeführt. So ward Kairo sogar nach dem Namen Kahir d. h. der Siegreiche, welchen die Araber dem Planeten Mars beilegen, mit dem Worte Kahira bezeichnet, da in der ersten Stunde der Anlage des Mauerringes für die künftige Stadt der Stern den Meridian des Ortes durchlief, und die persische Stadt Hamadan,

das alte Ekbatana, soll nach einer persischen Ueberlieferung von Dschemschid, dem Pischdadier, unter dem Einfluß des Thierkreiszeichens des Widders erbaut worden sein.

Der Glaube an den Einfluß der glücklichen und unglücklichen Sterne auf den Ausgang der menschlichen Handlungen hat häufig seine gefährliche Seite und den Anhängern desselben von jeher großen Schaden gebracht. Der alte Chardin erzählt davon ein sehr beredtes Beispiel. Als im Jahre 1668 die Perser den Entschluß gefaßt hatten, ihre Flotte auf dem Kaspischen Meere auslaufen zu lassen, um die Kosaken, welche die Küstenbewohner überfielen, zurückzuwerfen, verlor man einen vollen Monat Zeit, weil der Mond sich zufällig in dem Sternbilde des Skorpions befand. Die bedrängte Bevölkerung schrie um Hilfe und man antwortete kaltblütig: Kamr be akreb est „der Mond ist im Skorpion", der Prophet habe gesagt, daß ein solcher Stand bei allen Unternehmungen Unglück verheiße; man müsse deshalb auf jede Ausführung der beabsichtigten Pläne während dieser Zeit Verzicht leisten. Die Kosaken fuhren fort nach Herzenslust zu rauben und zu plündern, und so hatte allerdings für die leidenden persischen Unterthanen der Mondaspect im Skorpion Recht behalten.

Die persischen Takwim oder Kalender, welche alljährlich in kleinem und großem Format unmittelbar vor der Zeit des eintretenden Neujahrstages von den Buchhandlungen in einer lithographirten Ausgabe feil geboten werden, sind äußerst gewissenhaft in allen Angaben kalendarischer Natur. Sie enthalten nebenher ein sehr vollständiges Verzeichniß aller glücklichen und unglücklichen Tage und fügen mit gleicher Ausführlichkeit diejenigen Daten auf, an welchen man in das Bad gehen, sich die Nägel beschneiden, heirathen, ein Pferd kaufen oder sonst ein Geschäft ausführen soll. Als einer der unglückseligsten unter den Tagen des ganzen Jahres gilt der dreizehnte nach

dem Neujahrsfeste. Anno 1885 war es der 1. April. Man nennt ihn auf persisch Ssisdeh beder „den dreizehnten auswärts", da die Landessitte im ganzen Reiche herrscht, an demselben nicht im Hause sitzen zu bleiben, das brächte unfehlbar ein großes Unglück in dem bevorstehenden Jahre, sondern in das Freie hinauszuwandern, um hierdurch allem Unheile vorzubeugen. Männlein und Weiblein pilgern zu Fuß, zu Roß oder in dem Kaleske zum Thore hinaus, um in fröhlicher Stimmung den Tag über unter freiem Himmel zu verleben. Man soll sich während dieser Zeit nicht ärgern, sondern im Gegentheil recht heiter und ausgelassen sein, damit die Diws, welche inzwischen im Hause umgehen, keinen Grund finden dem Hausbesitzer und den Mitgliedern seiner Familie ein Leid anzuthun. Auch die Araber kennen diesen Tag sehr wohl, den sie als Schemm-en-Nessim oder-el-Hawa „das Riechen des Westwindes" oder „der Luft" bezeichnen. Die Städter und Dörfler ziehen in hellen Haufen auf die Felder oder in die Wüste, lagern sich gruppenweise auf dem Erdboden, essen, trinken, rauchen und schwatzen fröhlich miteinander, bis die untergehende Sonne das Zeichen zur Rückkehr nach dem geliebten Heim giebt. Daß allenthalben bei den Persern und Arabern bunte oder mit Goldflitter beklebte gekochte Eier an diesem Feste angefertigt und zum Verkauf ausgeboten werden, erinnert an die Ostereier bei unserem Osterfeste. Von allen Unglückstagen ist der „Unglücksmittwoch" oder der letzte Mittwoch des Monats Ssefer nach der Meinung der Perser der schlimmste. Im Gegentheil gehört sonst der Mittwoch zu den sogenannten „weißen Tagen" der Woche, besonders aus dem Grunde, weil Gott an demselben das Licht erschaffen habe.

An den Gassen der Städte und Dörfer des persischen Landes sieht man häufig Leute sitzen, selbst alte Weiber nicht ausgenommen, welche mit ernster Miene darein schauen und von

ihren Kunden um Rath gefragt werden. Es sind Weissager und Prophetinnen, welche aus den Linien der Hand, aus dem Sande, aus einem Haufen von Muscheln und aus den Karten und Würfeln das Schicksal vorhersagen, wobei gelegentlich ein — Kümmelblättchen zur Stärkung der beängstigten Seelen mit unterläuft. Auch an Traumdeutern ist kein Mangel vorhanden, wobei bilderreiche Bücher die Auflösung der Traumräthsel erleichtern helfen. Man sieht, daß nach dieser Richtung hin Iran vor Frängistan wenig voraus hat, nur mit dem Unterschiede, daß das Geschäft ganz öffentlich und unter den Augen der Wächter des Gesetzes betrieben wird.

Auch an den Einfluß der Hexen, Zauberer und bösen Geister hat das gewöhnliche Volk in Persien den Glauben nicht verloren und wunderliche Spukgeschichten werden darüber auf den Gassen erzählt. Die Leute aus dem Volke zweifeln durchaus nicht an der Zuverlässigkeit und Wahrheit derselben, denn durch die öffentlichen Erzähler, welche ihnen die Zauber- und Geistergeschichten des Schahname oder des Königsbuches, des Iskendername oder der Alexandersage, des Tutiname oder des Papageienbuches und anderer beliebten Romane auftischen, sind sie mehr als der gebildete Mirsa mit den besonderen Arten und Gestalten der Teufels-Diws bekannt, und wissen auf diesem Reviere genau Bescheid.

Wie im ganzen übrigen Morgenlande, so spielen auch im Lande der Sonne Amulette und Talismane eine große Rolle, um die Einflüsse des sogenannten „bösen Auges“ zu brechen, und sich selber und andere geliebte Wesen vor Schaden zu schützen. Man schreibt Koranverse oder magische Formeln und Zeichen auf ein Stück Papier oder Pergament, näht dies in ein Leder- oder Zeugsäckchen ein und befestigt dasselbe am Arme, am Halse oder einen andern Theil des Leibes. Erwachsene Personen und Kinder, Pferde, Maulthiere, Esel,

Kameele, Katzen, tragen in gleicher Weise derartige Umhänge, wobei man häufig die Talismanhüllen an Schnüren aus bunten Perlen befestigt. Auch geschnittene Steine und besonders gewisse Arten derselben, wie z. B. Nephrit und Kornalin, werden als Schutzmittel gegen das böse Auge vielfach verwendet.

Ich mache bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß in Europa die durch Reisende verbreitete Meinung herrscht, als seien die Orientalen ungemein freigebige Leute, die nicht anstünden einen gelobten Gegenstand dem Lobspender sofort als Eigenthum zu übergeben. Diese Anschauung ist grundfalsch, da sie auf Unkenntniß der morgenländischen Sitten und Gewohnheiten beruht. Der Frängi, dessen Auge auf irgend einen werthvollen Gegenstand fällt, pflegt mit einem „wie schön!“ sein Urtheil darüber auszusprechen, in welchem nach orientalischer Vorstellung der stille Wunsch nach dem Besitze desselben enthalten ist. Dem Auge wird, um es kurz zu sagen, ein gewisser Neid zugeschrieben und es haftet an dem Gegenstande der böse Blick, welcher dem Besitzer nur Unheil bringen würde. Er trennt sich daher lieber von demselben, um jedes Unglück fern zu halten, und verschenkt ihn an den ungebetenen Lobsprecher. Die vermeintliche Freigebigkeit erhält hierdurch eine ganz andere Bedeutung. Nach morgenländischer Ansicht kann man jede Person und jeden Gegenstand schön und hübsch finden, muß aber das Lob auf den Urheber desselben beziehen, um nicht den Glauben an den bösen Blick und die Folgen desselben zu erwecken. Von einem schönen Mädchen würde man daher sagen müssen „Gelobt sei der Baum, der solche Frucht getragen hat!“ oder „Gepriesen sei die Mutter!“, von einer schönen Blume „Gott sei gepriesen!“ oder „Gelobt sei ihr Schöpfer!“, von einem schönen Teppiche oder einem sonstigen Gegenstande „Gelobt sei der Meister!“ Die allgemeinste Formel, um jeden Bann zu brechen, ist in den Worten Maschallah d. h. „Was

Gott will! (nämlich: das geschieht) enthalten, die Alles und noch mehr in sich schließen, was wir mit unserem: Wie schön, wie herrlich! und ähnlichen Aeußerungen auszudrücken pflegen.

Ich erinnere mich eines Tages bei einem Spazierritte in einer der belebtesten Straßen von Kairo einem mit großen Sir oder Wasserkrügen beladenen Kameele begegnet zu sein, das ein Araber an einem Stricke führte. Ein zufällig vorübergehender Europäer rief ihm die Worte zu: „Wie schön sind deine Töpfe!" Mein Araber machte eine krause Miene und schien nichts weniger als erbaut davon zu sein. Der unglückliche Zufall wollte es, daß nach einem Paar von Schritten das Kameel stolperte und zu Boden stürzte, so daß ein großer Theil der irdenen Waaren sich in tausend Scherben auflöste. Der Besitzer brach in lautes Jammern aus und klagte den Europäer als den Urheber seines Schadens an, weil er durch seine neidische Aeußerung den verderblichen Zauber des bösen Blickes hervorgerufen habe. Hätte er nur die Worte Maschallah! ausgesprochen, so würde das Unglück nicht angerichtet worden sein. Wir Europäer sind übrigens selber nicht von einem ähnlichen Aberglauben frei. Ich erinnere nur an den unangenehmen Eindruck, welcher bei vielen Personen dadurch hervorgerufen wird, wenn ein Anderer ihr gutes Aussehn und ihre strotzende Gesundheit lobt. Sie pflegen sofort zu erwidern: „Berufen Sie es nicht!" oder sagen dreimal im stillen „Unberufen"! oder drücken gar den Daumen in die innere Fläche der geschlossenen Hand hinein.

Es giebt auch andere Mittel, die nach den Vorstellungen der Morgenländer geeignet sind den Zauber des bösen Blickes zu brechen. Wer klug und vorsichtig ist, wird z. B. niemals versäumen auf seinen neuen schönen Mantel an irgend einer auffälligen Stelle einen buntfarbigen Flicken einzusetzen oder einen Riß künstlich anzubringen. Bei uns Europäern kommt

etwas Aehnliches vor. Mancher Bauherr befolgt die abergläubische Sitte an seinem neugebauten Hause den letzten Stein fehlen zu lassen, oder statt seiner einen alten Ziegelstein einzufügen, um dasselbe vor jedem Unglück zu behüten. Auch sonst haben wir keinen Mangel an überlieferten Gewohnheiten und seltsamen Gebräuchen, um uns und Andere vor den bösen Einflüssen von Hexen und Zauberern zu schützen, bis zu dem Hufeisen auf der Thürschwelle hin, so daß wir wenig Grund haben nach dieser Richtung hin die Völker des Morgenlandes zu tadeln, am allerwenigsten aber zu verspotten.

Viele von den abergläubischen Vorstellungen und Handlungen bei den Persern rühren aus einer Zeit her, in welcher ihre Vorfahren noch dem Feuerkultus huldigten und der Sonne ihre Verehrung und ihre Opfer darbrachten, und in welcher Ormus als das gute, und Ahriman als das böse Prinzip des einen göttlichen Wesens dastand. Die ausgesprochene Vorliebe der modernen Iranier für das Licht bis zu den Tausenden und aber Tausenden von Lichtkerzen hin, welche am Naurusfeste in dem Palaste wie in der Hütte, in den Straßen wie in den Bazaren selbst bei Tage angezündet werden, das Verbot nicht in die Flamme zu speien, der tägliche Abschiedsgruß an die scheidende Sonne in der königlichen Musikantenloggia, die Verehrung des Pferdes und die Heiligkeit, welche man mit den Ställen derselben in Verbindung setzt, die eigenthümlichen Thieropfer bei der Reise vornehmer Personen, dies und vieles andere schließt Reminiscenzen an eine längst vergangene Zeit und ihren Aberglauben in sich.

So höflich und ruhig im übrigen die Perser sind, so grob und jähzornig können sie werden, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet und der Diener oder ein geringer Mann dabei im Spiel ist. Sie fluchen und schimpfen in gotteslästerlicher Weise und werfen sich die gröbsten Beleidigungen (Duschnam) ins

Gesicht, deren Uebersetzung keine europäische Sprache gestatten würde. „Sohn eines Vaters, der verbrannt worden ist, Bastard, Sohn eines Hundes, Sohn einer Dirne! oder: der Leichenwäscher soll dich holen, vom Kamm unberührter Bart voll Ungeziefer, dein Angesicht sei schwarz, Kothfresser!“ und ähnliche andere sind verhältnißmäßig feine Titulaturen und Verwünschungen gegenüber der Masse beleidigender Worte, welche sich meistens auf den Vater und die Mutter der Zankenden ergießen. Sie verhalten sich eigenthümlich zu Liebkosungen wie „mein Auge, Licht meiner Augen, meine Seele, Seele meiner Seele, mein Herz, Krone meines Hauptes,“ mit denen man sich in gehobener Stimmung überschüttet und welche an Zärtlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Der Jähzorn, dessen Ausbrüche man selbst auf offener Straße zu beobachten häufig Gelegenheit findet, endet nicht selten damit, daß streitende Personen handgemein werden und mit Messer und Dolch aufeinander los stürzen. In der Mehrzahl von Fällen giebt das leidige Geld zu einem Zanke und den daraus entstehenden Verwickelungen Anlaß, die bei einzelnen Begegnissen mit einem Morde abschließen. Die sogenannten Lutis, deren Führer den Ehrentitel eines Luti-Baschi führen, vagabondirendes Volk in den größeren Städten des Landes, machen am häufigsten die Straßen und Plätze unsicher, denn es sind ebenso streitsüchtige als gefährliche Individuen, denen man lieber aus dem Wege geht, um nicht in die unangenehmsten Händel zu gerathen. Die Teheraner Polizeibehörde, an deren Spitze sich gegenwärtig ein östreichischer Beamter italienischer Herkunft befindet, hat mit der Ueberwachung und dem Einfangen der wilden Gesellen vollauf zu thun. Die Wachhäuser der Polizeibeamten, welche die Uniformen der Wiener Sicherheitswachmänner tragen, sind über die ganze Stadt Teheran hin verbreitet. Vor jedem befindet sich ein Posten unter Gewehr, um über das zunächstliegende Straßen-

revier Ausschau zu halten. Die Leute haben ein gutes Aussehen, sind im Dienste brauchbar und sorgen bei Tage und bei Nacht für die öffentliche Sicherheit in der ausgiebigsten Weise.

Ich möchte die Liste der Fehler und Mängel, welche ich an den Persern entdeckt zu haben glaube, nicht noch weiter ausdehnen, denn ich besitze wahre und aufrichtige Freunde unter ihnen, mit denen ich Monate und Jahre verkehrt habe und deren Unterhaltung ich manche Belehrung und viele heitere Stunden verdanke. Ein jedes Volk hat seine schwachen Seiten, und die Schatten in dem Charakter der Iranier verschwinden gegenüber der hohen Begabung und Intelligenz der indogermanischen Brüder. Die Perser, fern von jedem näheren Berührungspunkte mit dem civilisirten Frängistan, leben abgeschlossen im Herzen von Asien, in der Umgebung kulturloser Nationen und wandernder Stämme, von denen sie nicht nur nichts lernen, sondern deren barbarische Einflüsse sie mit allem Kraftaufwand zurückzudrängen haben. Wenig vom Schicksal begünstigt, führen sie auf dem verhältnißmäßig wasserarmen, öden und unfruchtbaren Boden ihrer Heimath und unter der heißen Sonne des iranischen Himmels, inmitten einer national zersplitterten Völkergemeinschaft, ein einsames, von der frängischen Welt abgeschlossenes Dasein, sind aber dennoch die Träger einer eigenen Kultur geblieben, welche nicht mit dem europäischen Maßstabe gemessen werden darf. Mit vollem Rechte hat einer meiner litterarischen persischen Freunde die nachstehenden Worte veröffentlicht, die ich um so lieber in deutscher Uebersetzung wiedergebe, als sie mir aus der Seele gesprochen sind.

„Nur selten geschieht es, daß europäische Reisende unsere Gegend besuchen und ihre Reiseeindrücke nach der Rückkehr in die Heimath in die Welt schicken. Aber diese Eindrücke, welche sie sich beeilen niederzuschreiben, sind häufig ungenau und bis-

weilen gänzlich irriger Natur. Die plötzlich zu Schriftstellern gewordenen Wanderer sind kaum zehn oder vierzehn Tage im Lande gewesen, und hegen dennoch die Meinung es hinlänglich kennen gelernt zu haben, um ein Buch, ein gutes oder ein schlechtes, darüber zu verfassen, das viele leichtgläubige Leser, welche fern von Persien leben, wie ein Evangelium betrachten. Der Mehrzahl nach gehören unsere Reisende jener glücklichen Jugend an, welche sich in guten Vermögensverhältnissen befinden und von europäischen Genüssen übersättigt, von Tausend und einer Nacht und von den Huris des versprochenen Paradieses träumen und im Orient neue Reizmittel zu finden hoffen. Sie verlassen den Asphalt der Boulevards oder das Pflaster einer andern europäischen Hauptstadt, begeben sich in aller Eile auf den Weg und fallen eines schönen Morgens bei uns ein, ganz erstaunt uns auf Erden zu sehen, während sie in einem himmlischen Aufenthalt angekommen zu sein glaubten. Von der Heimath getrennt und die Bequemlichkeit und die ersehnten Genüsse entbehrend, stellen sie Vergleiche zwischen Paris, Wien oder einer andern westländischen Hauptstadt und Teheran an, die natürlich zu unseren Ungunsten ausfallen. Sie sind auf Persien erboßt, kehren sofort möglichst schnell wieder zurück und beeilen sich einen zweifelhaften Ruhm darin zu setzen, über unser Land, das nichts dafür kann, einige Artikel, ein Feuilleton oder sogar ein Buch zu schreiben, worin sie es in den schwärzesten Farben ausmalen. Ein Verdruß, eine Schwierigkeit und eine Enttäuschung auf der Reise, selbst eine vorgefaßte Meinung reicht hin, um Alles, was man gesehen hat, schlecht zu finden, und weniger gewissenhafte Naturen sind sogar fähig, ihr ganzes Lebenlang gegen Persien einen beständigen Groll zu hegen. —

Nur wenig ist in den letzten Zeiten von wirklichen Kennern des Landes über Persien veröffentlicht worden, aber selbst feindlich gesinnte Schriftsteller haben zugeben müssen, daß in

unserer Heimath ein großer Fortschritt geschehen ist, der auf den Antrieb des gegenwärtigen Beherrschers zurückgeführt werden muß. Man hat nur nöthig sich zwanzig Jahre zurückzuversetzen und das damalige Persien mit dem heutigen zu vergleichen, und allenthalben springen zahlreiche Veränderungen zum Bessern sichtlich in die Augen. Wir sind fern davon zu behaupten, daß das gegenwärtige Persien sich auf der Höhe der Civilisation und des modernen Fortschrittes befindet, bis dahin hat es noch gute Wege, aber es kann nicht bestritten werden, daß wir täglich einen Schritt mehr vorwärts thun. Ist man ungeduldig und findet, daß wir uns nicht schnell genug bewegen, so kann mit Leichtigkeit der Nachweis geliefert werden, daß unsere vermeintliche Langsamkeit ihren besonderen Grund hat, denn die Ideen der Umgestaltung müssen auf festem Boden gepflanzt und der Volksgeist an die Neuerungen gewöhnt werden. Will man also nicht Alles aufs Spiel setzen, so heißt es eben mit Ausdauer nach und nach das Ziel verfolgen.

Unser weiser Monarch hat seit seiner ersten europäischen Reise es begriffen, welch eine große Aufgabe in Persien zu lösen ist, und er hat dieselbe fest im Auge behalten. Hätte er jedoch mit einschneidenden Maßregeln begonnen und mit einem Schlage alle nothwendigen Reformen durchführen wollen, so würde er ernstlichen Schwierigkeiten und Widerständen begegnet sein, welche seine besten Absichten vereitelt hätten. Gehen wir weniger schnell, so gehen wir um so sicherer. Die Klugheit gebot so zu handeln.

Wir haben das Schauspiel erlebt wie hintereinander neue Einrichtungen geschaffen wurden, welche mehr oder weniger unvollkommen den Ursprung und die ersten Anfänge des Räderwerkes der europäischen Verwaltungsmaschine bekunden. Die Bildung eines großen Staatsrathes auf einer neuen Grundlage nach dem Beispiel der europäischen Regierungen war eine der

ersten jener eingeführten Neuerungen, und es dauerte nicht lange so wurde jede öffentliche Angelegenheit nur nach vorangegangener Berathung von dem absoluten Herrscher erledigt. Die entferntesten Provinzen des Reiches empfanden gleichzeitig die Wohlthaten der königlichen Fürsorge, und die Statthalter empfingen bestimmte Befehle, um die Besteuerung nach billigen und gerechten Rücksichten auszuführen. Der unredlichen Geschäftsführung wurde der Hemmschuh angelegt und die Bevölkerung hatte das Glück, ohne Schwierigkeit ihre Stimme in Teheran hören zu lassen. Der Postdienst wurde in allen Hauptpunkten von einiger Bedeutung eingerichtet, zahlreiche Telegraphenlinien angelegt und eine bedeutende Zahl von Landstraßen verbessert oder neue geschaffen. Neue Gesetze wurden zu gleicher Zeit erlassen und geeignete Maßregeln zur Entwickelung des Handelsverkehrs, zur Hebung der Gewerbethätigkeit und zur Steuerentlastung des Ackerbaues ins Leben gerufen.

Das Heer wurde zu einem Hauptgegenstande der königlichen Aufmerksamkeit. Besondere Fachinstructoren wurden ihm beigegeben, mit großen Kosten eine neue Bewaffnung für das Fußvolk und die Artillerie beschafft und ein Theil der irregulären Reiterei in Regimenter formirt und dadurch ein Truppencorps gebildet, auf welches Persien mit Recht stolz sein darf. Nichts wurde außer Acht gelassen, um das Heer auf die Höhe seiner Aufgabe zu stellen, und wer es vor zwanzig Jahren gesehen hat und heute wiedersieht, würde in den tüchtigen und schönen Regimentern von heute die buntscheckige und der Mannszucht baare Kämpferschaar von damals nicht mehr wiedererkennen.

Die Verschönerungen der Hauptstadt nahmen im Jahre 1873 ihren Anfang und wurden seitdem ununterbrochen weitergeführt. Ansehnliche, breite Straßen sind gegenwärtig an die Stelle der schmutzigen und engen Gassen jener Zeit getreten; allenthalben

befinden sich saubere und gut gepflasterte öffentliche Plätze mit regelmäßiger geradliniger Bauflucht und wohl unterhaltene Promenaden. Eine ausreichende Beleuchtung, in den Hauptvierteln das Gas, spendet das Licht in der Nacht und für die Bewässerung ist im Ueberfluß gesorgt. So ist mit einem Worte der gegenwärtige Anblick von Teheran."

Ich habe mir gestattet meinem persischen Gewährsmanne, der in Europa Jahre lang geweilt hat und in den Künsten und Wissenschaften nach europäischen Begriffen nicht schlecht unterrichtet ist, des Längeren das Wort zu schenken, um auch dem persischen Urtheil sein Recht widerfahren zu lassen. In großen Zügen hat er die ganze Reihe der geplanten Reformen der iranischen Majestät aufgezählt und, wie ich nicht verschweigen darf, nur das Eine vergessen anzuführen, daß die edlen Absichten des Schahynschah ungeheure Summen gekostet haben, von denen wohl über die Hälfte in die Taschen unredlicher Diener geflossen ist. Das ist ein offenes Geheimniß in der wohlverwahrten Stadt des Chalifates, das die Spatzen vom Dache Jedem, der es hören will, ausschwatzen. Trotzdem ein eiserner Wille und eine feste Hand die Zügel der Regierung führt, überwindet dennoch die Geldsucht die Furcht vor der strengsten Ahndung des öffentlichen Diebstahls, und wer die Gelegenheit dazu findet, „ißt", um mich des persischen Ausdrucks zu bedienen, so oft und so viel er es immer vermag.

Ich beschließe dieses Kapitel mit einigen Bemerkungen, welche sich auf die äußere Erscheinung der Perser, auf ihre häusliche Lebensweise und auf den Tod und das Begräbniß beziehen. Die häufigen Waschungen, welche die Iranier in den öffentlichen Bädern, im eigenen Hause und selbst auf der Straße in der Nähe einer Wasserrinne vollziehen, sind durch religiöse Vorschriften bedingt, um die zum Gebet nothwendige Körperreinheit herzustellen. Daß diese Waschungen in einem so heißen

Klima, als es das persische ist, von wohlthuender und stärkender Wirkung sind, darf natürlich vorausgesetzt werden, nur läßt der Zustand des Wassers selber vieles zu wünschen übrig, wie ich es bereits an einem andern Orte näher auseinander gesetzt habe. Die Schönheit der Haut, des Haares und des Auges suchen Männer und Frauen durch allerlei künstliche Mittel zu heben. Die Nägel an Händen und Füßen, sowie die inneren Flächen der Hände werden mit Hilfe der pulverisirten Henna-Pflanze roth gefärbt, und ein derartiger erneuter Anstrich dient zum äußeren Ausdruck einer freudigen und feierlichen Stimmung. Dem Bart- und Haupthaare wird eine ähnliche Henna-Färbung zu theil. Das Haar erhält dadurch einen röthlichen Schimmer, und erst durch eine Waschung mit einer Indigo-Auflösung gewinnt dasselbe einen dunkelschwarzen Glanz. Auch weißen Pferden, Eseln und Schafen färbt man gern den Schwanz roth, besonders bei festlichen Gelegenheiten. Die Ränder der Augen und die Augenbrauen werden besonders von den Damen mit Collyrien schwarz bemalt und hierdurch der natürliche Glanz der großen dunklen Augen ungemein hervorgehoben. Auch sonst bedient sich die vornehme Damenwelt nach frängischen Mustern aller möglichen Schminken, um der Hautfarbe im Gesichte den Schein einer jugendlichen Frische zu geben.

Die Hauptstücke der Bekleidung (Recht oder Libaß) bei den Persern bestehen aus dem Hemde (Pirahen), dem Beinkleide, welches den Namen Schelwar oder Sir-dschame d. h. wörtlich „Unterrock“ führt, aus dem Gaba (Qaba) oder dem Rocke, ferner aus dem Küledsche oder dem Ueberrocke und dem Dschubbe oder dem Mantel. Der dem türkischen Stambulin in Schnitt und Form ähnliche schwarze Dienstrock der Civilbeamten heißt bei ihnen Sserdari. Kurze Strümpfe (Dschurab), meist buntgewebte baumwollene und in der kalten Jahreszeit wollene, Schuhe (Keffch), Stiefel (Tschekme), und die schwarze Pelzmütze

(Kulah), vervollständigen den Anzug eines Mannes. Ein Pelzrock (Chirge) oder ein Chorassaner Schafpelz (Pustin), dient zum Schutz gegen die winterliche Kälte. Auch Handschuhe (Destkesch), meist aus den Fabriken der sächsischen Webereien, werden allgemein getragen.

Der Schnitt der Röcke und der Beinkleider bei den gewöhnlichen Persern zielt auf Weite und Bequemlichkeit hin, wobei die Rockschöße sich eines ansehnlichen Faltenwurfes befleißigen. Reiche Leute wählen Tuch (Mahut) oder Seide (Aebrischum) und blumenreiche Kaschemire zu ihren Kleiderstoffen, ärmere begnügen sich mit einfachem Tschit oder Kattunzeuge, wobei sie den hellfarbigsten Mustern den Vorzug geben. Traueranzüge, wie sie z. B. im Monat Moharrem getragen werden, verfertigt man aus steifem schwarzen Glanzkattun, der mit breiten, weißen Rändern versehen ist. Die Leute aus dem Volke befestigen den Rock um die Hüften mittelst eines ledernen Gurtes (Kemer, Kemerbend) oder eines Shawls, in welchem Dolche und ähnliche Waffen befestigt sind.

Eine Menge gebräuchlicher Redensarten sind an die einzelnen Bekleidungsgegenstände geknüpft, wie z. B. die folgenden. „Den Rock in blaue Farbe tauchen“ für die Trauer um Jemand antreten, „ein Handtuch aus dem Rocke machen“, oder „das Hemd als Uniform tragen“, um die Armuth einer Person zu bezeichnen, „nach den Schuhen verlangen“, d. h. sich auf den Weg machen, „seine Bekleidung ablegen,“ oder „die Schuhe hinstellen“ für sich irgend wo festsetzen, „die Kleider zusammenbinden“ für sterben, „engröckig sein“ für keine Mittel zum Unterhalt besitzen, „den Pelz abwerfen“ für seine Schwäche und Fehler eingestehen oder auch sich in etwas ergeben und sich zurückziehen.

Unter dem Worte Recht-i-chab oder „Schlafzeug“ versteht man Alles, was zum Schlafen erforderlich ist, nämlich die

Matratze (Duschek), das Kopfkissen (Meteka, Balendsch oder Sirguschi), die Decke (Lehaf), und nicht zu vergessen die Nachtmütze (Scheb-kulah). Bei Tage werden diese vier Gegenstände in ein Betttuch (Tschadir-scheb) eingehüllt und in einem bestimmten Gemache aufbewahrt.

Die Perser pflegen zweimal des Tages eine Mahlzeit einzunehmen: um die Mittagszeit das sogenannte Nahar und gegen Abend das Scham. Zwischen vier und fünf Uhr genießt man außerdem das Vesperbrot (Aßrane), welches aus Thee, in welchen gewöhnlich Citronensaft getröpfelt wird, süßen Sachen, Früchten u. s. w. besteht. Während des Fastenmonats Ramasan ist der Genuß von Speise und Trank, sowie das Rauchen während der ganzen Tageszeit, von Sonnenaufgang an bis zum Untergange derselben auf das strengste durch das religiöse Gesetz untersagt. Bevor sich das Tagesgestirn erhebt, nimmt man deshalb das sogenannte Ssachor oder Morgenmahl ein, sowie der Abend hereingebrochen und der Kanonenschuß losgefeuert ist, wird durch die Mahlzeit Iftar das Fasten „gebrochen". Eine Erfrischung, die man zu jeder beliebigen Tageszeit genießt, führt die Bezeichnung Tschascht.

Die Perser brauchen keine hohen Tische wie wir Europäer, um ihre Mahlzeiten darauf einzunehmen. Man breitet ein Ssufra, d. h. eine Decke oder Tischtuch auf den Boden aus, setzt die Speisen darauf und ißt nach orientalischer Weise in hockender Stellung das aufgetragene Mahl. Man bedient sich dabei nicht unserer Messer und Gabeln, sondern ergreift die festen Speisen mit den Fingern der rechten Hand. Vor und nach der eingenommenen Mahlzeit reinigt man die Hände und den Mund mit Wasser, das sich in einer Metallkanne befindet und in einer Waschschüssel vor jedem Gaste (Mihman) eingegossen wird. Aermere Leute verwenden dazu einen einfachen irdenen Krug. Die Speisen werden nicht wie bei uns nacheinander

aufgetragen, sondern befinden sich sämmtlich auf einer großen runden Metall- oder Holzschüssel, und Jeder faßt nach seinem Belieben zu. Man ißt stillschweigend und hält sich nicht lange beim Mahle auf. Zu den Lieblingsspeisen im Lande der Sonne gehören die verschiedenen Arten von Suppen (Asch, wofür man nicht selten das fremde Wort Sup einsetzt), die Reisgerichte Tschilaw (mit besonderen Ingredienzen) und Pilaw (mit Fleisch vermischt) und am Spieß geröstete Hammelfleischstücke oder das Kebab. Vornehme und gebildete Perser, welche nicht dem Molla-Stande angehören, verfahren beim Essen nach europäischer Weise und sitzen auf Stühlen um den Tisch, der ganz nach unserem Brauche gedeckt ist. Sie trinken den starken Landeswein (Scharab) aus Gläsern und vermischen ihn nur selten mit Wasser.

Tritt an eine Person der Tod heran, so wendet man seinen Körper nach der Richtung der Kible und läßt ihn die Worte nachsprechen: „Es giebt keinen Gott außer Gott und Muhammed ist der Gesandte und Ali der Stellvertreter Gottes.“ Vermag er dies nicht mehr zu thun, so sagen die im Sterbezimmer anwesenden Personen an seiner Statt das Glaubensbekenntniß des Islams her. Hat der Kranke den letzten Seufzer ausgestoßen, so läßt man seine Verwandten und die Leichenbesorger rufen und im Hause des Verstorbenen klagen die Weiber mit lauter Stimme um den Dahingeschiedenen. Auf einer Bahre wird der Leichnam in das Bad oder nach der Leichenwaschkammer getragen. Die Murdeschur (Leichenwäscher) führen nach den gesetzlichen Vorschriften die Waschung aus, zunächst mit reinem Wasser, darauf mit Wasser und Ssidr (Lotusbaum) und zum dritten Male mit einer Mischung von Kampher, einzelne Theile des Körpers mit bloßem Kampher, worauf die Umhüllung in das Leichentuch erfolgt. Nach einem Gebete findet die Ueberführung des Todten nach dem Leichen-

acker und seine Beerdigung daselbst statt, wobei es als verdienstlich gilt, die Bahre eine Strecke lang mit tragen zu helfen. Beabsichtigt man den Verstorbenen in einer der heiligen Städte: Kum, Meschhed, Kerbela oder Nedschef später beizusetzen, so wird der Leichnam bis zur Abreise der Leichenkarawanen in dem Gewölbe einer Moschee oder eines Imam-sade aufbewahrt. Im Laufe der drei folgenden Tage nach der Bestattung hat die Geistlichkeit die Aufgabe den Koran zu lesen und für das Seelenheil des Verstorbenen besondere Gebete zu sprechen. Während derselben Zeit empfangen die Verwandten des Verstorbenen die Beileidsbesuche der Freunde und Bekannten, wobei bestimmte Stellen aus dem Koran oder kurze Trostworte an dieselben gerichtet zu werden pflegen.

Um unser Sterben zu bezeichnen, bedienen sich die Perser einer Menge von Umschreibungen mit religiösem Hintergrunde. Man sagt z. B. von einem dahin geschiedenen Manne: „er gab das ihm anvertraute Pfand des Lebens an den zurück, welcher über das Schicksal entscheidet, und er verzog aus diesem vergänglichen Platze nach der ewigen Wohnung". Um unser „verstorben" auszudrücken, wenden die Iranier zwei besondere Worte an, Merchum und Muteweffa. Das erstere, welches so viel bedeutet als „Einer dem das Erbarmen Gottes zu theil geworden ist", wird nur auf Muslims bezogen, das andere dagegen, mit dem Sinne von „Einer, den Gott zu sich genommen hat", von Christen, Juden und Heiden gesagt.





Religion und Gesetz.

Die Mehrzahl der Bewohner der „gesegneten Reiche des Landes Iran“ sind ihrem religiösen Glauben nach Mußulmanen, Muslims, und gehören der bekannten Sekte der Schiiten an, welche bereits in früheren Zeiten sich in einem feindlichen Gegensatze zu den übrigen Muslims oder den sogenannten Sunniten, den Bekennern der Tradition, stellte. In der Auslegung des Koran, der in den persischen Schulen in der Urschrift mit ausgezeichneter Aussprache gelesen und erklärt wird, in der Mißachtung der Ueberlieferung, in der Auffassung Alis, des Schwiegersohnes des Propheten Muhammed, den die Perser als ihren fast gottähnlichen Landesheiligen betrachten und verehren, sowie in einigen andern Punkten trennen sich die Schiiten von ihren übrigen Glaubensgenossen, natürlich in der festen Meinung, zu den besten Muslims zu gehören und Allahs Gnade in viel höherem Grade als die Sunniten sicher zu sein. Christen, Juden, Geber (Feueranbeter) und Heiden stehen, wie sie annehmen, tief unter ihrem religiösen Standpunkte.

Dem Glaubensartikel der Sunniten: „Es giebt keinen Gott außer Gott und Muhammed ist der Gesandte Gottes“, fügen

sie die Worte hinzu „und Ali ist der Stellvertreter Gottes“. Sie geben dem Propheten (Pejghomber) Muhammed die Ehrentitel eines „Fürsten unter den Aposteln, eines Fürsten des Menschengeschlechtes, der Völker, der Propheten, des Weltalls, der geschaffenen Dinge, der beiden Welten, eines Siegels der Propheten oder der Offenbarung, und des Besten unter den Menschen“.

Wie die Perser mit den übrigen Mußulmanen Adam als „den Auserwählten Gottes“, Abraham als „den Vertrauten Gottes“, Moses als „das Wort Gottes“, Jesus Christus als „den Geist Gottes“ bezeichnen, so geben sie in ähnlicher Weise ihrem Propheten Muhammed den Ehrentitel eines „Vertrauten Gottes“. Manche behaupten außerdem, er führe drei Namen und zwar heiße er auf Erden Muhammed, im Himmel Ahmed und in der Unterwelt Mahmud. Die drei Namen, besonders die beiden zuerst aufgeführten, sehen sie als die heiligen an und meinen, daß die Träger derselben sich dadurch ihr Heil sicherten.

Den Imam Ali beehren die Schiiten mit dem Titel eines Aemir-ul-mumenin oder „Fürsten der Gläubigen“, und behaupten, daß keiner von den Chalifen seit Omar auch nur das geringste Anrecht auf denselben habe. Die Anhänger der Sekte der Aliallahi, welche in Persien sich einer ziemlichen Verbreitung erfreut, betrachten sogar Ali als Incarnation Gottes auf Erden. Sie geben an, daß aus ihrer Mitte die Nachkommen der Familie Atisch-Begs zu Kirmanschah die Wundergabe besäßen einen brennenden Holzstoß zu besteigen ohne den Einfluß der Feuerflammen zu verspüren. Der Beweis dafür, auch nicht in Gegenwart des Schah, ist natürlich niemals geliefert worden. Im Dorfe Rudihen, im Gebiete des Demawend, welches nur von Aliallahis bewohnt wird, lebte ein Ssejid Dschafar, welcher die Stelle eines geistlichen Führers einnahm und gleichfalls sich eines großen Rufes als Wunder-

mann unter den Nomaden erfreute. Als im Jahre 1853 die Cholera in Teheran wüthete, brachte man die Erkrankten nach seinem Hause und vertraute ihm die Behandlung derselben an. Andere Personen baten ihn um Schutzmittel gegen die ansteckende Krankheit. Er erfüllte jedesmal ihr Verlangen, indem er Gebete murmelte und sie unter einer gekrümmten Säbelklinge hinweggehen ließ. Die Aliallahis beobachten das Fasten im Monat Ramasan nicht noch sprechen sie die durch den Koran vorgeschriebenen fünf Gebete. Sie trinken ohne Ausnahme Wein und Araki, und der Stamm von Guran genießt ohne Scheu sogar Schweinefleisch.

Als Hauptvorschriften ihrer Religion betrachten die Schiiten wie die Sunniten das Gebet und die damit verbundene Reinheit und Waschung, das Almosengeben und die Wallfahrt nach Mekka und nach den heiligen Stätten ihrer Imams.

Ginge es nach der Meinung der persischen Mollas oder Geistlichen, welche glaubenseifriger als irgend eine sunnitische Religionsgemeinde sind, so wären die Zeiten Hakims herbeizuwünschen, um Persien nach allen Richtungen hin auf das gründlichste zu läutern. Denn der Reinste unter allen Reinen ist jedenfalls der sittenstrenge Chalif Hakim (996—1020) in Aegypten gewesen, der erste und ächteste Schiit, welcher eine Reihe neuer Verbote zur Stärkung des Glaubens und der Religion erließ und die bestehenden verschärfte. Alle Hunde mußten todtgeschlagen werden, die Frauen durften sich nirgends öffentlich zeigen — zum größten Schaden und Leidwesen der Schuster und Badhausbesitzer —, außer dem Genusse berauschender Getränke war selbst das Essen von Weintrauben in frischem und getrocknetem Zustande verpönt und wer sich vermaß Schach zu spielen, erhielt ex officio eine gehörige Tracht Prügel. Alles das zur größten Genugthuung der Mollas, denen der gestrenge Chalif aus dem Herzen redete,

indem er sich ihnen zugleich als die Verkörperung Alis und Gottes auf Erden vorstellte.

Das Wesu oder Waschen einzelner Körpertheile ist nach den religiösen Vorschriften über das Gebet auf das Genaueste bestimmt. Der Boden, das Haus, die Teppiche, überhaupt Alles, was zu der Stelle gehört, auf welcher sie ausgeführt wird, ja selbst das Wasser, welches zur Reinigung gehört, müssen gesetzliches Eigenthum der betreffenden Person und nicht auf unredlichem Wege erworben sein. Das Wasser soll klar und rein und weder mit Wohlgerüchen noch mit andern Substanzen gemischt sein. Derjenige, welcher im Begriff steht sie zu vollziehen, muß vorher alles Unreine von seinem Körper und von seinen Kleidungsstücken beseitigen. Seine Stimmung muß eine gesammelte, und seine Gedanken nur darauf gerichtet sein Gott wohlzugefallen. Bei der Waschung soll ihm kein Anderer behilflich sein, vorausgesetzt, daß ihm kein physisches Leiden dies unmöglich macht. Die Reinigung (Ghusl) ist doppelter Art. Bei dem Ghusl tertib wird das Wasser über den Kopf gegossen, um damit das Gesicht, den Hals und den Nacken zu waschen, danach auf die linke, dann auf die rechte Schulter, um den übrigen Körper bis zu den Füßen entlang zu laufen. Das Ghusl irtimas besteht darin, den ganzen Leib in das Wasser zu tauchen, so daß nur der Kopf aus dem Badewasser heraussieht. Diese Art der Reinigung darf weder in der Zeit des vorgeschriebenen Fastens, noch bei der Wallfahrt nach den heiligen Orten stattfinden. Eine dritte Art der Reinigung, das sogenannte Tejemmüm, wird in Ermangelung von Wasser oder wenn offene Wunden die Anwendung des Wassers nicht rathsam erscheinen lassen, mit Hilfe von Sand oder Erde ausgeführt, wobei man sich die beiden Hände und die Stirn bis zur Nase abreibt. Der Sand muß rein und unvermischt, d. h. frei von Kieseln und von Ziegel-, Marmor- oder Holzabfällen sein.

Das religiöse Gesetz verbietet jeden Genuß und jede Berührung von Unreinem. Im Gegensatz zu den Sunniten, welche den Christen und Juden den Eintritt in ihre Moscheen und Bäder gestatten, da dieselben, wie sie sich ausdrücken, zu „den Leuten der Schrift“ gehören, verschließen die Schiiten sämmtlichen anderen Religionsgenossenschaften, die mußlimischen Sunniten ausgenommen, deren Zugang, in der Befürchtung, daß die Gegenwart derselben der Reinheit des Gotteshauses und des Badewassers schädlich sein könnte. Es wird streng davor gewarnt in Gesellschaft von Ungläubigen und von ihren Gerichten irgend etwas zu genießen, doch darf derjenige, welcher in Todesgefahr schwebt oder krank oder kraftlos ist, das Gesetz nach dieser Richtung hin überschreiten. Von den Flüssigkeiten sind dem Trinkenden untersagt: alle Arten berauschender oder betäubender Getränke, sowie die Milch der Vierfüßer, deren Fleisch nicht als Nahrungsmittel verwendet werden darf.

Es ist überliefert worden, daß der Chalif Omar den Trinkern berauschender Flüssigkeiten je nach dem körperlichen Befinden desselben, vierzig bis achtzig Peitschenhiebe aufzählen ließ. Dieselbe Strafe findet noch heute in Persien gegen die Uebertreter des Verbotes ihre Anwendung. Es giebt in Persien in der That Personen, welche sich des Genusses des Weines und der gebrannten Wasser durchaus enthalten. Sie beobachten das religiöse Verbot in bezug darauf in der strengsten Weise, und gestatten sich nur eine gesetzlich erlaubte Ausnahme davon zu machen, im Falle die angeführten Getränke bei eingetretener Krankheit zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nothwendig sein sollten. Der größere Theil der Perser dagegen ist weniger gewissenhaft und findet am Trinken und Betrinken eine wahre Lust. Gewöhnlich beginnen nach Sonnenuntergang die Gelage, wobei der Hausherr und die eingeladenen Gäste von aufgeputzten schönen Knaben bedient werden. Drei oder vier Stunden vor

der eigentlichen Mahlzeit beginnt das Trinken, wobei nach jedem geleertem Glase gesalzene Pistazien, Mandeln und andere dursterzeugende Reizmittel genossen werden. Werden die großen Schüsseln mit den darauf befindlichen Gerichten in das Zimmer gebracht, so ist Niemand im stande etwas davon zu verspeisen. Der eigentliche Zweck des Trinkens ist für die Perser der Rausch. Unsere europäischen Weine, vom Champagner an bis zum Bordeaux und Burgunder hin, sind ihnen nicht stark genug, und sie ziehen die schweren Weine von Schiras, Hamadan, Isfahan und Kaswin allen fremden Weinsorten vor. Der Araki oder Branntwein bleibt dabei das Lieblingsgetränk der persischen Gesellschaft, die nicht müde wird in ununterbrochener Reihenfolge die kleinen Gläser zu leeren, freilich mit einer Widerstandsfähigkeit, von der wir Europäer uns nur schwer eine Vorstellung machen können. Daneben, wie ich es gleich an dieser Stelle bemerken will, sind Hazardspiele gleichfalls nach dem Koran untersagt. Obgleich die Sunniten es nicht für gesetzlich verboten ansehen Schach zu spielen, so halten die Schiiten auch dieses für unerlaubt. Zu den Spielen, welche im Lande der Sonne bekannt sind, gehören Schach, Triktrak und Karten (Kendschefe). Trotz des Verbotes findet man im ganzen Lande die Hazardspiele unter den Leuten bis zu den Dienstboten hin verbreitet.

Auch bei dem Genusse von Fleisch und anderen Lebensmitteln spielt die Reinheit eine große Rolle, und das religiöse Gesetz giebt darüber ganz bestimmte Vorschriften, ob etwas Haram d. h. verboten sei oder nicht. So darf man von den vierbeinigen Hausthieren das Fleisch des Kameeles, des Rindes und des Hammels zur Küche verwenden, vom Wilde das der Antilope, des Hirsches und des Rehes. Gestattet ist, aber nicht anempfohlen — Mäkru wie die Perser dafür sagen — Pferde-, Esel- und Maulthierfleisch, dagegen streng verboten das des Hundes, des Schweines, der Katze, der Maus, der Ratte und

jedes sonstigen fleischfressenden Thieres. Tauben, Rebhühner, Auerhähne, Wachteln und Sperlinge können zu Fleischspeisen verwendet werden, dagegen sind alle Raubvögel ausgeschlossen, welche Fänge tragen und keinen Kropf haben, desgleichen diejenigen, welche die Luft mit ihrem Flügelpaar gleichmäßig durchschneiden. Es ist erlaubt Fische zu essen, mit Ausnahme derjenigen, welche kein Schuppenkleid tragen oder der Schlange ähnlich sind. Verboten ist außerdem der Genuß von Austern, Schildkröten und Hundshaien. Den Roggen und die Milch erlaubter Fische darf man gleichfalls genießen, dagegen ist das Essen aller todt aus dem Wasser herausgezogenen Fische ein Verstoß gegen das Gesetz. Auch die Fischereien (Schil), deren Verpachtung der Regierung eine reiche Nebeneinnahme bietet (die z. B. an dem Ausflusse des Ssefid-Rud im Gilan an russische Fischer verpachteten liefern eine jährliche Summe von 25 bis 35,000 Toman an den persischen Staatssäckel), werden als „gesetzliche“ (Helal) und „ungesetzliche“ (Haram) unterschieden, d. h. je nachdem der Genuß der gefangenen Fische einem Mußulman verboten oder gestattet ist. Verrecktes Vieh und von dem geschlachteten das Blut, die Leber, die Lungen und Eingeweide dürfen nicht verspeist werden, ebensowenig wie ein Nahrungsmittel, das mit unreinen todten Dingen oder lebenden Wesen in Berührung gekommen ist. Zur Zubereitung der Speisen bedient man sich des Feuers, wenn es auch mit Hilfe von thierischem Miste unterhalten werden sollte. Erde zu verspeisen ist ein neues Verbot, nur vom Grabe des Imam Hussein darf dieselbe als ein innerliches Heilmittel genossen werden, ebenso wie alle Gifte, insofern sie medicinischen Zwecken dienen.

Bei der Abschlachtung der Thiere werden von den Persern drei Dinge beobachtet, welche nach dem religiösen Gesetze als unerläßlich angesehen werden. Der Schlächter (Ssobih) muß bei den Schiiten ein Mußulman sein, wenn das Fleisch als

rein angesehen werden soll. Ob derselbe jung oder alt, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, Schiit oder Sunnit ist, thut nichts zur Sache. Die Werkzeuge (Alet-i-ßibhe) müssen aus Eisen oder in Ermangelung desselben aus Stein oder Holz sein. Nach der Auslegung einiger Rechtsgelehrten darf man sich bei Zerstückelung des Schlachtopfers sogar der Nägel und Zähne bedienen. Drittens müssen nach den bestehenden Gebräuchen gewisse Vorschriften (Kefijet ßibhe) beachtet werden, welche sich auf die Abschlachtung selber beziehen. Der Kopf des Thieres muß nach dem Kible gerichtet sein und beim Schlagen desselben sollen die Worte: Bismillah d. h. „im Namen Gottes“ oder Allah akber „Gott ist sehr groß“ ausgesprochen werden. Mit einer Lanze oder einem Dolche soll dem Thiere der Todesstoß beigebracht werden und dasselbe sich nachher noch bewegen oder wenigstens reichlich bluten. Ohne die gebotenste Nothwendigkeit soll das Thier weder vor dem Aufgange noch nach dem Untergange der Sonne geschlachtet werden und am Freitage, welcher bekanntlich bei den Mußlims unserm christlichen Sonntag entspricht, niemals vor dem Mittage. Auch der Verkäufer des Fleisches muß ein Mußlim sein.

Die Verpflichtung zu einer Pilgerfahrt kann nach den Bestimmungen des Schariat darüber nur unter den folgenden Bedingungen vorliegen: der Pilger muß großjährig, zurechnungsfähig, frei (Sklaven haben nicht nöthig sich auf die heilige Wanderschaft zu begeben), gesund und hinreichend bemittelt sein oder wenigstens so viel besitzen, um seine Reisekosten zu decken und seine zurückgebliebene Familie zu erhalten. Die Reise selber muß volle Sicherheit darbieten und die nöthige Zeit dazu nicht fehlen. Die Reiseziele der Schiiten sind die Gräber der Imame Hussein in Kerbela, Ali in Nedschif und Riza in der heiligen Stadt Meschhed. Die dorthin gepilgerten Personen führen nach ihrer Rückkehr den Titel eines Kerbelai und Mesch-

hedi, welcher indeß durch den höher stehenden „Hadschi“ zurückgedrängt wird, den sie infolge ihrer Pilgerfahrt nach Mekka in Arabien erwerben. Sobald die Anhänger Alis dieselbe ausführen, nehmen sie keinen Anstand im Lande der Sunniten dem Täkie d. h. der Lehre des stillschweigenden Vorbehaltes zu folgen, indem sie in den heiligen Städten Mekka und Medina sich offen als Sunniten von der Sekte der Schaféiten bekennen. Sie finden darin das einzige Mittel sich den Verfolgungen der Sunniten zu entziehen.

Wenn ein Perser in der Fastenzeit des Monats Ramasan eine Reise beabsichtigt, so muß er zunächst in Erwägung ziehen, ob dieselbe nach dem religiösen Gesetze zulässig ist oder nicht. Sie ist es für jeden Schiiten, wenn sie die Pilgerfahrt nach einem der heiligen Orte betrifft, oder wenn unaufschiebbare Geschäfte in Handels- oder anderen Angelegenheiten ihn zu derselben nöthigen. In diesem Falle kann er das Fasten brechen und die Zahl der vorgeschriebenen Gebete verkürzen. Als nicht zulässig dagegen betrachtet das Scher die Reise des Schiiten, welche er gezwungen thut, wozu auch der Fall gehört, daß er im Dienste der Regierung auswärts die Steuern einzuziehen und in seiner Eigenschaft als Muhassil Zwangsmaßregeln gegen seine Religionsgenossen zu vollstrecken hat, oder daß er mit einem schriftlichen Befehle des Diwan versehen ist, der ihn ermächtigt das Ssurßat (Lieferung in natura) zu erheben. In allen diesen Fällen ist ihm selbst auf der Reise das Fasten und die Verrichtung der vollen Zahl der vorgeschriebenen Gebete auferlegt.

Verläßt ein Schiit seinen Heimathsort im Monat Ramasan und begiebt sich weiter als vier Fersach von demselben entfernt, so gilt er als Mussafir d. h. er darf das Fasten brechen, auch wenn er nicht länger als zehn Tage in einer Stadt oder in einem Dorfe verweilt. Es wird dabei vorausgesetzt, daß es nicht in seiner Absicht lag sich darin festzusetzen.

In Teheran und in anderen Städten wird im Monat Ramasan sowohl beim Tagesanbruch wie beim Sonnenuntergange eine Kanone gelöst, um den Schiiten den Anfang und das Ende des Fastens zu verkündigen.

Die Schiiten feiern die folgenden Hauptfeste während des laufenden Mondjahres. Am 10. des Monats Silhidsche findet das erste Fest oder das des Opfers (Kurban oder Kurban-Beiram) statt. Jeder Perser schlachtet ein Lamm oder mehrere, je nach seinen Mitteln, und vertheilt das Fleisch an die Armen. S. M. der Schah schenkt ein ganzes Kameel, dem ein Prinz oder ein Mitglied aus der Familie des Großonkels mütterlicherseits des Schah den ersten Lanzenstich beibringt. Die einzelnen Stücke des thierischen Körpers werden nach altem Herkommen an die verschiedenen Gilden unter den Einwohnern Teherans vertheilt. Bereits einige Tage vor dem Opferfeste wird das Kameel, mit Schals und anderen Stoffen behängt und ausgeputzt, in festlichem Aufzuge durch die Straßen der Hauptstadt geführt, wobei ein kleines persisches Pferd (Jabu) und Musikanten sich im Gefolge desselben befinden. Der Zug bleibt vor den Häusern der vornehmen Würdenträger des Reiches und der europäischen Gesandten stehen und den Führern des Opferthieres wird ein Geschenk von einigen Tomans oder Dukaten verabreicht.

Am 12. Tage des Monats Rebi-el-euwel findet das zweite Fest, das Mewled Nebi, am Geburtstage des Propheten Muhammed statt. Am ersten Schewal, nach Beendigung des Ramasan, tritt die dritte Feier ein, welche dem Aufhören des Fastens gilt und Fitr genannt wird. Wenn beim Sonnenuntergange des 29. Ramasan in Teheran der Neumond sichtbar ist oder wenn die Bauern sich nach der Stadt begeben und vor dem geistlichen Gerichtshofe bezeugen, den Mond gesehen zu haben, so wird das Fitr-Fest an dem nächstfolgenden Tage

gefeiert, im Gegenfalle gilt der nächste Tag nach dem 30. Ramasan als Termin. Das vierte Fest wird von den Schiiten am 18. des Monats Silhidsche zur Erinnerung an die Nachfolge Alis im Chalifate nach einem Ausspruche des Propheten Muhammed alljährlich gefeiert. S. M. der Schah hat außerdem ein besonderes Fest zu Ehren des zwölften und letzten Imams oder des Mahdi (von den Persern Mähdi ausgesprochen) eingesetzt.

Das sechste Fest führt den Namen Naurus oder das des Neujahrstages. Es gilt der Feier des Jahresanfanges des altpersischen Sonnenjahres, welches mit dem Eintritt der Sonne in das Thierkreiszeichen des Widders oder des Frühlings begann. In diesem von den Hofastrologen berechneten Augenblicke wird in Teheran ein Kanonenschuß gelöst und der Schah empfängt die Glückwünsche der hohen Geistlichkeit, der Würdenträger am Hofe und anderer Civil- und Militärbeamten, Europäer nicht ausgeschlossen, welche im Dienste der persischen Regierung stehen. Die vorerwähnten Personen erhalten besondere Einladungen dem sogenannten Sselam beizuwohnen. An dem darauffolgenden Tage wird das diplomatische Corps in feierlicher Audienz empfangen. Bei Gelegenheit der Neujahrsfeier werden kleine Beutel mit schlecht geprägten Silber- und Goldmünzen an die Beamten vertheilt. Die alte Sitte Schals aus Kaschmir und Kerman an die Beamten und die frängischen Gesandten als Neujahrsgeschenke zu überreichen, hat bereits seit längerer Zeit zum Bedauern vieler aufgehört.

Auch der Geburtstag der iranischen Majestät oder der 6. des Monats Ssefer gehört zu den Hauptfesten des heutigen Kalenderjahres. Die fremden Gesandtschaften begeben sich in corpore an demselben nach der Hofburg, um dem Schah ihre Glückwünsche auszudrücken. An den aufgeführten Festen des Kurban-Bairam, des Fitr und des Mewled Nebi stellen sich

nur die mußlimischen Mitglieder der ottomanischen Gesandtschaft dem Schah vor. Da aber die Sunniten die zu Ehren Alis und des Mähdi eingesetzten Feste nicht anerkennen, so bleiben die Türken davon fern und überlassen es den schiitischen Persern sie allein zu feiern.

In den Zeiten einer andauernden Trockenheit und Dürre findet eine eigenthümliche Prozession in Teheran und in den anderen größeren Städten des Landes statt. Die Angesehensten unter den Molla, wie die Muschtehid und der Imam Dschuma, von ihren Anhängern begleitet, begeben sich außerhalb der bewohnten Orte und flehen in öffentlichen Gebeten den Himmel um Regen an.

Die Geistlichkeit, vom einfachen Molla bis zum Ssejid hin, wird im Lande der Sonne durch die hochtrabendsten Titel und Anreden in mündlicher und schriftlicher Unterhaltung geehrt. Nimmt ein Perser von einem geistlichen Herrn oder Molla Abschied, so wird er dies nur mit den Worten thun: „Ich beschwöre Sie für mich zu beten.“ Den obersten Rang in der geistlichen Hierarchie behauptet der sogenannte Imam Dschuma, auch „Sultan der Geistlichen“ genannt, welcher nur mit allerhöchster Genehmigung seine Stellung als solcher einnehmen darf. In allen größeren Städten hat er allein das Recht in den Hauptmoscheen die öffentlichen Freitags-Gebete für den Regenten zu sprechen. Auch die Schech-ul-Islams sind infolge einer königlichen Bestätigung in ihr Amt eingesetzt, das mit bestimmten Einkünften verbunden ist. Die weltliche Behörde hat aber keinerlei Verfügung über die Ernennung eines Molla zum Muschtehid oder Doktor der Theologie des Islam. Dieser akademische Grad kann nur nach langjährigem mühsamen Studiren erreicht werden. Die Achtung, welche der einzelne Muschtehid seinen Anhängern einflößt, bildet seine Stärke, und sein Einfluß wächst mit der zunehmenden Zahl seiner Schüler.

Um sich eine unabhängige Stellung zu sichern, lehnt er alle Gunstbezeugungen der persischen Regierung ab und empfängt keine Besoldung. Das Volk, von Verehrung für den geistlichen Führer seiner Religion erfüllt, verschafft dem Muschtehid die nothwendigen Mittel zu einer sorglosen Existenz. Seine Entscheidungen, so großen Ansehens sie sich bei seiner Lebenszeit erfreuen, werden durch sein Ableben aufgehoben, falls sie nicht von seinen Nachfolgern anerkannt worden sind. Das Rissale oder der Katechismus des Hadschi Ssejid Muhammed Bogir z. B. ward nach seinem Tode aufgehoben und durch das des berühmten Muschtehid Schech Murtesa in Kerbela ersetzt.

Unter dem Worte Ssejid versteht man im Lande der Sonne einen Nachkommen des Propheten, doch giebt es zwei besondere Klassen von Ssejids, die wohl voneinander unterschieden werden, die Hussеini und die Mussawi. Den ersteren nur gebührt das sogenannte „Fünftel" (Chums), von welchem weiter unten die Rede ist, wogegen die letzteren nur ein Anrecht auf das Nasr, d. h. auf Geschenke infolge eines Gelübdes besitzen. Die Ssejids von Somere, einer Stadt in der Nähe von Bagdad, erfreuen sich keiner besonderen Achtung in Persien, weil die Meinung allgemein verbreitet ist, daß man daselbst Ssejids-Patente gegen Baargeld ausstellt. Jemand, dessen Mutter eine Ssejide war, der Vater dagegen nicht, heißt in Iran ein Scherif-sade.

Die Abkömmlinge des Propheten genießen im Lande der Sonne kein ausschließliches Privilegium. Die Kaufleute, welche Ssejids sind, zahlen genau dieselben Zölle und Abgaben, wie jeder Andere und die Bauern-Ssejids sind mit denselben Steuern belastet wie ihre Nachbarn. Die Beamten im Dienste der persischen Regierung empfangen Belohnungen, Orden und andere Zeichen königlicher Gnade wie alle übrigen Beamten, dagegen

können sie mit denselben Strafen belegt werden, wie alle übrigen Diener des Staates.

Ein jeder Ssejid hat das Recht auf die Anrede: „Hohe Excellenz“, wenn seine Lebensstellung ihm nicht sonst auf einen höheren Titel Anspruch giebt. Sein äußerliches Abzeichen ist ein grüner oder blauer Turban oder ein Gürtel von denselben Farben. Die größere Zahl der persischen Mußlims geben durchaus nicht den fünften Theil ihres Vermögens, das sogenannte Chums, an die Ssejids, wie es eine religiöse Verpflichtung vorschreibt, und die Staatsbehörden sehen sich nicht im geringsten veranlaßt, zu Gunsten der Nachkommen des Propheten die Einkassirer des Chums zu spielen.

Das Ministerium der frommen Stiftungen, eine Gründung des gegenwärtig regierenden Schah, würde der persischen Regierung von großem Nutzen gewesen sein und ausgezeichnete Dienste geleistet haben, wenn in Persien die frommen Vermächtnisse gegen den Willen der Erblasser nach dem Tode derselben nicht in alle Winde zerstreut würden. Einer bedeutenden Anzahl von Schulen oder Medresses sind dadurch die für ihre Unterhaltung festgesetzten und nothwendigen Gelder entzogen und das Einkommen aus dem Häuserbesitz, welches zur Erziehung und Ernährung der Schüler gesetzlich bestimmt ist, wird durch den Mißbrauch der Gewalt hochgestellter Personen mit Beschlag belegt. Die Muschtehids sind deshalb oft genöthigt, den unbemittelten Schülern Geldunterstützungen zu gewähren. Die besten Schulen sind die der Moscheen von Isfahan, jedoch ziehen es begabte und vorgeschrittene Schüler später vor, sich nach Kerbela zu begeben, um ihre Studien zu vollenden und den Grad eines Molla oder Gelehrten zu erwerben. Nur an den heiligen Orten kann ein Student der Theologie das sogenannte Licenziat (Adschase) erreichen; wodurch seine Befähigung zu der Stellung als Muschtehid erwiesen

wird. Die in den persischen Medresses anwesenden Schüler führen im Lande den Namen Thellab oder Thelbe.

Recht und Gesetz beruht in Iran wie in allen übrigen Ländern des Morgenlandes auf dem Religionsbuche des Koran und die Geistlichkeit übernimmt das Amt des Richters, wobei mit der Staatsgewalt eine Art von Ausgleichung stattfindet. Nach den im Lande der Sonne bestehenden Gebräuchen werden bei einem Prozesse Kläger und Verklagter aufgefordert vor dem königlichen Gerichtshofe des Diwanchane in Teheran zu erscheinen. Nachdem derselbe summarisch die Auslassungen beider geprüft und zu Protokoll hat nehmen lassen, wird das Urtheil gefällt, sobald die Sache klar und deutlich für eine augenblickliche Entscheidung vorliegt, im Gegenfalle ihnen der Beschluß verkündigt, daß die Sache dem Hakim-Scheri oder der geistlichen Autorität zu übergeben sei. Die Parteien verständigen sich gemeinschaftlich über die Wahl eines Molla und geben eine schriftliche Erklärung ab, wonach sie sich verpflichten, sich dem Urtheil des geistlichen Gerichtes zu unterwerfen. Der königliche Gerichtshof ernennt bei dieser Gelegenheit einen Muhassil oder Gerichtsvogt, welcher ihre Schritte überwacht und nöthigenfalles Gewalt anwenden kann, um beide Parteien nach dem geistlichen Gerichtshofe zu führen. Hat der Prozeß sein Ende erreicht, so bestätigt der königliche Gerichtshof den Beschluß des Scher und führt denselben, wenn keine Berufung stattgefunden hat, sofort aus. Bereits vom Jahre 1860 an hat der regierende Schah die Gewohnheit, jeden Sonntag diejenigen seiner Unterthanen zu empfangen und anzuhören, welche ihm Bittschriften zu überreichen oder Klagen wegen erduldeter Ungerechtigkeiten vorzubringen wünschen. Für Bittsteller, welche außerhalb Teherans wohnen, wurden besondere Briefkästen eingerichtet, welche jedoch ihren Beruf verfehlt zu haben scheinen. Bei den Audienzen sind der Minister der Justiz, die Mitglieder des weltlichen

Gerichtshofes oder des Diwanchane sowie andere eigens dazu berufene Beamte anwesend. Der Schah spricht nach vorhergegangener Prüfung der Bitt- und Klageschriften sein allerhöchstes Urtheil sofort aus.

Das Urf oder die weltliche Behörde gilt in den Augen der orthodoxen Perser als das Symbol der Ungerechtigkeit und der Willkür, und sie erkennen darin nur die Exekutivmacht, welche über die Ausführung der Entscheidungen der legislativen Gewalt (Scher) zu wachen hat. Die übrigen Behörden in Teheran, welche außerhalb des Diwanchane stehen, sowie die Statthalter in den Provinzen des Reiches, nehmen zu dem oben erwähnten Geschäftsgange ihre Zuflucht, um die Parteien dem geistlichen Gerichte zu überliefern.

Auch ohne Vermittelung des weltlichen Gerichtshofes kann sich der geistliche Hof mit einer streitigen Rechtssache befassen, wobei die Parteien sich nicht immer in einer günstigen Lage befinden. Es geschieht nämlich nicht selten, daß der Verurtheilte sich hartnäckig weigert dem Beschlusse des geistlichen Richters Folge zu leisten und der königliche Gerichtshof, weil er übergangen worden ist und die Sache dem Scher direct übergeben ward, seinen weltlichen Arm der Gegenpartei entzieht.

Nach den Verträgen, welche zwischen Persien und den europäischen Mächten abgeschlossen sind, wird über alle Handelsprozesse zwischen den Fremden und den Eingeborenen am königlichen Gerichtshofe oder von dem Hakim-Urf in Gegenwart eines Dragoman der betreffenden Gesandtschaft, unter dessen Schutze der Europäer steht, das Urtheil gefällt. Auf dem Gebiete des Criminalprozesses wird den persischen weltlichen Gerichtshöfen nur das Recht zugestanden, eine Voruntersuchung einzuleiten. Ist die Schuld des Verbrechers unzweifelhaft erwiesen, so muß er durch seine zuständige Behörde nach der Heimath geschafft werden, um nach den Gesetzen seines Landes verurtheilt zu

werden. Das persische Strafgesetz darf unter keinen Umständen auf die Unterthanen der fremden Mächte seine Anwendung finden.

Der Fanatismus, von welchem noch gegenwärtig die muß-limische Geistlichkeit beseelt ist, darf als das Haupthinderniß für die Aufhebung der Capitulationen betrachtet werden. Es wäre geradezu unmöglich für eine christliche Macht, ihre Unter-thanen im Auslande unter die Jurisdiction der Ulemas zu stellen. Selbst mußlimische Unterthanen einer fremden Re-gierung sind nicht einmal vor den Verfolgungen der Molla geschützt. Fühlten sich dieselben nicht bewogen, ihre Nationalität zu wechseln, wozu die Geistlichen es an mehr als ausreichender Ueberredung nicht fehlen ließen, so verloren sie sehr bald die all-gemeine Achtung, deren sie sich als Rechtgläubige rühmen durften.

Die Formen des Gerichtsverfahrens, welche der königliche Gerichtshof in seinem Geschäftsgange beobachtet, sind in einer gedruckten und in Teheran veröffentlichten Instruction enthalten. Ein bürgerliches Gesetzbuch soll in Persien erst noch nieder-geschrieben werden. Das Gewohnheitsrecht leidet an dem Uebel-stande in mannichfaltigster Weise ausgelegt werden zu können und die Entscheidungen der Diwanchane, welche indeß zu ihrer Vollziehung der allerhöchsten Genehmigung des Schah bedürfen, beruhen häufig auf dem Mißbrauch, der mit der Staatsgewalt getrieben wird. Die Unparteilichkeit der Richter läßt bei vielen Gelegenheiten zu wünschen übrig, denn es ist eine im Lande allgemein bekannte Thatsache, daß Geschenke als Be-stechungen willig angenommen werden. Die Unterthanen fremder Nationen finden gleichfalls manche Schwierigkeiten, bevor der Gerichtshof zu Gunsten ihrer berechtigten Forderungen das Ur-theil fällt.

Das Vorrecht als Zeuge vernommen zu werden, kann nur bedingsweise zugestanden werden. Der Zeuge muß großjährig,

zurechnungsfähig, rechtgläubig, sittenrein, unverdächtig, mit den zu bezeugenden Thatsachen wohlbekannt und makellosen Ursprungs sein, d. h. von legitimer Herkunft. Die Zeugen werden nicht vereidigt, sondern der Eid wird dem Verklagten auferlegt, wenn er nicht im stande ist Zeugen zu stellen, oder diese aus bestimmten Gründen zu schwören sich weigern. Beglaubigte Urkunden werden als zu Recht bestehend angesehen, im Gegenfalle zurückgewiesen, weil nach einer Ueberlieferung des Propheten Papier keinen Credit hat. Das Geständniß des zurechnungsfähigen Angeklagten gilt als der beste Beweis, der jedes weitere Gerichtsverfahren ausschließt.

Unter allen Ständen im Lande der Sonne erfreut sich der Kaufmann allein einer gewissen Unabhängigkeit der Regierung gegenüber. Außer den vorgeschriebenen Zöllen für die Ein- und Ausfuhr seiner Waaren zahlt er keine Abgaben. Er vermeidet es außerdem mit aller Vorsicht mit den Beamten der Regierung in Verwickelungen zu gerathen oder die Hilfe derselben in Anspruch zu nehmen, um nicht bei seinen Genossen den gewonnenen Credit zu verlieren. In streitigen Fällen, in denen Handelsangelegenheiten zum Austrag kommen, zieht er es vor sich freundschaftlich zu vergleichen. Bei einem Bankerott herrscht das Bestreben vor, den Schuldner aus seiner üblen Lage zu befreien, nicht aber aus seinem Ruine einen persönlichen Vortheil zu ziehen. Man bewilligt ihm die längsten Fristen für seine Zahlungen und sucht ihm in jeder anderen Weise möglichst zu helfen. Die Beschlagnahme der Bücher und des Vermögens eines bankerotten Kaufmannes auf Beschluß der richterlichen Behörde, gilt in den Augen des persischen Handelsstandes als illegal. Kein Muslim würde sich bewogen fühlen auch nur den kleinsten Gegenstand bei einer öffentlichen Versteigerung zu erstehen, ohne sich in seinem Gewissen durch die Verletzung des religiösen Gebotes verletzt zu fühlen. Es ist

vorgekommen, daß die persische Behörde auf Grund der mit den fremden Mächten abgeschlossenen Verträge die Häuser, Läden und Waaren ihrer Landsleute ausländischen Gläubigern in die Hände lieferte ohne daß dieselben im stande waren irgend welchen Vortheil daraus zu ziehen. Kein Mußlim konnte noch wollte die Häuser miethen, noch die Waaren kaufen. In solchem Falle wenden sich die Ausländer durchweg an die Geistlichkeit, welche nach den Gesetzen des Schariat den Schuldner veranlaßt seine Eigenthumsrechte an einen Dritten zu übertragen und seine Abrechnungen mit den christlichen Gläubigern zu regeln. Der verstorbene Vater des gegenwärtig regierenden Schah, der Thronfolger Prinz Abbas-Mirsa, hatte einen Befehl (Rakam) erlassen, wonach den russischen Unterthanen das Vorzugsrecht der Schuldentilgung seitens eines persischen Schuldners eingeräumt wurde. Später wurde dasselbe widerrufen und der russische Gesandte, in Persien Graf Medem, schloß mit dem Minister-Präsidenten Hadschi Mirsa Agassi einen besonderen Vertrag ab, um den häufigen Schein-Bankerotten einen Riegel vorzuschieben. Der Hauptpunkt darin betraf die Legalisirung der von russischen und persischen Unterthanen ausgestellten Wechsel, Contracte und ähnlicher Urkunden durch die offizielle Behörde des Diwanchane, des Gerichtshofes, oder durch den Hakim-urf, den Civil-Gouverneur einer Provinz oder eines Bezirkes. Ein anderer Artikel darin bestimmt, daß die Schuldner eines persischen Bankerottirers in derselben Weise verfolgt werden sollen, als wären sie selbst Geld den fremden Unterthanen schuldig, welche ihre Klage gegen den Bankerottirer angestellt haben. Ein dritter Paragraph stellte fest, daß Ausländer verpflichtet seien, bevor sie sich Dörfer als hypothekarische Pfandstücke verschreiben ließen, die Erlaubniß der persischen Regierung dazu nachzusuchen. Die Nothwendigkeit dieser Bestimmung erhellt aus dem Umstande, daß die persischen Dörfer

drei Besitzer zu haben pflegen: die Krone, die Rayat (Bauern) und den Molek oder Grundbesitzer.

Obgleich nach den religiösen Vorschriften des Koran die Annahme von Interessen für eine geliehene Geldsumme als Wucher angesehen wird, so ist dennoch der Satz von 12 Procent im ganzen Lande legal zulässig. Diese Zahl wird aber nur selten festgehalten, denn es würde schwer halten Gelder unter weniger als 24 Procent zu entleihen. In den Bazaren von Teheran werden selbst 36 Procent für Anleihen zugestanden.

Bezahlt Jemand seine Schuld nicht, so beauftragen die persischen Behörden einen Gerichtsdiener (Muhassil) den Schuldner zu nöthigen seine Gläubiger zu befriedigen. Fünf, selbst zehn Procent von der gezahlten Schuldsumme wird für die Dienstleistung des Muhassil in Abzug gebracht. Auch die fremden Unterthanen vergütigen mit fünf Procent die Mühen, denen sich der Gerichtsbote unterzogen hat, um ihre Forderungen zur Geltung zu bringen. Im Diwanchane und im Ministerium des Aeußeren sind es die Gholams und Ferraschen, welche sich der Aufgabe unterziehen müssen, als Muhassil zu fungiren. Nicht selten wird ein solcher nach den Provinzen des Reiches geschickt, um über die Ausführung eines königlichen Befehles oder einer Regierungs-Verfügung zu wachen.

Die häufigen Strafen, welche im Lande der Sonne Schuldigen und nicht selten auch Unschuldigen auferlegt werden, bestehen in mündlichen und schriftlichen Verweisen, in Geldstrafen, in körperlichen Züchtigungen (Prügel oder Bastonnade), in Verstümmelungen des Körpers (Abschneiden von Nase und Ohren, Abhauen der Finger und Hände, bei Prinzen im Falle des Hochverrathes in Blendung der beiden Augen), in Gefängnißhaft (Hebs, das Staatsgefängniß in Teheran führt den Namen Enbar oder Embar „das Magazin") und in der Hinrichtung.

Die Todesstrafe wird von den Ulemas auf Grund der gesetz-

lichen Vorschriften des Schariat ausgesprochen, z. B. in dem Falle, daß das Recht der Wiedervergeltung (jus talionis) oder der Blutrache bei einem Morde seine Anwendung findet, kann aber auch durch einen Beschluß des Urf oder der weltlichen Obrigkeit festgestellt werden, sobald der Schah oder die Statthalter in den verschiedenen Provinzen des Reiches das Todesurtheil gefällt haben. Gewöhnlich aber bestätigen die Civilbehörden nur das Urtheil des geistlichen Gerichtshofes, welches einen Verbrecher zum Tode verdammt hat und übernehmen die Ausführung desselben. Die Hinrichtung geschieht durch Steinigung, durch Erdrosselung, durch Enthauptung mit dem Schwerte oder durch Oeffnung der Halsadern mittelst eines kleinen scharfen Messers. Die Sitte, einen Mörder den Händen der Erben des Ermordeten zu überliefern, hat bisweilen noch ihre volle Geltung. Es ereignet sich nicht selten, daß in diesem Falle der Mörder grausame Qualen erdulden muß, bevor ihm die wuthentbrannte Verwandtschaft des Ermordeten den Gnadenstoß ertheilt.

Die Berechtigung zur Blutrache wird zugestanden: 1) Wenn derjenige, welcher sie ausübt, von gleicher Lebensstellung wie das Opfer ist. Ein freier Mann ist also für das Blut eines freien Mannes, ein Sklave für das Blut eines Sklaven verantwortlich. 2) Wenn das Opfer ein Mußlim war, mit anderen Worten ein Mußlim hat für den Tod eines Ungläubigen keine Rechenschaft zu tragen. 3) Vater und Großvater sind für das durch sie vergossene Blut des Sohnes oder Enkels nicht verantwortlich, dagegen verpflichtet eine Geldstrafe zu zahlen und gewisse Sühnen zu leisten, die dem Belieben des Richters (Hakim Scher) überlassen sind. Im Gegentheile ist die Mutter der Blutrache anheim gefallen, sobald sie ihr eigenes Kind getödtet hat, und ebenso die Kinder, welche die Eltern ermordet haben. 4) Wenn der Mörder zur Zeit der Unthat großjährig und zurechnungsfähig war, und 5) wenn der Ge-

tödtete kein für vogelfrei angesehener Mann war, wie z. B. der Renegat nach den Anschauungen der Mußlims.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß bei der Züchtigung durch Peitschenhiebe die Vorschrift besteht, daß das Schlaginstrument aus einer Wurst aus Ochsen- oder Kameelhaut verfertigt werde, deren Inneres mit Fruchtkernen angefüllt sei. Die Bastonnade wird durchschnittlich solchen Personen zu theil, welche nicht dem Soldatenstande angehören. Die Füße, auf deren nackte Sohlen die Stockschläge niederfallen, werden in eine Art von Holzklammer gespannt, die unter dem Namen Felake ebenso bekannt als gefürchtet ist.

Die Folter bestand bis zu den Zeiten Muhammed-Schahs, der sie infolge der eindringlichen Vorstellungen der russischen und englischen Gesandtschaft abzuschaffen befahl. Seine Majestät der gegenwärtig regierende Schah Nassireddin bestätigte auch seinerseits in feierlicher Weise die humane Verfügung seines Vaters nach dem Tode desselben. In der Teheraner Staatszeitung wurde ein königlicher Befehl veröffentlicht, wonach es den Statthaltern in den einzelnen Provinzen des iranischen Reiches eingeschärft wurde darüber zu wachen, daß keine Behörde in Zukunft sich der Folter bediene. Der Wille des Schah fand indeß wenig Beachtung und die Folter soll bis auf den gegenwärtigen Tag in allen ihren scheußlichen Einzelheiten in Anwendung kommen, sei es um der zu einer Geldbuße verurtheilten Person die Zahlung des Geldes abzunöthigen, sei es um einen Dieb zum Geständniß seines Verbrechens und zur Rückgabe der gestohlenen Gegenstände zu zwingen.

Das erste Mittel, zu welchem die Behörde ihre Zuflucht nimmt, ist die Ertheilung von Stockschlägen auf die Fußsohlen des Angeschuldigten. Führt dieselbe zu keinem Geständniß, so tritt ein höherer Grad der Folter ein durch das, was man in der persischen Sprache „das Kameelanbinden“ benennt. Dem

unglücklichen Opfer werden glühend heiße Ziegelsteine auf die Beine gelegt. Eine ähnliche Verschärfung findet durch das Brennen verschiedener Körpertheile mit einem heißen Eisen statt, oder in der Einführung eines zugespitzten Rohres zwischen Nagel und Fleisch an den Händen des Beklagten. In der grausamsten Weise wurde noch im Jahre 1852 die Folter und die Hinrichtung zahlreicher Babis oder Schüler des Bab ausgeführt, welche man beschuldigte Anhänger jener drei Sektirer zu sein, die ein Attentat auf die Person des Schah auszuüben versucht hatten.

Es geschieht nicht selten, daß ein Verbrecher nach Teheran vor den Schah geführt wird. Das einzige Wort Tenab, „das Seil“, welches S. M. ausspricht, genügt um die Nachrichter zu veranlassen sich des Schuldigen sofort zu bemächtigen, einen Strick um seinen Hals zu werfen und ihn zum Palast hinaus zu schleifen. Die heftigsten Faustschläge und Fußstöße, mit welchen die Henker den Bauch des Uebelthäters bearbeiten, bereiten den Leiden des Unglücklichen ein schnelleres Ende.

Ich bemerke noch, daß die alte Sitte der Perser, den Feinden die Köpfe abzuschneiden, noch gegenwärtig im Lande der Sonne besteht. Ein siegreicher General pflegt ganze Kisten mit eingesalzenen Köpfen als Siegestrophäen einzusenden.

Nach dem Gesetze soll eine verheirathete Frau, welche der Untreue gegen ihren Eheherrn vor dem Imam überführt worden ist, in eine offene Erdgrube niedersteigen, sich darin niederhocken und auf Befehl des Muhtassib durch Steinwürfe getödtet werden. Es ist mir während meines zweimaligen Aufenthaltes im Lande der Sonne niemals ein Beispiel erzählt worden, wonach dem Gesetze in der angegebenen grausamen Weise entsprochen worden wäre.

Nach Allem, was ich gehört, sollen sich die persischen Frauen bis zu den höheren Ständen hin, keines besonders guten Rufes als treue Gattinnen erfreuen und trotz ihrer strengen Ueberwachung eine verhältnißmäßig große Freiheit genießen.

Nach Landessitte ist es ihnen gestattet fünf und sechs Stunden lang in den öffentlichen Bädern zu verweilen und bis auf mehrere Tage hinaus ihre Besuche bei den Eltern und sonstigen Anverwandten auszudehnen. Sie sollen sich auch sonst allerlei unerlaubter Mittel bedienen, um ihre Spaziergänge zu entschuldigen, die sie, mit Ausnahme der Straßen der Hofburg, im Innern der Stadt unternehmen. Nur in wenigen Häusern soll ein glückliches Familienleben nach europäischen Vorstellungen herrschen. Die Unsitte der Vielweiberei löst eben die innigen Bande, welche Mann und Frau miteinander verbinden, und stört die herzliche Eintracht des Ehepaares. Haß, Mißgunst und Rachsucht finden in den Harems eine bleibende Stätte und die Favoritin pflegt auf die wohlwollenden Absichten des Hausherrn einen verderblichen Einfluß auszuüben. Es kommt vor, daß eine Frau das Kind einer anderen durch Opium vergiftet, ohne zu erwägen, daß der Vater desselben ihr eigener Mann ist.

Bei den Schiiten kann ein Ehebündniß auf drei verschiedene Weisen vollzogen werden, je nachdem es die Ehe auf Dauer, die Ehe auf Zeit oder die Heirath mit Sklavinnen betrifft. Die humane Behandlung der Frau ist durch eine besondere Rede des Propheten Muhammed vorgeschrieben: „Ihr Männer, so sprach er, ihr habt Rechte auf eure Weiber und eure Weiber haben Rechte auf euch. Es ist ihre Pflicht die eheliche Treue gegen euch zu bewahren. Wenn sie fehlen, so giebt euch Gott die Erlaubniß von ihnen fern zu bleiben und sie zu züchtigen, ohne sie dabei einer Gefahr für ihr Leben auszusetzen. Führen sie sich gut, so sollt ihr sie gebührend nähren und kleiden. Denket daran, daß sie in euren Häusern wie Gefangene sind, die nichts zu Eigen besitzen. Sie haben euch ihre Person in Vertrauen auf Gott überliefert und sie sind ein von Gott bei euch hinterlegtes Gut."

Es besteht noch gegenwärtig im Lande der Sonne die Ein-

richtung des Best oder der Zuflucht eines Verfolgten nach einem als geheiligt und unverletzlich angesehenen Orte. Obgleich im Jahre 1851 dieses Recht auf Anordnung des ehemaligen persischen Ministers Mirsa Taki Chan, des sogenannten Aemir-Nisam, abgeschafft wurde, so erkannte dennoch die persische Regierung die gesetzliche Zuständigkeit von drei geheiligten Asylen an, deren Unverletzlichkeit unbestritten blieb. Es sind dies die berühmte Moschee von Schahsade Abd-ul-asim, dem Sohne des Imam Mußa Kaßim, etwa eine Stunde von Teheran entfernt in der Nähe der Ruinenstätte des alten Reï gelegen, die Moschee der Fatime, der Schwester des Imam Risa zu Kum, und die Moschee des letztgenannten selber in der „heiligen Stadt" Meschhed, auf dem Gebiete der Provinz Chorassan. Außerdem wird ein Gewohnheitsrecht zugegeben, wonach die Pferdeställe des Schah und der europäischen Gesandten in Teheran als geheiligte Asyle gelten. Der ebenso energische als talentvolle Mirsa Taki Chan, über dessen Rechtlichkeit und Unbescholtenheit alle Welt einig ist, hatte im Lande der Sonne eine gründliche Reformperiode eröffnet, viele herrschende Mißbräuche beseitigt und dabei auch den wunden Punkt des Asylrechtes berührt. Trotz seiner Verordnung wurde es selbst von den Beamten executiver Gewalt nicht in Ehren gehalten, und mehrere Imam-sades in Persien sowie die Wohnhäuser der Muschtehid nach wie vor als heilige Plätze angesehen. Die Volksmeinung hat sich daran gewöhnt und Niemand würde deshalb ungestraft das Asylrecht verletzen, ohne einen Straßenauflauf hervorzurufen, der zu schlimmen Folgen Anlaß geben dürfte.





Der Schahynschah und sein Hof.

Der regierende Landesfürst führt bei den Persern in der amtlichen und nicht amtlichen Sprache den Namen des Schah oder Königs, des Schahynschah oder Königs der Könige, des Chaqan des Padischah und des Sultans. Zu seinen Ehrentiteln gehören Bezeichnungen wie: Zuflucht der Welt, Mittelpunkt der Welt, Beschützer des Glaubens, Schatten Gottes und andere ähnliche. In dem offiziellen Hofalmanach wird S. M. an der Spitze sämmtlicher Prinzen und Würdenträger mit den Worten eingeführt: „Der Sultan, Sohn des Sultan, Sohnes des Sultan, und der Chaqan, Sohn des Chaqan: Nassireddin-Schah, der Herr der glücklichen Conjunctur der Gestirne, Sohn Muhammed-Schahs, Sohnes des Thronfolgers Abbas-Mirsa, Sohnes des Chaqan Feth-Ali-Schah, Sohnes Hussein-Quli-Schahs, Sohnes des Sultan Muhammed-Hassan-Schah, Sohnes des Sultan Feth-Ali-Chan, Sohnes Aemir-Schahs Quli-Chan, Sohnes Muhammed-Wali-Chans, Sohnes Mähdi-Chans, Sohnes Muhammed-Quli-Chans, des Kadscharen. Möge Allah sein Königthum und sein Reich immerdar erhalten!“

Die Söhne des Schah führen die Bezeichnung Schahsade

d. i. „Königssöhne“, die Kinder der letzteren dagegen den Titel Aemirsade. Das Vorrecht der Geburt verleiht den Söhnen der Aemirsade die Würde des Chan. Der legitime Thronerbe heißt Waliähd. Seine Residenz pflegt Täbris (Tauris) die Hauptstadt von Aderbeidschan zu sein, in welcher Provinz er zugleich als Statthalter seines Amtes waltet.

Von den fünf Söhnen des Schah, welche neben neun Töchtern die Familie des gegenwärtigen Königs von Iran bilden, nehmen die drei ersten in der modernen Geschichte des Landes eine besondere Stellung ein. Der Thronfolger Musaffereddin Mirsa bekleidet das Amt eines General-Gouverneurs der wichtigen, an das russische Armenien anstoßenden Provinz Aderbeidschan. Der zweite Sohn, im gewissen Sinn als illegitim angesehen, da seine Mutter nicht dem Kadscharen-Stamme angehört, Sultan Massud Mirsa, mit dem Ehrentitel Sillessultan, „Schatten des Sultan“, ist zum General-Gouverneur von Isfahan und der südlichen Provinzen des Reiches ernannt. Der dritte Sohn endlich, Kamran-Mirsa, zubenannt Aemir-kebir oder „Groß-Aemir“, mit dem Ehrentitel: Naïb-es-sultaneh „Stellvertreter des Reiches“, ist Gouverneur der Stadt Teheran und zugleich Kriegsminister. Sillessultan zeichnet sich vor seinen Brüdern durch eine ungewöhnliche Energie und seine Vorliebe für das deutsche Militär aus (seine Truppen in Isfahan, wie er selber, tragen die preußische Pickelhaube an Stelle der persischen Lammsfellmütze). Er hat das Zeug, und wie man versichert, auch das Verlangen in sich, in Iran dereinst eine hervorragende Rolle zu spielen.

Die Brüder, Schwestern, Onkel und Tanten des Schah und deren Descendenz werden nach Namen, Titeln und Würden in dem Hofalmanach aufgeführt und denselben die Aemirs und Häuptlinge der verschiedenen Familien des türkischen Kadscharen-Stammes hinzugefügt, aus dessen Mitte die gegenwärtige König-

liche Dynastie hervorgegangen ist. Es ist eine geschichtlich bekannte Thatsache, daß der Kadscharen-Führer Agha Muhammed die nach dem Tode des Perserkönigs Kerim-Chan (1779) ausgebrochenen Thronstreitigkeiten benutzte, um sich des Landes zu bemächtigen und die herrschende Kadscharen-Dynastie zu begründen. Die einzelnen Familien, deren Häupter (Il-chani) und Führer (Reïs), der Zahl nach 256, zugleich militärische Rangstufen bekleiden, werden in dem Almanach wie Angehörige des Hofes behandelt und namentlich erwähnt. Man findet darin die Stämme der Qawanlu, Beni-A'mam, Qysil-Ajagh, Däwällu, 'Issendynlü, Schambiati, Sepanlu, Schah-Budaghlu, Qiachlu, Issawlan u. a., deren Namen auf den türkischen Ursprung verweisen. In unseren Tagen bekleidet der königliche Oberintendant am Hofe, der Aesätt-ed-daule, die Stelle eines Chan-i-Chanan oder Häuptlings aller Kadscharen-Stämme. Die Mehrzahl der Hofbeamten, welche sich in der unmittelbaren Nähe des Schah befinden, sind Kadscharen, und man begreift es, wenn die Bezeichnung als solche jedesmal ihrem Namen beigefügt ist. Aber auch außerhalb der Hofburg dienen Kadscharen in den Häusern der Vornehmen und selbst der europäischen Gesandtschaften.

Das überlieferte höchste Abzeichen der königlichen Würde ist die Krone, welche in dem persischen Staatswappen über dem Löwen mit der Sonne schwebt. Die Krone der persischen Könige, unter dem Namen der Kulah-i-Kianian oder „Kopfbedeckung der Kianier“ bekannt, ist von bedeutendem Gewicht (gegen 12 Zollpfund) und der Schah nicht im stande sie auf dem Haupte zu tragen. Am persischen Neujahrsfeste und bei sonstigen feierlichen Anlässen steht sie daher neben dem königlichen Throne. An ihrer Stelle bedeckt sich der Schah mit der Lammsfellmütze, an welcher sich eine kostbare Diamant-Agraffe mit einem Büschel von Glasfedern befindet. Das ist sein

königliches Abzeichen und sein Vorrecht und Niemand befugt, in ähnlicher Weise den Kopf zu schmücken. Wohl aber kann der Schah dem künftigen Thronerben es gestatten die Diamant-Agraffe an seine Pelzmütze heften zu lassen.

Die Krone sowie die Kleinodien und Juwelen des persischen Reiches sind in dem Staatsschatze in der Hofburg zu Teheran niedergelegt. Der größere Theil derselben, wie ich bereits früher bemerkte, rührt von dem Kriegszuge der Perser gegen Delhi her und wurde vom Muhammed-Schah dem persischen Könige Nadir-Schah überliefert. Zwei Stücke sind es besonders, welche sich durch ihren hohen Werth auszeichnen, ein ungeschliffener Diamant (Derja Nur, „Meer des Lichtes"), der Abschätzung nach würde der Preis desselben vier Millionen Ducaten sein, und ein gewaltiger Rubin von einem Gewicht von 24 Miskal.

Das Wappenthier des iranischen Reiches und seines königlichen Herrn ist der stehende Löwe, welcher im rechten Vorderfuße ein krummes Schwert hält und auf dessen Rücken das strahlende Sonnengesicht schwebt. Die königlichen Gebäude, die Stadtthore, die Fahnen (mit den persischen Nationalfarben Roth, Grün, Weiß), mit einem Worte Alles, was königlichen oder amtlichen Ursprungs ist, zeigt das Wappen, über welchem sich bisweilen die Krone der Kianier erhebt. Der liegende Löwe bildet einen besonderen Unterschied, da er civilamtlicher Natur ist. Den Löwen- und Sonnenorden schmückt im mittleren Felde der stehende Leu, sobald er militärischen Personen verliehen wird, im Gegenfalle nimmt er die Stellung des ruhenden, ohne Krummschwert, ein.

Jedermann, dem die Ehre zu theil ward vor Seiner Majestät erscheinen zu dürfen, muß in aufrechter Stellung vor dem Schah stehen. Ausgenommen davon sind, und zwar auf Grund der Verträge, die Vertreter der fremden Großmächte, welche sich in seiner Gegenwart setzen, vorausgesetzt daß er selber

einen Sitz eingenommen hat. Die Muschtehids, die Imam-Dschumas und die Ssejids, welche der hohen Geistlichkeit angehören, werden bei einer Audienz von Seiner Majestät eingeladen sich in seiner Gegenwart zu setzen. Für die Gesandten werden Stühle hingestellt, die frommen Herren muhammedanischen Glaubens hocken nach persischer Art auf den Teppich nieder.

Mehrere hohe Regierungsbeamte führen den Ehrentitel eines Mukerreb-el-Chakan, „welcher Zutritt zum Monarchen hat“, infolge eines königlichen Fermans, der sie in dieser Würde legitimirt. Ein ähnlicher Titel, welcher in der Uebersetzung lauten würde: „der zu Seiner Majestät Zutritt hat“ bezeichnet eine niedrigere Stufe derselben Würde.

Weder die persischen Würdenträger am Hofe, noch die fremden Gesandten in Teheran empfangen Einladungen zur königlichen Tafel. Bisweilen speist indeß der Schah mit seinen Onkeln und Großonkeln. Es ist ein allgemeiner Brauch in Persien nach aufgehobenem Tische die Hände zu waschen und den Mund zu reinigen. Nach dem Diner begeben sich die erwähnten Prinzen allein in ein besonderes Gemach, um die übliche Reinigung zu vollziehen. Die Hof-Etiquette verbietet desgleichen das Rauchen des Kalian in Allerhöchster Gegenwart.

Im allgemeinen darf angenommen werden, daß der Schah, als Vater des Vaterlandes und als (nach den Ansichten der Mollas freilich illegitimer) Chalif eine unnahbare Person ist, die das Schicksal eines jeden Unterthanen in seinen Händen hält und der man die größte Ehrfurcht schuldig ist. Jeder Verstoß dagegen würde mit dem Tode bestraft werden. Alles, was ihm angehört, ist „gesegnet“ (mubarek) und Er der Mittelpunkt, um welchen sich Alles dreht. In ihm stellt sich im eigentlichen Sinne des Wortes das Reich (Daule) oder die Regierung dar. Er kann daher mit bestem Rechte auch von sich

behaupten: l'état c'est moi. Er erhöht und erniedrigt, er ernennt und setzt ab nach seinem Belieben, ohne einem Andern Rechenschaft darüber abzulegen, und er straft und belohnt nach seinem Gutdünken. Gegen seinen königlichen Willen giebt es keine Berufung. Zum Glück darf behauptet werden, daß der gegenwärtige Schah, den ich als den ersten und besten Perser bezeichnen zu können keinen Anstand nehme, ein ebenso kluger als humaner Regent ist, der sein Land, sein Volk und seine Zeit sehr wohl kennt und Alles daran gesetzt hat seine Unterthanen nach europäischem Muster zu civilisiren.

Haben seine Bestrebungen nicht immer den verdienten Lohn gefunden, hat er sich häufig in der Wahl seiner Beamten und Diener bitter getäuscht gesehen und feilen Schmeichlern und hinterlistigen Intriganten in früheren Jahren seiner Regierung zu seinem eigenen Schaden ein williges Ohr geliehen, so darf der Europäer nicht mit ihm rechten, sondern muß im Gegentheil die asiatischen Verhältnisse ins Auge fassen. Die größere Masse der Landesbewohner, fern von den größeren Städten des iranischen Reiches, führt ein unstätes Wanderleben und hat wenig oder gar keine Vorstellungen von den Rechten und Pflichten eines Unterthanen. Der Schulunterricht ist nicht vorhanden und die Lehre und Unterweisung ungebildeter Mollas der geistigen Entwickelung eher schädlich als nützlich. Nicht die Achtung vor dem Gesetze, sondern die Furcht vor Strafe ist der Haupthebel, welcher die asiatische Staatsmaschine mit ihren tatarisch-mongolischen Anhängseln noch einigermaßen im Getriebe erhält.

Es muß im höchsten Maße anerkannt werden, daß der Schah seit seinem Regierungsantritt, d. h. im Laufe einer fast vierzigjährigen Herrschaft bestrebt gewesen ist, sich in europäischem Sinne auszubilden und die Lücken in seinem Wissen infolge seiner Erziehung nach einheimischen Vorbildern nach besten Kräften auszufüllen. Er hat sogar die französische Sprache eifrig

studirt, eigenhändig ein im Druck erschienenes französisch-persisches Wörterbuch abgefaßt, versteht darin Geschriebenes oder Gedrucktes vollständig gut und spricht diese europäische Sprache mit ziemlicher Fertigkeit, die nur ein gewisses ängstliches Gefühl vor möglichen Fehlern in den Hintergrund schiebt. Das Türkische, wie es im Munde der Mehrzahl seiner Unterthanen lebt, sowie das Persische (Farsi) beherrscht er vollkommen.

Die Persische Sprache, die selbst am Hofe zu Konstantinopel mit einer gewissen Vorliebe behandelt wird, gilt in Asien als die eigentliche Hofsprache und alle schriftlichen und mündlichen Verhandlungen amtlicher Natur werden darin geführt. Wenngleich die Sprache durch die Unmasse angenommener Fremdwörter und Redensarten arabischen Ursprunges, in erster Linie infolge des arabisch abgefaßten Koran, an ihrer alten Reinheit und Schönheit gelitten und fast Dreiviertel ihrer alten Wörter eingebüßt hat, so geht der Schah seinen litterarisch gebildeten Unterthanen mit dem besten Beispiel voran, das Persische in möglichster Reinheit zu schreiben und jedes arabische Wort durch das entsprechende persische zu ersetzen. Seine Briefe, Abhandlungen, Reisebeschreibungen und dichterischen Leistungen, denn auch darin hat er sich versucht, können nach dieser Richtung hin geradezu als mustergiltig bezeichnet werden. Nebenbei zeichnet sich sein Styl durch Knappheit, Einfachheit und Klarheit aus und bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu den schwülstigen Erzeugnissen der modernen iranischen Litteratur mit ihren verschrobenen und gedrechselten Wendungen und Satztheilen.

Der königliche Hof, Deri-Chane oder Derbar genannt, umfaßt eine Unzahl von Beamten und Dienern, sowie einen Troß bewaffneter reisiger Leute, welche aus treuergebenen Nomadenstämmen gewählt sind, die in ihrer Gesammtheit zur Bevölkerung einer kleinen Stadt ausreichen dürften. Unter den verschiedenen

Bezeichnungen derselben kehren dieselben Namen wieder, welche die Diener eines größeren persischen Haushaltes voneinander unterscheiden, wie z. B. Ferrasch für den Hausdiener, Pischchidmet für den Zimmer- oder Kammerdiener, der seinem Herrn den Thee, Kaffee und Kalian reicht, den Tisch deckt und die Schüsseln anbietet, Scherbetdar oder Abdar, welcher die Sorbets und sonstigen Getränke unter seiner Aufsicht hat, Aschpas oder Koch, Ssaka oder Wasserträger, Schatir oder Läufer, Gholam oder Hartschier, Vorreiter, Mirachur (bei Hofe nur Mir genannt) oder Stallmeister, Dschelaudar oder Geschirrmeister, Mehter oder Stallknecht, Nasir oder Haushofmeister, Sseraïdar oder Kastellan u. a. m. Sind von einer Dienergattung eine größere Anzahl vorhanden, wie z. B. von den Ferrasch und Pischchidmet, so haben dieselben einen besonderen Aufseher oder Baschi, welcher für die Dienstleistungen der betreffenden Dienerklasse verantwortlich ist, wie in den angeführten Beispielen den Ferrasch-Baschi oder Oberhausdiener und Pischchidmet-Baschi oder Oberkammerdiener. Am Hofe wird natürlich den Dienern ein höherer Grad des Ranges und des Ansehens eingeräumt, der Abdar z. B. wird zu einem königlichen Mundschenk und der Pischchidmet zu einem Kammerherrn. Die in der unmittelbaren Nähe des Königs und im Innern seiner Gemächer bediensteten Männer gehen allen übrigen Hofbeamten voran, da sie dem Chelwet-i-Humajun oder „der königlichen Zurückgezogenheit“ ihre Amtspflichten widmen. Selbstredend hat zu dem königlichen Aenderun oder Harem kein Mann, mit Ausnahme der Eunuchen, Zutritt. Zehn „Agha“, an deren Spitze ein Ober-Eunuch oder Chodsche-Baschi mit dem Range eines Oberst steht, leiten das Hauswesen und besorgen den erforderlichen Dienst. In ihrer Gesammtheit führen sie den Titel der Chodsche-Sseraïjan oder Serails-Eunuchen.

Von den einzelnen Beamten am Hofe seien besonders er-

wähnt der Ssurre-Aemin, welcher mit der Verwaltung des Taschengeldes S. M. des Schah betraut ist (gewöhnlich ist es ein Pischchidmet oder Kammerherr, der diesem Amte vorsteht), und der Oberschatzmeister am Hofe, welcher die Bezeichnung eines Mu'aïr-el-Memalik führt und einen sehr hohen Rang unter den Würdenträgern der Burg einnimmt. Die Mustofis und Ssereschtedars in der Oberrechnungskammer und Kanzlei des Schah haben die besondere Aufgabe, die eingegangenen Abrechnungen der Statthalter in den Provinzen des Reiches nach Einnahme und Ausgabe genau zu prüfen. Sind dieselben regelrecht befunden worden, so wird ihnen aus der Kanzlei das sogenannte Kitabtsche oder Büchelchen behändigt, das mit S. M. Siegel versehen ist. Es enthält außerdem den Siegelabdruck der Namen des zeitigen Finanz-Ministers und mehrerer Mustofis, um zu bestätigen, daß die hohe Regierung von dem betreffenden Beamten nichts zu fordern habe. Der Ferrasch-Baschi ist der Oberkammerherr mit dem Ehrennamen eines „Kämmerer des Reiches“ (Hedschib-ed-daule). Unter ihm stehen der Chejjam-Baschi oder der „Vorsteher der Zelte“ und der Baghban-Baschi oder Oberhofgärtner.

Die Dienerklasse der sogenannten Gholams, — das Wort bedeutet ursprünglich soviel als Sklave oder Leibeigener —, erfüllen die Aufgabe, ihren königlichen Herrn auf seinen Ausfahrten oder Ausritten zu begleiten und über seine persönliche Sicherheit zu wachen, wobei sie sich selber zu Pferde befinden. Ihr Oberhaupt, der Sserkeschiktschi-Baschi, welcher verpflichtet ist die Nacht in dem königlichen Palast zuzubringen, bekleidet gleichfalls einen sehr hohen Posten am persischen Hofe.

Die Nessaktschi (d. h. „die Ordner“), mit Beilen bewaffnet, übernehmen die Rolle der Scharfrichter und gehören gleichfalls zu den Beamten des königlichen Hofstaats. Auf der Reise und auf der Jagd ist ihr Führer oder der Nessaktschi-Baschi neben

dem Ferrasch-Baschi gewöhnlich damit beauftragt die Ruhe und Sicherheit im königlichen Lager — Ordui Humajun — zu überwachen. Bisweilen erhält ihr Oberhaupt, der Nassaktschi-Baschi, besondere Missionen nach orientalischen Höfen oder dem Platz eines Statthalters in einer Provinz des persischen Reiches.

Das eben erwähnte königliche Lager, in welchem sich S. M. während einer Reise oder auf seinen Jagdzügen aufhält, bildet eine kleine Stadt für sich. Von den Zelten (Tschadir) führt dasjenige, welches für den Aufenthalt des Schah bestimmt ist, den Ehrennamen Sseraperde. Es besteht eigentlich aus mehreren miteinander zusammenhängenden Zelten, die ein gemeinschaftliches großes Dach haben. Sie dienen theils als Wohnung für die persische Damenwelt des königlichen Aenderun, theils als Birun oder Empfangsgemächer für die Personen, welcher der Allerhöchsten Person vorgestellt werden. Der Pusch oder innere Ueberzug und die Tädschir oder Fenstergitter des Sseraperde sind von hochrother Farbe, welche ein königliches Vorrecht ist, das keine andere Person beanspruchen darf.

Das Geschäft der Zeltmacher ist eines der blühendsten im Lande der Sonne und die Geschicklichkeit und der Geschmack der Arbeiter im höchsten Grade anerkennungswerth; nur die indischen Zeltmacher dürften ihnen den Rang ablaufen. Es giebt in Persien Zelte mit einer oder mit zwei Zeltstangen (Direk), von denen jede aus zwei besonderen Hälften besteht, die durch verschiebbare Metallringe (Kewise) zu einem einzigen Stücke verbunden werden. Ein rundes Stück Holz, Kemadsche genannt, welches auf die Spitze der Zeltstange gesteckt wird, dient als eigentlicher Träger des Daches. Die gefütterten Zelte führen die Benennung Tschadir-Puschdar, die kleinen Zelte heißen Kelenderi und das luftige Zeltchen, welches als Aufenthaltsort beim Frühstück dient und die Gestalt eines viereckigen, fast schilderhausähnlichen Raumes hat, dessen Seiten-

wände nach jeder Richtung hin aufgeklappt werden können, trägt den Namen Aftab-gerden d. h. „Sonnenwende“. Vornehme Perser und an ihrer Spitze der Schah, pflegen mit einem Doppelvorrath der nothwendigen Zelte zu reisen, um an jedem Halteplatze bereits ein aufgerichtetes Lager bei der Ankunft vorzufinden. Man nennt sie im Lande der Sonne Pisch-Chane oder „Vorhaus“ und Pes-Chane oder „Nachhaus, Hinterhaus“.

Um auf die Beamten am Hofe und in den verschiedenen Zweigen der Regierung zurückzukommen, so besteht gegenwärtig in Iran die Sitte, dieselben durch gewisse Ehrentitel auszuzeichnen, welche gradezu ihren Namen ersetzen und unter welchen sie im Lande allgemein bekannt sind. Der Prinz-Kriegsminister z. B. heißt Naïb-es-ßultanet „der Statthalter des Königsreiches“, ein anderer Prinz, welchem die Provinz Isfahan und ihre Dependenzen unterstellt ist, Sill-es-ßultan d. h. „Schatten des Sultan“, der gegenwärtige Justizminister ist unter seinem Ehrentitel Muschir-ed-daule „Rathgeber der Regierung“ zu verstehen, der Unterrichtsminister ist ein Muchber-ed-daule oder „Aufklärer der Regierung“, wie der Minister der Presse ein Ssani-ed-daule oder „Kunstverständiger der Regierung“ und der Oberceremonienmeister ein Sahir-ed-daule oder „Stütze der Regierung“. Auch den Damen des königlichen Hofes sind ähnliche Titel zu theil geworden, um sie zu ehren und ihrer Stellung und Würde auch nach dieser Richtung hin die öffentliche Anerkennung zu theil werden zu lassen.

Man möchte fast die Behauptung aufstellen, daß die kluge Lebensregel von den Geschenken, welche die Freundschaft erhalten, nur im Lande der Sonne ihre höchste Spitze erreicht hat. Selbst der König kann sich der allgemeinen Gewohnheit nicht entziehen und ein großer Theil seiner persönlichen Ausgaben ist für glanzvolle Belohnungen bestimmt, durch welche

treue und gewissenhafte Hofbeamte und Staatsdiener jahraus jahrein geehrt zu werden pflegen. Dem reisenden Frängi, welcher zum ersten Male seinen Fuß auf den iranischen Boden setzt und mit den Bewohnern des Landes in unmittelbaren Verkehr tritt, drängt sich nach kurzer Zeit seiner Wanderung oder seines Aufenthaltes an irgend einem Orte die Beobachtung auf, daß die Leute in seiner Umgebung sich nicht nur in Höflichkeiten, sondern auch in dem Bestreben überbieten ihm durch Geschenke, und wäre es eine Blume, eine besondere Artigkeit und Aufmerksamkeit zu erweisen, freilich in der Erwartung dafür ein entsprechendes Gegengeschenk zu erhalten. Das System ist so sehr ausgeprägt, daß selbst die Sprache gefällig genug ist, die Unterschiede der Geschenke je nach dem Range und Stande der schenkenden und beschenkten Personen durch verschiedenartige, inhaltsvolle Ausdrücke sofort in die Ohren springen zu lassen. Hört man von einem „Hadië“ reden, so weiß man auf der Stelle, daß es sich um das Geschenk eines Monarchen an einen andern handelt. „Taaref“ ist das Wort für ein Geschenk unter gleichgestellten Personen, „Enam“ die Gabe eines höher gestellten Mannes an eine tiefer stehende Person, „Pischkesch“ dagegen die des letzteren an jenen, und wäre es der König selber. Ob außerdem ein Geschenk als Erinnerung an eine unternommene Reise nach der Heimkehr dienen soll, ob dabei der Werth desselben nur in seiner Seltenheit besteht, für Alles dies setzt die Sprache eigene Worte ein, die in kürzester Fassung mehr als lange Umschreibungen besagen. Das allgemeine Kriegsgeschrei, welches den Orientfahrern auf ihren Reisen in Land und Stadt entgegengerufen wird und noch lange nach der Rückkehr in die europäische Heimath im Ohre nachklingt, ist bekanntlich das verpönte Bakschisch. Dies Wort, oder nach seiner richtigeren Aussprache Bachschisch, ist persischen Ursprungs und bezieht sich ursprünglich auf den Ausdruck des Mitleids,

der Verzeihung und der Güte eines Höherstehenden gegen eine untergeordnete Person. In der gewöhnlichen Umgangssprache steht es auf derselben Stufe wie unser deutsches „Trinkgeld", erhält jedoch am Naurus oder dem ersten Tage des persischen Sonnenjahres den Beigeschmack des Neujahrsgeschenkes. An diesem Feste nimmt das Schenken unter den Bewohnern im Lande der Sonne kein Ende und vor allem ist es der Herr, welcher seinen Dienern durch Geldspenden, Kleider und sonstige Geschenke sein „Mitleid" zu bethätigen hat. Ist der Mann von vornehmen Range, so melden sich außerdem und der Reihe nach eine Legion bachschischsüchtiger Personen, — der Derwisch und der Straßenkehrer, der Stadtthorhüter und der Postbote, der Luti mit seinem Löwen oder Elephanten und wie sie sonst noch heißen mögen, — und jeder bietet seine Wünsche dar, um das erwartete Geschenk in Empfang zu nehmen.

Das Schenken erinnert außerdem an die im Lande bestehende eigenthümliche Sitte einem Kranken eine bestimmte Geldsumme zu schicken, mit der Bestimmung, dieselbe unter sein Kopfkissen zu legen. Im Falle seiner Genesung wird das Geld unter die Armen vertheilt, mit der Aufforderung, Gott für die Genesung des Patienten zu danken, im Todesfalle wird die Gabe gleichfalls den Bettlern übergeben, mit der Weisung, für das Seelenheil des Dahingeschiedenen fromme Gebete zu sprechen. Die Höhe der Geldspende hängt zwar von dem guten Willen des Gebers ab, steht aber gewöhnlich im Verhältniß zu dem Range und der Stellung des erkrankten Betthüters.

Die Geschenke, durch welche der König seine Diener zu belohnen pflegt, abgesehen von den Ehrentiteln und den Auszeichnungen durch Band und Orden, bestehen in erster Linie in dem sogenannten Chalat oder der Verleihung eines Ehrenkleides, womit gewöhnlich eine Art von Investitur verbunden ist, durch welche der getreue Diener zu einer neuen Würde im

Hof- oder Reichsdienste erhoben wird. Der König sendet demselben kostbare Schals aus den berühmtesten Webereien in Kaschmir, Kerman oder Meschhed, oder einen weiten und langen mantelähnlichen Ueberwurf (Dschubba), der häufig von einer mit Diamanten und sonstigen Edelsteinen besetzten Spange (Schemßie) zusammengehalten wird, oder einen kurzen Pelzrock mit halben Aermeln daran (Cherke), oder eine Art von Ueberzieher (Kelidsche), oder einen vorn offen getragenen Rock (Quba). Will der König einen Würdenträger in ganz besonderer Weise auszeichnen, so läßt er demselben in feierlichstem Aufzuge einen von ihm selber getragenen Rock überreichen, welcher der königlichen Garderobe entnommen worden ist. Auch Geschenke anderer Art werden unter dem Namen Chalat verstanden, wie es z. B. nichts Seltenes ist, daß mit Edelsteinen ausgelegte Dolche und Säbel der betreffenden Person übergeben werden. Selbst die Erhöhung der Besoldung wird mit demselben Worte bezeichnet, mit dem schließlich auch der Sinn von Leichentuch verbunden ist. Diese beschriebene Investitur ist alten Ursprunges und eine ächt morgenländische Sitte. Unter den Abbassiden-Chalifen bestand sie in dem Geschenk eines Kaftan-Ehrenkleides und eines Turbans, Schwertes, Ringes, Sonnenschirmes sowie eines Maulthierfußes mit einem Hufeisen aus schwerem Golde.

Eine andere Art von Belohnung, welche verdienten Beamten zu theil wird, besteht in einer Standeserhöhung durch die Ernennung zu einem Chan. Das dem Eigennamen des Betreffenden nachgesetzte Wort Chan verleiht demselben die Bedeutung unseres Adels. Auch ein königlicher Prinz, ja selbst ein Wesir hat die Berechtigung diesen Titel an geeignete Personen, Diener nicht ausgeschlossen, zu verleihen. Während Mirsa Ali so viel als unser deutsches „Herr Ali“ ausdrückt, wird der Mirsa Ali Chan zu einem „Herrn von Ali“. Ich

kenne einige in Europa weilende Perser, welche sich dieser fränkischen Umschreibung ihres Chan-Titels bedienen.

Die Auszeichnung des Chalat und der Ernennung zum Chan erstreckt sich nicht nur auf die Eingeborenen im Lande, sondern auch auf Europäer, welche in persischen Diensten stehen und sich in ihrem Amte bewährt haben. Unter den Ehrenbezeugungen, welche sonst Europäern erwiesen werden, verdienen die den Vertretern der europäischen Mächte in Teheran dargebrachten Auszeichnungen eine besondere Stelle. Sie betreffen das sogenannte Istakbal oder die feierliche Einholung.

Von jeher war es im Lande der Sonne alter Brauch und strenge Sitte, in- und ausländische Würdenträger, welche von auswärts her sich den Grenzen des iranischen Reiches und später der Residenz des Schah näherten, durch einen solennen Empfang an der Grenze und vor ihrem Einzug in die Hauptstadt zu ehren und im Namen der iranischen Majestät zu begrüßen. Einem ankommenden fremden Gesandten werden nach dem festgesetzten Ceremoniell bis an die Grenze des Landes zunächst zwei Beamte entgegengesendet, von denen der eine im königlichen Auftrage, der andere im Namen der Ortsbehörden seine Wünsche darbringt und seine Dienste zu Gebote stellt. Den beiden Mehmandars, wie sie in der persischen Sprache heißen, fällt die Aufgabe zu dem Vertreter der ausländischen Macht bei seiner Ankunft ein bequemes Obdach auf der Reise nach Teheran zu verschaffen, für die nothwendigen Lebensmittel Sorge zu tragen und die nöthigen Pferde und Maulthiere zum Reiten und zum Transport des Gepäckes in Bereitschaft zu halten. Dem königlichen Mehmandar liegt außerdem die Pflicht ob, die genaue Ausführung der üblichen Ehrenbezeigungen zu überwachen und für das sichere Geleit die Bürgschaft zu übernehmen.

Sobald der neue Gesandte (Ssefir-kebir), oder der außer-

ordentliche Gesandte (Eltschi=machsus), oder der bevollmächtigte Minister (Wesir=muchtar) in die Nähe von Teheran gekommen ist, nimmt er seinen Aufenthalt in einem geeigneten Nachtquartiere, das in einem der königlichen Lustschlösser oder in einer gutgelegenen Privatbesitzung für ihn zubereitet ist. Am nächsten Morgen findet der eigentliche große Istakbal statt.

Der Gesandte und seine Begleiter höheren Ranges setzen sich in voller Uniform und zu Pferde in Bewegung und steigen etwa in halbstündiger Entfernung von der Residenz vor einem Zelte oder vor dem Gebäude am Hippodrom ab, um im Innern desselben von zwei abgesandten Würdenträgern im Namen des Königs und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ob seiner glücklichen Ankunft bewillkommet zu werden. Der Polizeidirector (Kalenter) der Stadt und die Vorsteher der einzelnen Viertel der Residenz schließen ihre Glückwünsche an. Sobald die Ceremonie beendigt ist, in Gegenwart einer zahlreichen Menge begleitender Personen und Diener, besteigt der Gesandte ein kostbar geschirrtes Pferd aus dem königlichen Marstall und ein imposanter Zug setzt sich langsam in Bewegung, vorauf drei Hofstallbedienstete, welche je ein Pferd (Jedek) am Zügel führen. Sobald das Stadtthor erreicht worden ist, gehen fünf königliche Läufer (Schatir) in ihrer rothen Tracht, sowie eine Anzahl von Hofbedienten (Ferrasch Schahi) vor dem Gesandten einher und begleiten ihn bis zur Ankunft vor seiner Wohnung innerhalb der Stadt. Zwei Rotten persischer Infanteristen nebst ihrer Musikbande sind so aufgestellt, daß sich die eine am Stadtthore, die andere am gesandtschaftlichen Gebäude befindet, um die militärischen Ehrenbezeugungen zu erweisen.

Am dritten Tage nach der Ankunft wird auf Befehl des Königs die Stunde der feierlichen Audienz angesetzt. Ein Beamter (Naïb) des Oberceremonienmeisters (Ischik Agassi Baschi)

begiebt sich nach dem Hause der Legation und erklärt in persischer Sprache, daß Seine Majestät bereit sei, den neu ernannten Vertreter zu empfangen. Man setzt sich wieder auf das Pferd und der feierliche Zug bewegt sich durch die Straßen Teherans in der Richtung nach der Hofburg. Fünf Läufer, zehn Ferraschen und zehn Jassaul vom königlichen Hofe begleiten den fremden Wesir und die Beamten desselben bis zu ihrem Eintreffen vor dem königlichen Empfangsgebäude im Kischik-chane. Man steigt ab, der Oberceremonienmeister und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten nebst anderen Würdenträgern aus dem Militär- und Civilstande, sämmtlich mit ihren Staatsuniformen bekleidet, drücken dem neuen Ankömmling ihre Glückwünsche aus und die Bewirthung, Thee, Süßigkeiten und Kalian, wird nach ächt iranischer Sitte ausgeführt.

Nachdem den Pflichten der Gastfreundschaft Rechnung getragen worden ist, begleiten der Oberceremonienmeister und der Wesir der auswärtigen Angelegenheiten den europäischen Minister und die zu ihm gehörigen Herren (mit Ausschluß der Dienerschaft, welcher das Betreten der Schloßhöfe untersagt ist) nach demjenigen in der Nähe gelegenen Theile der Königsburg, in welchem der Schah die Audienzen zu ertheilen pflegt. Bevor die frängischen Ankömmlinge den Fuß in das Zimmer setzen, in welchem sich Seine Majestät befindet, müssen sie sich dreimal an verschiedenen Stellen des Vorraums im Hofe verneigen, worauf der Oberceremonienmeister in einer bestimmten Entfernung von dem Fenster, in dessen Nähe der Schahynschah aufrecht steht, seinen mit Diamanten und Edelsteinen besetzten Stab auf das Pflaster des Erdenbodens stößt und dazu mit lauter Stimme die Worte spricht: „Der und der Gesandte hat für Seine Majestät den Schahynschah ein Schreiben seines Souveräns gebracht.“

Auf ein gegebenes Zeichen erfolgt der Eintritt in das Treppenhaus und in den eigentlichen Empfangsraum. Die alte Sitte, die rothen Zeugstiefel oder an Stelle derselben die Ueberschuhe abzulegen, bevor das Zimmer betreten wird, hat auf Befehl des Königs europäischen, modernen Anschauungen Platz gemacht und die strenge Vorschrift ist in Wegfall gekommen.

Der Gesandte legt das Schreiben seines kaiserlichen oder königlichen Herrn unmittelbar in die Hände des Schah, der dasselbe darauf seinem Wesir der auswärtigen Angelegenheiten übergiebt. Das Schreiben selber soll von einem Legations-Secretär auf einer goldenen Schüssel von der Wohnung des Gesandten bis zum Palaste des Schah getragen werden und auf der goldenen Unterlage bis zu dem Augenblicke verbleiben, in welchem der fremde Vertreter dasselbe überreicht. Sitzt die iranische Majestät auf einem Sessel, so wird ein solcher dem frängischen Gesandten gleichfalls zur Verfügung gestellt. Die übrigen Herren der Missionen bleiben dagegen stehen. Nach Beendigung der Audienz begleiten dieselben Personen, von denen bei der Abholung die Rede war, den Gesandten in seine Behausung zurück. Wie ich schon bemerkt habe, muß nach altem Brauche der erste Antrittsbesuch zu Pferde stattfinden, wobei die kostbarstgeschirrten Thiere aus dem Marstall zur Verfügung gestellt werden. Die Rückkehr wird in derselben Weise vollzogen und ein möglichst großes Gepränge dabei entfaltet.

Der Istakbal, wie ich ihn eben beschrieben habe, hat etwas ungemein Feierliches und seine Ausführung nach einem streng bestimmten Ceremoniell macht auf den Beschauer einen merkwürdigen Eindruck. Er ist das höchste Muster der persischen Höflichkeit königlichen Abgesandten gegenüber und ein Stück altiranischen Lebens spiegelt sich in ihm wieder.

Wie der Schah seinerseits als Vater seines Volks seine Kinder und Unterthanen durch häufige Geschenke und Ehrengaben zu erfreuen pflegt, so ist es andererseits ein patriarchalischer Zug der Bevölkerung, freiwillig bei passender Gelegenheit und besonders bei glücklichen Ereignissen, dem Landesvater ein größeres oder kleineres Geschenk als Ausdruck ihrer Theilnahme darzubieten und die iranische Majestät verweigert niemals die Annahme eines derartigen wohlgemeinten Pischkeschs, wie z. B. bei den Besuchen, welche sie von Zeit zu Zeit ihren Wesirs und hohen Würdenträgern zu machen pflegt. Eine solche Auszeichnung wird von denselben billigerweise als die höchste Ehre betrachtet und ein Jeder wetteifert mit dem Andern, um nach allen Richtungen hin sich als liebenswürdiger Wirth zu bezeigen.

Nachdem der König vor dem Hause desselben abgestiegen ist, begiebt er sich auf den ausgebreiteten bunten Teppichen bis zu dem festlich hergerichteten Empfangszimmer oder nach dem Königszelte in dem Garten des Hauses und geruht hierselbst ein Mahl einzunehmen, während für seine Begleiter, — und die Zahl derselben beläuft sich bis auf zweihundert, — abseits das Essen hergerichtet wird. Persische Militärmusik spielt dabei heitere Weisen auf, die durch die iranische Nationalhymne eingeleitet werden. Der hocherfreute und hochgeehrte Wirth folgt gern der alten guten Sitte, seinen Dank durch ein passendes Geschenk an werthvollen Schals und selbst an Gold zu bezeugen, ohne daß Jemand im mindesten daran einen Anstoß finden würde. Es liegt in diesen und ähnlichen Gebräuchen, die uns Europäern fremdartig erscheinen mögen, ein herzlicher Zug verborgen, der altiranisches Erbtheil ist und das Verhältniß zwischen dem König und den Landeskindern am besten charakterisirt.

Wie im ganzen übrigen Orient, so hat sich auch in Iran die Verwaltung und die Regierung jenen Formen anbequemen

müssen, welche in Frängistan seit lange bestehen, um die staatliche Ordnung in ihren Grundvesten zu erhalten. Hierzu gehört in erster Linie die Bildung eines Staatsrathes, unter dem Vorsitze des Schah, und die Einrichtung von Ministerien nach europäischem Muster, an deren Spitze ein Minister oder Wesir als Leiter und Führer gestellt ist. Das Ministerium des Innern und der Finanzen, mit einem Mustofi-el-memalek oder „Controleur der Königreiche“ als Wesir, der gegenwärtig zugleich als erster Minister gilt, die Ministerien des Krieges, der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz und des Unterrichtswesens bilden die Grundlagen der Verwaltung, während die Ministerien der Zölle, der Staatsdomänen, der Münze, des Handels, der Bergwerke, der Telegraphen, des Postwesens, der Presse, der Künste und Handwerke und der Kirchengüter als besondere Unterabtheilungen der Hauptministerien oder als Nebenministerien betrachtet werden.

Wie in den europäischen Staaten so entwickelt auch in Iran das Ministerium des Krieges eine besondere Thätigkeit, um auf der Höhe seiner Aufgabe zu bleiben und ein wohlgeschultes Heer zu unterhalten. Die persische Armee (Kaschun), welche vollzählig aus 150,000 Mann besteht, ist aus dem stehenden Heere (Nisam) — eine Reserve (Redif) kennt man nicht —, im ganzen 80,000 Mann zählend, und aus 70,000 Mann Tscherik, d. h. irregulärer Reiter und Landesmilizen zusammengesetzt. Man rechnet dabei 27 Bataillone Infanterie. 2500 Pferde und 8000 Mann Artillerie mit 200 Kanonen. Die Ausbildung der regelmäßigen Armee beruht auf europäischen Vorbildern und ist im Laufe der letzten fünfzig Jahre von englischen, französischen, östreichischen und russischen Instructeuren geleitet worden. Die Uniformen wurden europäischen Mustern angepaßt. Für die Garden ist eine hellrothe Farbe der Waffenröcke beliebt. Zur Bezeichnung der Truppen und ihrer Unter-

abtheilungen, sowie der verschiedenen Grade der Vorgesetzten, sind meistens die älteren persischen Namen geblieben und nur für früher unbekannte Stellungen innerhalb der Armee die entsprechenden europäischen Worte beliebt, wie z. B. Adschudan einen Adjutanten und Musikantschi ein Mitglied der militärischen Kapelle anzeigt. Die persischen Namen erinnern theilweis an das alte Decimalsystem der früheren Epochen, wie z. B. Tuman d. h. „Zehntausend" für ein Armeecorps und Deh-Baschi d. h. „Kopf von Zehn" für den Gefreiten, theils beruhen sie auf Benennungen späterer Zeiten. Der Emir-Nisam oder Ssipah-ßalar entspricht unserem Feldmarschall, der Emir-Tuman dem General-Lieutenant, Ssertib dem General, Sserheng dem Oberst, Jawer dem Major, Ssultan dem Hauptmann, Naïb dem Lieutenant, Beg-sade oder Wekil dem Unteroffizier, Deh-Baschi dem Gefreiten und Sserbas dem gemeinen Soldaten zu Fuß. Der Name des Infanteristen, Sserbas, hat wörtlich die Bedeutung Eines, der um seinen Kopf spielt, ähnlich wie in der türkischen Sprache die Bezeichnung Baschibosuk auf Jemand bezogen wird, dessen Kopf verdreht ist und der infolgedessen die größten Tollkühnheiten begeht. Die Eintheilung der Infanterie geschieht nach Fodsch oder Bataillonen, die der Reiterei nach Deste (d. h. „Hand") oder Schwadronen. Die eigentliche Stärke der persischen Armee dürfte selbst noch gegenwärtig in dem Tscherik oder der aus den Nomaden gebildeten irregulären Truppe zu suchen sein, deren Mitglieder in den wildesten Gebirgsthälern geboren und aufgewachsen sind und auf den nackten Pferderücken die schwierigsten Bewegungen ausführen. In den Kriegen gegen die Osmanen an der persisch-türkischen Grenze und in den berüchtigten Kämpfen gegen die Turkmenen an der nordöstlichen Ecke des iranischen Reiches waren es die Nomadenreiter der Luri oder Lori, der Bachtiaren, Kurden und anderer Stämme, welche den wiederholten Angriffen und

Einfällen der Feinde den kräftigsten Widerstand entgegensetzten und die bedrohten Gebiete schützten. Bald nur mit dem Gewehr und Jatagan bewaffnet wie die überaus tapferen Schahßewen, bald lanzenkundiges Volk wie die Kurden, sind sie in den schlimmsten Zeiten der Geschichte Irans die eigentlichen Wächter der Grenzen gewesen. Auch im Gefolge des Schah befinden sich gewisse Abtheilungen der irregulären Kavallerie, welche die Bezeichnung der königlichen Leibwache der Bergreiter führen und zu den erwähnten Stämmen gehören. Die sogenannte Diwan-Kavallerie, welche aus 2120 Reitern zusammengesetzt ist, wird gleichfalls aus den Ilat-Stämmen herbeigezogen. Es sind dies die Dawiden (500 Pferde), Aefschar (500), Chodschewend (500), Awßanlu (200), Hudawend (150), Karatschurlu (100) und die bereits früher von mir erwähnten Karassuran (170), welche der Regierung ihre Dienste in und außerhalb der Residenz zu leisten haben. Man sieht sie häufig in Stadt und Land und so wilde Gesellen sie ihrem Aeußeren nach zu sein scheinen, so wenig ist Grund dazu vorhanden ihre Ergebenheit, Zuverlässigkeit und ihre Unterstützung im Falle der Noth zu bezweifeln.

Zu den neusten Einrichtungen, welche nach frängischen Vorbildern geschaffen worden sind, gehört die Einführung eines wohlgeordneten Polizeiwesens (Poliß), an deren Spitze ein Europäer als leitender Director steht. Die Organisation derselben, unabhängig von dem Gemeindewesen und der Marktpolizei, ward auf Befehl des Königs nach dem Muster der Berliner und Wiener Schutzmannschaft durchgeführt, welche für die öffentliche Sicherheit und Ruhe in der Residenz zu sorgen hat und den Verkehr in den Straßen und auf den Plätzen innerhalb der Stadt überwacht. Der prinzliche Kriegsminister, in seiner Eigenschaft als Gouverneur von Teheran, bildet die oberste Behörde in dieser Abtheilung der Verwaltung. Es muß zugestanden werden, daß trotz ihres verhältnißmäßigen jungen

Bestehens die Polizei sich durch ihre nützlichen Dienste ausgezeichnet hat. Das Gefühl der Sicherheit in Teheran hat infolge ihrer Wachsamkeit zugenommen, denn die unsauberen Elemente, welche sich gelegentlich bemerkbar machten und durch räuberische Anfälle, Diebstähle und Einbrüche die Bevölkerung beunruhigten, sind allmählich aus der Hauptstadt entfernt worden oder sitzen unter Schloß und Riegel.





Aus vergangenen Zeiten.

Es ist eine rühmenswerthe Eigenschaft der ächten Söhne Irans, ihr Vaterland auf das innigste zu lieben und im Hinblick auf die Größe und Bedeutung seiner geschichtlichen Vergangenheit einen selbstbewußten Stolz zu empfinden, den sie unter sich und selbst dem Europäer gegenüber niemals verleugnen.

Sind auch die historischen Gestalten, welche von den Zeiten des zehnten Jahrhunderts an in den Meisterwerken ihrer ältesten und hervorragendsten Dichter und Schriftsteller in den Vordergrund der Schilderungen treten, durch den bestrickenden Einfluß der in dichterischer Form überlieferten Sage getrübt, erscheinen selbst die wohlbekannten Könige aus dem Hause des Kyros nur wie verwischte und verschwommene Erinnerungen an eine glänzende Vorzeit Persiens, werden auch die Namen, Thaten und zeitlichen Epochen in heilloser Verwirrung durcheinander geworfen, so dient durch das Labyrinth der mythischen Geschichte und des geschichtlichen Mythos dennoch ein einziger und fester rother Faden als Führer und Leiter bis zu den ältesten Quellen des historischen Bewußtseins: die tausendjährige Ueberlieferung

von eingewanderten iranischen Stämmen und Familien, die unter berühmten, durch ihre Stärke ausgezeichneten Königen und Helden zunächst das an der Südküste des Kaspischen Meeres gelegene Land eroberten und nach fortdauernden Kämpfen gegen die wilden Ureinwohner die übrigen Theile des Landes der Sonne ihrem Scepter unterwarfen.

In jenen Zeiten, für welche man vergebens nach chronologischen Bestimmungen suchen dürfte, denn die Geschichte hat dafür das Gedächtniß längst verloren, hausten in der jetzigen Provinz Masenderan böse Diws, die in allerlei unheimlichen Gestalten das Land bevölkerten und noch gegenwärtig in der Erinnerung der Iranier fortleben. Ihre dämonischen Gebilde, — bald sind es Riesen oder Zwerge, bald affenartige Unholde und Teufelchen mit Hörnern auf dem Kopfe und mit langen Krallen an den Fingern, — dienen noch heutigen Tages den persischen Künstlern als Gegenstand für jene vorhistorischen Gemälde, welche die Thore der Städte, die Kuppeln und Gewölbe der Bazare, die oberen Wandseiten der Schlösser und Wohnhäuser, ja selbst die leeren Ränder handschriftlicher Werke zu schmücken pflegen. Der gewöhnliche Perser, welcher von der europäischen Kulturfeile unberührt geblieben ist, hat noch lange nicht den Glauben an die Gegenwart und die schädliche Macht der Diws verloren, die ihm seine lebhafte Phantasie als Kobolde und Gnomen ausmalt und deren Herrschaft mit dem Eintritt der nächtlichen Dunkelheit beginnt.

Die ausgedehnte Felsenkette des Elburs, welche die unwirthliche Hochebene Irak-Adschemis von den paradiesischen Küstenebenen des Gilan und Masenderans scheidet, jene steile Gebirgswelt mit ihrem Netze endloser Thäler, mit ihren versteckten Pässen und dem Reichthum ihrer Metallgruben, galt als ein heiliges Gebiet, auf dessen Höhen den Göttern Feuer-

altäre errichtet und nach altiranischer Sitte auflodernde Feueropfer dargebracht wurden.

Der sagenhafte König Huscheng, der erste, welchem die Diws unterthan waren, hatte den Gebrauch des Feuers gelehrt, das Schmelzen der Metalle erfunden und den Ackerbau mit Hilfe geschmiedeter Werkzeuge eingeführt. Seine Nachfolger fügten den Erfindungen und Entdeckungen neue hinzu, um die Bewohner des Landes an die Wohlthaten des gesitteten Kulturlebens zu gewöhnen. Die Zähmung der Hausthiere, das Jagen des Wildes, die Kenntniß der Schrift, die Baukunst und ähnliche dem Menschen dienende nützliche Kenntnisse fanden allmählich allgemeine Verbreitung. Die sagenhaften Berichte über jene ersten Träger der ältesten Kultur iranischer Herkunft erinnern lebhaft an verwandte Ueberlieferungen der Aegypter, Assyrer, Phönizier und anderer Völker des Alterthums, wonach die ältesten Könige ihres Landes zugleich die ersten Erfinder und Entdecker der auf Ackerbau, Jagd, Handwerk, Kunst und Wissenschaft bezüglichen Errungenschaft des Menschen gewesen sein sollten.

Der Königserbe des von Ahriman, dem Beherrscher der Diws, getödteten Tachmuraf führte nach den iranischen Ueberlieferungen den Namen Dschemschid. Noch heute verbinden die Perser mit demselben die Vorstellungen eines goldenen Zeitalters ihrer Geschichte und es würde Niemandem einfallen im Lande der Sonne an das wirkliche geschichtliche Dasein desselben zu zweifeln noch die ihm zugeschriebenen Einrichtungen oder angeblich von ihm hinterlassenen Werke und Denkmäler wegzuleugnen. Ich habe oftmals Gelegenheit gehabt mit gebildeten Persern über König Dschemschid und sein Zeitalter lehrreiche Gespräche zu führen und jedesmal die volle Ueberzeugung gewonnen, daß keiner unter meinen morgenländischen Freunden um die Zuverlässigkeit der Ueberlieferungen besorgt erschien. Der eine bezeichnete ihn mir als den Stifter des altpersischen

Sonnenjahres, dessen Anfang auf den Eintritt der Frühlings-nachtgleiche angesetzt ist und dessen Feier noch gegenwärtig all-jährlich durch das königliche Naurus-Fest begangen wird, der andere schwor Stein und Bein darauf, daß Dschemschid der Erbauer von Istachr oder Persepolis, in der Nähe von Schiras, gewesen sei und alle meine angeführten Gegengründe bis zu den Keilinschriften hin hatten keinen andern Erfolg als den landläufigen Glauben in erhöhtem Maße zu verstärken.

Nach der Meinung der Perser war Dschemschid ein glanz-voller König der Vorzeit, der in seinem paradiesischen Lande, weit größer als der jetzige Umfang Irans, in Macht und Pracht herrschte. Aber auch diesem Paradiese fehlte die Schlange nicht. Sohak, wie die Perser sie nennen, war ein dreiköpfiger Drache oder, nach einer andern Auffassung, ein Mann, aus dessen Schultern zwei Schlangen empor züngelten, die täglich mit Menschenhirn gefüttert werden mußten. Die heutigen Bewohner Irans lassen auf die Aechtheit des Scheusals Sohak nichts kommen und verbinden seinen Namen und sein Dasein mit dem Demawend, dem höchsten Gipfel des heiligen Elburs-Gebirges, der sich mehr als 18000 Fuß über dem Spiegel des Kaspi-Meeres erhebt und mit seinem schneebedeckten Kegel das weithin sichtbare Wahrzeichen der Teheraner Bevölkerung bleibt.

Der Riesenkegel, den ich im Jahre 1860 in Gesellschaft deutscher Landsleute zu besteigen Gelegenheit hatte, zeigt auf seiner höchsten Spitze einen zusammengestürzten Krater, dem die glänzende Schwefelkruste, mit welchem das Urgestein über-zogen ist, einen gelblich grünen Schimmer verleiht. Aus jeder Felsspalte schießen die reinsten Schwefelkrystalle heraus und die daran angesetzten Schnee- und Eisblumen leuchten in grünlichem Farbenglanze. Je näher dem Krater, um so mehr nimmt die Erdwärme unter den Füßen des Bergsteigers zu und ein auf-

fallender Schwefelgeruch macht sich bemerkbar. Auf der Nordostseite fällt der Kegel steil ab und zwischen den vorhandenen Aschelagern und den Schwefelkrystallen tritt der rothe Trachyt zu Tage. Das Becken des Kraters, mit Schnee angefüllt, senkt sich auf etwa zwanzig bis dreißig Fuß in die Tiefe nieder. Die weiße Decke im Trichter leuchtet in blaugrüner Färbung, ob infolge des Widerscheins der aufgehäuften Schwefelstufen oder infolge irgendwelcher Einflüsse der Atmosphäre muß dahin gestellt bleiben. Eine unmittelbar unter dem Krater liegende Schwefelhöhle von etwa acht Fuß Länge und vier Fuß Tiefe ist breit genug, um darin aufrecht stehen zu können. Im Innern wie in der äußeren Umgebung derselben lagern Schwefelstufen von verschiedener Größe und Reinheit. Schwefeldämpfe steigen aus den Spalten und Rissen des Gesteines in der Höhle zu Tage. Die Wärme innerhalb des beschriebenen Raumes betrug zur Zeit der Ersteigung + 7 ° R., während draußen im Freien eine erstarrende Kälte herrschte.

Es kann nicht wunder nehmen, wenn eine erregte Phantasie in der warmen Höhle mit ihren Schwefeldämpfen und Schwefelkrusten ein Teufelsloch zu sehen glaubt, und in der That sind die Anwohner in den Dörfern Reina, Gerna, Ask und in dem iranischen „Warmbrunn" oder Abigerm am Fuße des Demawend darüber einig, daß es da oben nicht mit rechten Dingen zugehe und daß böse Diws im Bauche des Bergriesen rumoren. Sie stützen sich dabei nicht nur auf ihre eigenen Wahrnehmungen, sondern berufen sich auf das Zeugniß der glaubwürdigsten Schriftsteller im ganzen Lande Iran, welche den Aufenthalt verrufener Geister aus der Schaar der Diws im Demawend verbürgt haben.

Nach der Sage, die zuerst Firdußi mit dichterischer Phantasie aufgefaßt und bearbeitet hat, ist es ein ganz besonderer Diw, der oben beschriebene Sohak, ein Verbündeter des bösen

Ahriman, welcher im Leibe des Bergkolosses seine unfreiwillige Wohnung aufgeschlagen und bisweilen durch sein Gebrüll und sein Getose die Gläubigen in hellen Schrecken versetzt. Sohak, wie man wissen will, pries Arabiens Wüsten als seine Heimath. Mit dem Bösen hatte er einen Bund geschlossen, mit Satans Hilfe den eigenen Vater ermordet und sich die Krone Arabiens auf das semitische Haupt gedrückt. In Gestalt eines schönen Jünglings trat Satanas zu ihm heran, trat als Koch in seine Dienste und nährte ihn mit nie dagewesenen Blut-Speisen. Zum Dank für gute Atzung und sonstige bewiesene Anhänglichkeit gab Sohak dem hinterlistigen jungen Koch die Erlaubniß die königlichen Schultern zu küssen. Kaum hatte der Unheimliche von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht, so wuchsen zwei schwarze Schlangen aus den Schultern heraus. Keine ärztliche Hilfe vermochte den seltsamen Auswuchs zu beseitigen und es blieb nichts weiter übrig als auf Satanas Vorschlag einzugehen und die Schlangen mit Menschenhirn zu füttern.

Die Sage erzählt des weitern, Sohak habe den König Dschemschid, der zuletzt übermüthig geworden war, seines Lebens beraubt oder, nach anderer Ueberlieferung, ihn zur Flucht aus dem Lande genöthigt. Nur das Eine steht fest, Sohak nahm die Zügel der Regierung in die Hand und schmückte sich mit der Krone Dschemschids. Für das Land Iran begann damit eine tausendjährige Unglückszeit, denn täglich mußten zwei Menschen getödtet werden, um die Schlangen Seiner Majestät mit ihrem Hirn zu füttern.

Die frängischen Allwisser haben sich bemüht der Sage einen historischen Hintergrund abzugewinnen und sind deshalb der Ansicht, Sohak personificire die tyrannische Herrschaft semitisch-assyrischer Könige über Land und Volk von Iran. Gott weiß es am besten, muß man auch hier mit den Gläubigen sagen.

Zu den unglücklichsten Einwohnern im Lande der Sonne

gehörte damals ein braver Schmied Namens Kawe, der bereits sechzehn hoffnungsvolle Söhne als Schlangenfutter geliefert hatte und auf dem Punkte stand, auch den siebenzehnten dem Schlangenhunger zu opfern. Ein Aufruhr bricht aus und die Iranier erheben sich unter Kawes Führung gegen den Tyrannen Sohak. Der Schmied steckt sein Schurzfell auf eine Stange und unter diesem ledernen Banner zieht das ergrimmte iranische Volksheer gegen seine Peiniger zu Felde. Kawe steht aber nicht allein. Ein Abkömmling Dschemschids, welcher sich mit Mühe und Noth den Nachstellungen Sohaks entzogen hatte, tritt ihm als Beistand zur Seite. Es ist der Heldenjüngling Feridun vom Dorf der Schmiede am Demawend, der mit einer Stierkopfkeule bewaffnet und in allerlei Zauberkünste wohl eingeweiht, den Kampf mit Sohak, dem Nationalfeind, aufnimmt. Das Glück ist ihm hold, denn Sohak kommt in seine Gewalt, wird aber nicht getödtet, sondern auf den Befehl des Engel Sarusch fesselt ihn Held Feridun in einer dunklen Höhle im Demawend an die Felswand. Sein gelegentliches Brüllen erschreckt noch heute die Anwohner des Demawend und wenn er seine Fesseln schüttelt, so bebt der Berg und die Erde beginnt zu zittern.

Wie der bekannte englische Reisende Morier als Augenzeuge es erzählt, wurde in der am Fuße des Berges gelegenen gleichnamigen Stadt Demawend zur Zeit seines Besuches, am letzten Tage des Monats August, ein besonderes Fest gefeiert, um das Gedächtniß an Sohak und sein Ende in der Erinnerung zu erhalten. An demselben Tage fand ein wildes Reiten der Stadtbewohner auf Pferden und Maulthieren statt. Vom Morgen bis zum Abend hin tummelte man sich auf den gehetzten Thieren herum und zündete in der darauf folgenden Nacht auf allen Häusern des Ortes Freudenfeuer an, um den Sieg des jungen Helden (Feridun), welcher den König Sohak erschlagen und

auf der Höhe des Demawend als Zeichen der glücklich vollbrachten That gleichfalls ein Freudenfeuer abgebrannt hatte, in herkömmlicher Weise zu verewigen.

Wie die gelehrten Forscher es längst bemerkt haben, sind der Schmied mit seinem Schurzfell, der Drache und der junge Held typische Gestalten in den ältesten Sagenkreisen vieler Völker und selbst in mancher deutschen kehrt das altiranische Trio mit durchsichtigster Familienähnlichkeit wieder.

Jung Feridun wurde hernach König der ganzen Welt und herrschte in Ruhe und Frieden über die Völker der Erde. Die Erinnerungen an seinen Namen und seine Thaten knüpfen sich noch gegenwärtig in den Königreichen Irans an die Gegenden in der Nähe des Demawend. Die Städte Amul, Sari, Astrabad und ihre Umgebung in den kaspischen Landschaften der Provinzen Masenderan und Taberistan sind voller Sagen, die sich auf Feridun und seine Söhne beziehen und gewöhnlich an alten Schlössern und Thürmen haften. Die beredte Zunge der Anwohner weiß Wundergeschichten davon zu erzählen, in denen der Name Feridun den Brennpunkt der fabelhaften Geschichten bildet. Die Schmiede von Isfahan lieben es noch in unserer Zeit, Waffen anzufertigen, welchen die feridunische Armatur als Modell dient. Selbst die Keule des Helden mit dem gehörnten Stierkopf darauf und das Schurzfellbanner Kawes, welches im Jahre 636 nach Christi Geburt in der Schlacht bei Kedesia den siegreichen Arabern in die Hände fiel, finden Besteller und Abnehmer in dem Bazar der Schmiede von Isfahan.

Obgleich nach allen Andeutungen geschichtlicher Art die Sage dem Retter des Vaterlandes vor dem semitischen Joche vom Westen her eine Art von Weltherrschaft zuschreibt, hat es dennoch den Anschein als ob sein Reich nur auf den kleinen schmalen Landbesitz an der Südküste des kaspischen Sees beschränkt war.

Nicht einmal an den Umfang des heutigen Iran kann bei seinem Weltreiche gedacht werden. Aber die Sage darf sich vieles erlauben, was dem Griffel der Geschichte versagt ist, wenn sie auch unter ihrem Nebelschleier einen Kern historischer Wahrheit verhüllt. Der Sänger ist der treue Hüter der Sage, deren Fäden er mit dichterischer Freiheit zu einem blumenreichen Teppich verwebt, der Geschichtsschreiber der wißbegierige Kunstverständige, welcher die Fäden behutsam auflöst und das Gleichartige dem Gleichartigen zugesellt.

Feridun hatte die Welt unter seine Söhne getheilt, aber die feindlichen Brüder hielten keinen Frieden und Mord und Blutrache führte zu unheilvollen Kriegen. Das von Taberistan westlich gelegene Land Baktriana, mit der Hauptstadt Balch, bildet plötzlich den Mittelpunkt der iranischen Heldensage, deren Gegenstand, unaufhörliche Kämpfe gegen Turan, dem unsterblichen Verfasser des Schahname oder des Königsbuches den Stoff zu seinen Gesängen liefert.

Von den ältesten Epochen an bis in die neuesten Zeiten hinein erstanden den Persern an den nordöstlichen Grenzen ihres Reiches in den Bewohnern der großen weiten Ebene, welche sich auf der Morgenseite des kaspischen Meeres ausdehnt, gegen Iran erbitterte, unversöhnliche Feinde. Sie sind heute zur Ruhe gebracht, seitdem die Heere des weißen Czaren auf ihrem Siegesmarsche in der Richtung nach Osten die unwirthlichen Steppen durcheilt haben und der russische Doppelaar auf der Zinne der Stadt Merw seine Schwingen ausbreitet. Von Buchara durch das Stromgebiet des Amu-Derja getrennt, ist das ungeheure Gebiet zu einem russischem Gouvernement erhoben. Von Michailow bis nach Merw zieht sich sogar ein Schienenweg durch die Steppen des transkaspischen Gebietes, dessen Bewohner, die berüchtigten Turkmenen (Turkmen), gegenwärtig friedlich gesinnte Unterthanen der russischen Krone ge-

worden sind. Unter Zelten lebend und die weiten Steppen ihrer Heimath zu Pferde durchwandernd, waren sie von jeher dem persischen Reiche gefährliche Nachbarn geworden, wenn auch ein Theil derselben, an den Grenzen in der Nähe von Asterabad, als persische Unterthanen geduldet werden. Die Kriege, welche bis in die Zeiten des gegenwärtig regierenden Schah die Perser mit ausländischen Nachbarn zu führen hatten, waren fast ohne Ausnahme gegen turkmenische Stämme gerichtet, deren räuberischen Anfällen regelmäßig und in erster Linie die Pilgerkarawanen nach der „heiligen Stadt" Meschhed ausgesetzt waren. Die Wallfahrer, welche von Asterabad ihren Weg auf dem iranischen Gebiete längs der turkmenischen Grenze zu nehmen pflegten, sahen sich von den kriegerischen wilden Reitern unversehens angegriffen, nach kurzem Widerstande überwältigt, ihrer Habe beraubt und in die Gefangenschaft geschleppt, die einen, um als Hirten, Ackerbauer, Handwerker oder Diener den turkmenischen Herren harte Dienste zu leisten, die anderen, um von Merw aus nach Chiwa und Buchara als Sklaven verkauft zu werden. Selbst Europäer, welche gelegentlich von turkmenischen Reitern auf einer Reise nach Meschhed abgefangen wurden, mußten das harte Schicksal der Gefangenschaft und der Sklaverei mit den persischen Unterthanen theilen. Nur gegen ein schweres Lösegeld konnten die Turkmenen veranlaßt werden, ihnen die Freiheit wieder zu schenken. Ich habe einen Franzosen gekannt, der jahrelang in dem elendesten Zustande in Merw sein Dasein verbrachte und die größten Demüthigungen seitens seines Herrn zu erdulden hatte. Auf Befehl desselben mußte er zur höchsten Belustigung der versammelten Gäste europäische Tänze aufführen. Bereits früher habe ich die Thatsache erwähnt, daß nach Eroberung der Stadt Merw die Russen nicht weniger als dreißigtausend Gefangene erlösten und auf eigene Kosten nach Teheran zurücksandten.

So ungeberdige Gesellen die Turkmenen auf dem Boden ihrer Väter gewesen sind, so wenig Eigenschaften sie zu besitzen schienen sich europäischen Sitten und Gewohnheiten anzubequemen und sich an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, so sehr hat die spätere Erfahrung gelehrt, daß im Gegentheil die modernen Turanier die nothwendigen Neigungen und Anlagen besitzen, sich in kürzester Zeit mit europäischem Wesen zu befreunden. Wie die Tataren werden sie ebenso treue und vortreffliche Diener und selbst die Petersburger Hôtels verschmähen es durchaus nicht, ihr Personal durch die gefügigen Söhne der Steppe zu vermehren. Der russischen Regierung ist es gelungen aus turkmenischen Reitern Kavallerie-Regimenter zu formiren, die in Bezug auf Disciplin und Tapferkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

In ihrer Heimath bilden sie drei Völkerschaften oder Horden, die aus Stämmen und Familien bestehen und deren Zahl nach den vorhandenen Feuerstellen berechnet wird. Die erwähnten drei Horden führen die Namen Jamut oder Jamud, Goklan und Tekeh. Zu den Jamut, welche ihre Zelte an der Südostecke des Kaspi-Meeres aufgeschlagen haben, zählen die Stämme der Dschafar-Boï, mit einer Hauptverzweigung in die Jar-Ali und Nur-Ali, der Ugurdschali mit der Doppellinie der Aq und Ataboï, der Ilqaï oder Elqaï, der Dudschi und der Das, Badraq, Qanioqemas, Eïmir, Kutschik, Salach, Qarawieh, Bálak, Ata und Mahdum. Die Goklan zerfallen in die beiden Hauptstämme der Duburqa und Halqe-daghli mit ihren einzelnen Familien, und die Tekeh desgleichen in zwei Hauptlinien mit vier und dreißig Familien.

Die Bezeichnungen der einzelnen Horden, Stämme und Familien, wie sie in diesem Auszuge vorliegen, haben einen barbarischen Klang und die Namen erinnern sofort an die Laute und Worte der türkischen Sprache. In der That stellt

das Turkmenische eine besondere, vielleicht die älteste Gestalt des Türkischen in seiner Unvermischtheit mit arabischen und persischen Zuthaten dar. Die Geschichte bestätigt außerdem den Zusammenhang zwischen den Türken und den Turkmenen in der unwiderleglichsten Weise. Bereits zwei hundert Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung hatten türkische Stämme im Westen von China bereits ein großes und mächtiges Reich gegründet. Nach der Auflösung desselben zogen sie nach Westen, erschienen in der Mitte unseres siebenten Jahrhunderts am Aral-See, dehnten ihre Wanderungen bis zur Wolga aus und verbreiteten sich bereits im zwölften Jahrhundert an den östlichen und westlichen Rändern des kaspischen Meeres. Im sechzehnten Säculum hatten sie unter dem Namen der Usbeken China, Buchara und Balch in Besitz genommen. Unaufhaltsam folgen sie dem Zuge nach Westen, erscheinen überall, wo sie auftreten, als wilde Reiterhorden, als Nomaden, die auf Eroberung ausgehen und dem Leben des ansässigen Ackerbauers abhold sind. Ihre Masse und ihr Vorstoß überwältigt alle Schwierigkeiten, die ihnen in den Weg gelegt werden. Was die Griechen unter dem Namen der Scythen verstanden, ein wildes ungezügeltes Nomadenvolk, das begriff das Mittelalter unter dem Namen der Türken.

Die allen Stämmen gemeinsame Sprache verweist die Träger derselben in die Familie der Turanier, im Gegensatz zu den Familien der Semiten und Arier. Unter den Ariern waren es die Iranier, welche den ersten Kampf mit den Eindringlingen auszukämpfen hatten und das allgemeine Feldgeschrei wurde zu einem hie Iran hie Turan. Auf der einen Seite stand der seßhafte Ackerbauer, der Träger des beginnenden Kulturlebens an festen Stätten, ihm gegenüber der unstäte Nomade auf seinem flüchtigen Rosse, der Erbfeind der ver-

edelnden Sitte und der Menschenwürde. Hier das Licht, dort die Finsterniß.

Noch unter den heutigen Bewohnern iranischen Ursprungs, mitten unter den eingewanderten türkischen und türkisch redenden Stämmen im Osten und Westen des Reiches, lebt die alte Erinnerung an den Kampf zwischen Iran und Turan. Firdußis unsterbliches Schahname hat dem Gedanken der Familienfeindschaft zwischen Iran und Turan eine unauslöschliche Erinnerung verliehen und die Gesänge des Dichters finden im Herzen des ächten Persers noch heute ihren begeisterten Wiederhall.

Die Dynastie der persischen Könige in Balch bildet für den Dichter den Anfang des Kampfes, welchen das Licht gegen die Finsterniß führt, Iran gegen Turan ausficht. Die Dynastie der Kianier, wie die modernen Perser sie bezeichnen, ist zugleich das erste Königshaus in der langen Geschichte Irans und „die Krone der Kianier“ ruht auch heute noch auf dem Haupte des persischen Schah. Mit aller Inbrunst des Glaubens hält der Sohn Irans die dichterischen Schilderungen der iranischen Könige in Balch und ihrer Helden in den Kriegen gegen die Turanier für die geschichtliche Wahrheit, denn die Sagen in den Liedern des Königsbuches sind allzu schön und herzerfreuend, um nicht für baare Münze hingenommen zu werden.

Kaï-Kobad erscheint als Stifter der Dynastie, ihm folgt Kaï-Kaus, der zeitgenössische König seines Helden Rustem, des elefantenleibigen Pehlewan. Nach jenem setzt Kaï-Chosru die Krone auf sein Haupt, Lohrasp ist dessen Thronerbe und der Vater Königs Gustasp, unter welchem der große Zoroaster erschien, um wie Moses den Kindern Israel dem Volke der Iranier das Licht des Glaubens zu verkünden.

Dem „paradisischen“ Dichter war es gleichgiltig, daß er die stolze Persepolis im Heimathslande des historischen Kyros und seiner Nachfolger als den Königssitz der Kianier ansah und

die Ereignisse und Thaten aus dem Leben eines Kyros, Kambyses und Darius, ja selbst eines Alexanders vom macedonischen Stamme auf seine Helden übertrug.

Kaï-Kaus, der Sohn Kobads, zieht gegen die Diws in Masenderan zu Felde. Das Land ist von wunderbarer Schönheit, aber der Fluch des Zaubers ruht auf ihm. Wilde Felsengebirge erschweren den Eingang, in den dichten Wäldern wohnt der Tiger und seine Sümpfe hauchen Tod und Krankheit aus. Und wo die Feen weilen, wie ein persisches Sprichwort behauptet, ist auch der Diw nicht fern. Kaï-Kaus hat das Unglück des Mißerfolgs, die Diws bemächtigen sich seiner und der Pehlewan Rustem, der persische Nationalheld, besteigt sein gutes Roß Reksch, um seinen Herrn und König aus schwerer Noth zu erlösen. Nach mancher Fährlichkeit und seltsamen Abenteuern, die er in den Felsenthälern und in der Ebene erlebt, führt er den gefangenen König nach Balch zurück. Während eines unglücklichen Kriegszuges, welchen Kaï-Kaus nach einer fernen Gegend im Westen unternimmt, greift Afrasiab, der Beherrscher der benachbarten Stämme Turans, Baktrien an und gelangt bis Merw, doch nur um von Rustem eine gewaltige Niederlage zu erleiden.

Kaï-Chosru, das Enkelkind Königs Kaï-Kaus, wird auf den Thron Irans erhoben. Seine Jugendgeschichte erinnert an ähnliche Begebenheit im Leben des Kyros. In einem Kriege gegen Turan überwindet er Afrasiab, den eigenen Großvater mütterlicherseits, an dessen Hofe sein vom Kaï-Kaus verbannter Vater eine gastliche Aufnahme gefunden hatte, erstürmt die Hauptstadt und den Palast, Iran und Turan schließen ein Friedensbündniß und König Kaï-Chosru verschwindet auf geheimnißvolle Weise, nachdem er die Krone der Kianier an Lohrasp abgetreten hat. Der Name des Feldherrn Bachtnasr, welcher die Länder jenseits des Euphrat dem neuen Könige

unterwirft, ruft das Gedächtniß des Königs Nebukadnezar wach. Unter Gustasps Regierung tritt Zoroaster als Stifter einer neuen, in den Büchern des Zend-Avesta niedergelegten Religion auf, die von Baktrien ausgehend unter den Iraniern sehr bald eine allgemeine Verbreitung findet. Firdußi läßt den König nach Rum, d. h. Griechenland, und nach Sicilien ziehen und dort mehrere Ungeheuer erlegen.

Ein neuer Krieg bricht zwischen Turan und Iran aus. Gustasp sendet den eigenen Sohn Isfendiar dem Erbfeind entgegen. Anfangs siegreich, ist er unvermögend der turanischen Macht auf die Dauer Widerstand zu leisten. Die Hauptstadt Baktra fällt in seine Hände und Zoroaster gehört zu den im Feuertempel ermordeten Iraniern. Isfendiar unternimmt einen Rachezug gegen den König von Turan, bleibt diesmal Sieger und hat die Genugthuung den König mit eigener Hand zu tödten.

So schwankt im Laufe der Geschichte unter den Herrschern vom Hause Kaï-Kobads das Zünglein an der Wage bald nach der Seite Irans, bald nach der Seite Turans. Es ist ein langer Streit, der zwischen beiden ausgefochten wird, nicht nur um den Besitz von Land und Volk, sondern vielmehr ein wechselvoller Kampf zwischen dem Lichte und der Finsterniß, zwischen Gesittung und Barbarei. Baktrien nach Westen hin vom Oxus begrenzt, erscheint in der iranischen Vorzeit wie eine Insel, an deren Gestaden die Wellen und Wogen der wilden See Turans anprallen, um sie wegzuschwemmen vom Boden der Erde. Ihre Grundvesten werden erschüttert, aber der arische Stamm schützt sie und die ältesten Helden des Lichtes und des Ritterthumes schützen das Eiland, dessen Feueraltäre der reinsten und edelsten Form des göttlichen Wesens geweiht sind.

Mit dem Könige Ardeschir, zubenannt Dirasdest d. i. „Langhand", fällt ein heller Strahl geschichtlicher Erinnerung in den Vorsaal der iranischen Königssage. Die Forscher haben

in ihm Artaxerxes I. wiedererkannt, denselben, welchem die Griechen den Beinamen Makrocheir, d. i. das persische Dirasdest, schenkten (464 vor Chr. Geb.). Ein später Sproß vom Geschlechte der historisch beglaubigten Achämeniden, erscheint der Name des Königs in der iranischen Ueberlieferung wie eine Brücke, welche aus dem Nebellande der Sage nach dem festen Boden der Weltgeschichte hinüberführt.

In großen und allgemeinen Zügen habe ich auf Grund der neusten Ansichten und Meinungen über die iranische Vorzeit den auf- und abwogenden Kampf zwischen Iran und Turan geschildert. Wahrheit und Dichtung sind in den persischen Sagen zu einem unauflöslichen Knoten verbunden, den zu entwirren es niemals gelingen wird. Der ächte Sohn Irans glaubt auch heute noch an die historische Treue der Sage und die Könige aus dem Hause der Kianier erscheinen ihm als geschichtliche Persönlichkeiten. Sie und ihre Pehlewane sammt den greulichen Diws in das Reich der mythischen Vorzeit versetzen ist ihm gleichbedeutend mit einer Kränkung seiner patriotischen Gefühle. Nach wie vor schmücken die Kämpfe der Kianier und ihrer Helden gegen die Diws die Thore der Städte, die Bögen und Kuppeln in den Bazaren und die Breitseiten an den Wänden der Paläste. Selbst den Bücherdeckeln und den lackirten Arbeiten aus Karton fehlen niemals Darstellungen in bunten Malereien, welche sich auf die Zeiten jener denkwürdigen Epoche beziehen.

Die Religion des Zoroaster (Zarathustra) oder, wie ihn die heutigen Perser zu bezeichnen pflegen, des Serduscht hat ihre letzten Spuren bis in die gegenwärtigen Zeiten hin erhalten und das heilige Feuer wird noch heutigen Tages von den spätesten Nachkommen der ehemaligen Feueranbeter als ein Symbol des ewigen, göttlichen Wesens auf den Feueraltären gezündet. Nach dem Uebertritt der größeren Masse der iranischen

Bevölkerung zum Islam wurden die der alten Lehre treugebliebenem Söhne Irans als Heiden verachtet und eine allgemeine Verfolgung der Geber, wie die Feueranbeter im Lande der Sonne bezeichnet werden, lichtete ihre Schaaren und nöthigte viele im Verlaufe der späteren Zeiten sich zum Islam zu bekehren. Die begütertsten unter ihnen zogen es jedoch vor dem Lande ihrer Väter den Rücken zu kehren und in dem unteren Stromgebiet des Indus und des „Fünfwassers“ des Pentschab eine neue Heimath zu suchen. Wie alle Perser durch ihre geistigen Anlagen ausgezeichnet, außerdem der europäischen Kultur im höchsten Maße zugänglich und in dem alten Glauben ihrer Vorfahren auferzogen, welcher die Wahrheit liebt und die Lüge haßt, haben die Parßi, unter welchem Namen sie in Indien allgemein bekannt sind und deren Zahl sich auf 150,000 Seelen beläuft, durch ihre Thätigkeit im Handelsverkehr eine ungewöhnliche Bedeutung erreicht. Von ihren im Lande der Sonne zurückgebliebenen Brüdern kann gleiches nicht behauptet werden. Sind sie auch unter der milden Regierung des gegenwärtigen Schah gegen jede Art der Verfolgung geschützt, so leben sie dennoch in einer gewissen Abgeschiedenheit von ihren mußlimischen Landsleuten (obgleich auch manche unter diesen im Stillen den alten Glauben bewahrt haben) und sind auf wenige, dem Weltverkehr entzogene Wohnplätze im Süden und Osten des Landes Iran beschränkt.

Die größte Zahl derselben, aus etwa fünf Tausend Köpfen bestehend, bewohnt „die Stadt des Lichtes“ Jesd, 1500 leben in Kirman und gegen ein Hundert oder wenig mehr haben ihre Heimathsstadt Teheran nicht verlassen. Unter ihrem Mobeds oder Priester stehend, führen sie ein zurückgezogenes Dasein und halten sich behutsam von der neugierigen Außenwelt zurück. Obgleich ich selber wiederholt die Gelegenheit hatte mit ihrem geistlichen Führer in Teheran in Verbindung zu treten, ja selbst

Einsicht in ihre heiligen Bücher zu erhalten, so habe ich dennoch wenig mehr als allgemein Bekanntes über den heutigen Kultus des Feuers im Innern ihrer Häuser erfahren können. Sie erfreuen sich des Rufes ehrlicher und unbescholtener Leute und genießen nach dieser Richtung hin unter dem gebildeten Theile der einheimischen Bevölkerung die größte Hochachtung. Ihre öffentlichen Feueraltäre, deren Abbildungen auf Denkmälern aus den Zeiten der Könige Sanherib und Sargon bereits in den deutlichsten Darstellungen vorliegen, sind den heutigen Persern unter der Bezeichnung Ateschgah wohlbekannt. Gewöhnlich nimmt man an, daß die zahlreichen im Lande der Sonne vorhandenen bald größeren, bald kleineren Hügel, die sogenannten Tepe, welche sich zu beiden Seiten der bedeutendsten Landstraßen bis in die weite Ferne hin ausbreiten, künstliche Höhen seien, auf denen einst Feueraltäre aufgerichtet waren. Es hält schwer darüber ins Klare zu kommen, so lange nicht durch Nachgrabungen und Untersuchungen an Ort und Stelle die Gelegenheit geboten wird, den Inhalt solcher Höhen genauer kennen zu lernen. Bei den Bewohnern des Landes herrschen aber gegen derartige Forschungen eigenthümliche Vorurtheile, die schwer zu überwinden sind, da man nicht einmal die nöthigen Arbeiter zur Eröffnung eines beliebigen Topa finden würde. Ein mir befreundeter Europäer, der seit mehr als dreißig Jahren in Persien ansässig ist, erreichte durch seinen Einfluß die Genehmigung zur Zerstörung eines Tepe, wobei ihm auf besonderen Befehl die erforderliche Anzahl von Arbeitern zu Gebote gestellt ward. Im Innern des Hügels, den er von der Mitte aus durchbrechen ließ, fanden sich die Reste eines palastähnlichen Baues aus den Zeiten der Sassaniden, oder vielleicht aus einer noch jüngeren Epoche der Geschichte Irans. Das Material bestand aus gebrannten Ziegeln, die nach der Außenseite hin mit buntfarbigen Faïencen bekleidet waren. Es gewinnt hiernach den Anschein

als ob die zahlreichen in Rede stehenden Tepe nichts weiter als Ruinenstätte verfallener Bauten sind, ähnlich den Tell oder Kum genannten Hügeln in den übrigen untergegangenen Kulturländern des Orients.

Entziehen sich die Ateschgah oder Feueraltäre in den Häusern der heutigen Geber den allzu neugierigen Blicken der Europäer, so fehlt andererseits nicht die Gelegenheit von der eigenthümlichen Art der Bestattung ihrer Leichen einen nichts weniger als angenehmen Einblick zu erlangen. Der Platz, auf welchem die Verstorbenen ihrer letzten Ruhestätte übergeben werden, ist ein hoher runder Thurm, auf dessen oberster Terrasse die nackten Leiber der Todten unter freiem Himmel offen zu Tage liegen. Geier, Adler und sonstige Raubvögel, an denen im Lande der Sonne kein Mangel ist, stürzen sich auf den menschlichen Leib los, zerreißen und zerfleischen die einzelnen Theile und Glieder desselben und hören mit ihrer entsetzlichen Arbeit erst auf, nachdem alles bis auf die weißen Knochen abgenagt worden ist. Die Gebeine werden in den hohlen Raum des Thurmes durch eine besondere Oeffnung hinein geworfen.

In der Nähe von Teheran ist es „der Thurm des Stillschweigens,“ welcher als Beinhaus für die Feueranbeter dient. Er steht auf der ausgedehnten Ruinenstätte von Reï, einer weltberühmten alten Stadt, in welcher nach den iranischen Ueberlieferungen die ersten Feueraltäre dem Gotte Auramazda-Ormuzd errichtet worden sein sollen.

Kein Reisender im Lande der Sonne, welcher sich als Ziel seiner Wanderung die Stadt des Chalifates gestellt hat, verläßt die Platanenstadt, ohne den Trümmern ihrer Vorgängerin Reï einen Besuch abgestattet zu haben.

Der Ausflug zu Pferde führt auf der vielbesuchten Straße nach dem Wallfahrtsorte und der heiligen Asylstadt Schah-sade Abd-ul-asim in der Richtung nach dem einsamen, von der El-

burskette abgetrennten Höhenzüge, der sich im Osten von Teheran in dunkelrothbrauner Färbung des Gesteins ausstreckt und an dessen Fuße sich der oben beschriebene Kegel mit dem königlichen Lustschlosse von Dauschan-Tepe erhebt. Der einstündige Ritt endet in der Nähe einer vorgeschobenen Felshöhe, etwa sechzig bis siebenzig Fuß über dem Niveau der Ebene. Schwer zugänglich dehnt sich auf seinem Kamme ein langes Mauerwerk aus dunklen Erdziegeln aus, welches die Anwohner der Umgegend mit dem Namen Kala-i-Reï oder „die Festung, Akropolis von Reï" bezeichnen. Sie beherrscht den Zugang zur Stadt von der Nordseite her und setzt sich in Gestalt eines langen Mauerringes fort, der einen niedriger gelegenen Felsstock krönt. In der Mitte der Mauer lag ohne Zweifel eines der Hauptthore der untergegangenen zerstörten Stadt, deren zahlreiche Ruinen die letzten Ueberreste alter Mauern, Häuserwände und Cisternen erkennen lassen. Die künstlich angelegten Wasserbehälter steigen in eine verhältnißmäßig große Tiefe nieder, stehen nach Art der modern persischen Kenats durch unterirdische gewölbte Kanäle mit einander in Verbindung, in welchen noch gegenwärtig das Wasser vom Gebirge her mit schneller Strömung dahinfließt. Der oben erwähnte Wallfahrtsort erhält noch heute sein Wasser aus den alten Kanälen des verschollenen Reï. Der ganze Boden, auf welchem sich einst „die erste unter den Städten" erhoben hatte, ist gegenwärtig mit einer Anzahl buntglasirter und rohgebrannter Scherbenstücke bedeckt, wie sie an allen Ruinenstätten des Orients dem Reisenden in die Augen fallen.

Die Spuren der alten Stadt lassen sich bis in das Innere des Pilgerortes Schahsade Abd-ul-asim verfolgen. Erstaunlich dicke Mauern von Erdziegeln, die etwa bis zur Hälfte ihrer ursprünglichen Höhe erhalten sind und straßenartig nebeneinander

fortlaufen, scheinen ehemals befestigte Plätze gebildet zu haben. Aus ihrer Mitte ragt ein runder, halb zerfallener Thurm empor, der aus gebrannten Ziegeln aufgeführt wurde und durch seine eigenthümliche Bauart auffällt. An allen Seiten des runden Körpers springen stachelartige Ecken hervor, so daß sein Querschnitt mit der Gestalt eines gezahnten Uhrrades verglichen werden könnte.

Die festungsartigen Mauern ziehen sich bis zum heutigen Stadtthore von Abd-ul-asim hin. Nach einem viertelstündigen Ritte durch den Ort selbst, setzen sich am entgegengesetzten Ende desselben, nach Osten zu gelegen, die letzten Reste von Alt-Reï in Gestalt von Trümmern ehemaliger Kastelle und Mauern fort, welche sich bis zu der nahe gelegenen Bergwand ausdehnen. Ehemalige Sculpturen auf einem Felsen in der Nähe der sogenannten „Quelle Alis", aus den Zeiten der Sassaniden, sind sammt Pehlewi-Inschriften so gut wie verschwunden. Feth-Ali Schah lies sie ausmeißeln und ihre Stelle durch die Bilder seiner eigenen Person, seiner Söhne und seiner Wesire ersetzen. Gott weiß, welche Gedanken ihn dazu verleitet hatten ein werthvolles Denkmal der älteren Geschichte Irans für immer zu vernichten.

Die von den heutigen Persern als Reï bezeichnete Stadtruine, deren Namen sie in adjectivischer Form die Gestalt Resi geben, hat in der Geschichte einen berühmten Klang. Denn es stand einst auf ihrem Gebiete eine der größten Städte Mediens, welche die Bibel bei der Geschichte des Tobias als Rages kennt und die klassischen Schriftsteller als Rhagä oder Rhagäa aufführen. Als Alexander der Große bei seiner Verfolgung des Darius von Ekbatana, der Vorgängerin des heutigen Hamadan, aufgebrochen war, erreichte er am 11. Tage seines Eilmarsches das medische Rhagä. Später in Europos und Arsacia umgetauft, ging in der Mitte unseres siebenten Jahrhunderts un-

serer Zeitrechnung nach dem Einfall der Araber in Persien die Stadt und der alte Glanz zu Grunde.

Unter der folgenden Herrschaft der Chalifen erstand der Ort Neu-Reï wie ein junger Phönix aus der Asche des alten. Der „siegreiche“ El-Mansur (754—775) ließ ihn durch seinen Sohn Mehdi wieder aufbauen und durch Doppelgräben, Umwallungen und Thürme zu einer Festung ersten Ranges erheben. Harun-er-raschid, der berühmte Chalif, erblickte im achten Jahrhundert in Reï das Licht der Welt. In der Mitte des neunten zerstörte ein Erdbeben die Stadt von Grund aus, aber bereits hundert Jahre darauf wird sie mit orientalischer Uebertreibung als die größte, wunderbarste und bevölkertste Stadt Ost-Persiens beschrieben. Nachdem sie im Jahre 1220 von den Mongolen zerstört und geplündert worden war, erlosch im XV. Jahrhundert aller Glanz, der sich bis dahin an ihren Namen geknüpft hatte.

Heute zu Tage ist Rhagä ein einsames Ruinenfeld, auf welchem der Tritt des Menschen einen unheimlichen Wiederhall giebt. Die Trümmer selber, welche über ihren Boden hin zerstreut liegen, zeigen keine Spuren ihrer vergangenen Schönheit, nur der gewaltige Umfang, welchen die letzten Reste ihrer ehemaligen Bauten einnehmen, lassen auf eine außerordentliche Größe ihres Gebietes schließen, auf welchem 700,000 Menschen sich angesiedelt hatten, als Dschengis-Chan mit seinen Mongolen die Stadt überfiel und zerstörte. Die Bauern der Umgegend, welche die gebrannten Erdziegel auf dem Trümmerfelde sammeln und den Bauherren in Teheran als Material verkaufen, überwachen das versunkene Reï mit ängstlicher Besorgniß. Ihrer Meinung nach liegen noch bedeutende Schätze im Schooße der Erde unter dem Boden der Trümmerhaufen begraben. So viel ich zu hören Gelegenheit hatte, ist niemals von Europäern der Versuch gemacht worden, Nachgrabungen im größeren Style anzustellen. Faïencen mit dem vielbewun-

derten reflet métallique, wie die Franzosen es bezeichnen, treten gelegentlich zu Tage, gelangen aber nur selten in die Hände frängischer Sammler und Liebhaber, und dann aber auch nur zu Preisen, von deren Höhe man sich in Europa kaum eine Vorstellung machen kann.

In den Unterhaltungen mit den Persern, welche den gebildeteren Ständen des Volkes angehören, werden die Namen der Städte Schiras, Isfahan und Hamadan häufig erwähnt, nicht um nur von den guten Weinsorten zu erzählen, welche auf ihrem Boden wachsen, sondern um ihre hohe geschichtliche Bedeutung in Erinnerung zu bringen. Im Lande Iran, wie ich erwähnt habe, ist die Zeit der ältesten Historie seiner Bewohner in ein sagenhaftes Gewand gehüllt und erst seit der Epoche der Eroberung des Perserreiches durch die Araber und seit der Verbreitung des Islams beginnt der Geschichtsschreiber seine eigentliche Aufgabe zu erfassen, mit anderen Worten mit möglichster Treue dem Gange der Ereignisse zu folgen und eine quellenmäßig beglaubigte Darstellung derselben zu liefern. Ist auch der kritische Standpunkt des morgenländischen Schriftstellers auf dem Gebiete der Geschichte nicht immer frei von religiösen Vorurtheilen und persönlichen Empfindungen, so enthalten die Ueberlieferungen dennoch ein werthvolles Material für den abendländischen Geschichtsforscher, der mit scharfem Blick den Gegenstand beherrscht und den historischen Kern aus der Schaale morgenländischer Leichtgläubigkeit bloß legt. Wer jemals durch das Land der Sonne gewandert ist und die Gelegenheit benutzt hat, mit seinen Bewohnern in Stadt und Land zu verkehren, oder an ihren Unterhaltungen in geselligem Kreise theil zu nehmen, wird sich mit Vergnügen der Stunden erinnern, in welchen es ihm vergönnt war den aufgeweckten Sinn und die Empfänglichkeit des iranischen Geistes für die Sage und die Geschichte zu bewundern. Der gebildete und ungebildete

Theil der Bevölkerung, beide wetteifern mit einander, sich an den Bildern der vergangenen Zeiten zu erfreuen, die sie in den lebhaftesten Farben zu schildern und auszumalen verstehen. Kein Thal ist zu einsam, kein Gebirge zu wild, keine Gegend zu entlegen, ohne daß Sage und Geschichte nicht ihren Einzug halten und die Erinnerungen an die entschwundenen glorreichen Zeiten die Gegenwart beleben.

Die Poesie der Sprache verleiht ihren Schilderungen gelegentlich einen eigenthümlichen, an die Arabeske mahnenden ächt morgenländischen Glanz. „Der Mond der Hoheit und der Herrlichkeit geht mit einem berühmten Könige an dem Horizonte von Iran auf", während andere nur „die Krone und den Siegelring in Besitz nehmen", bis sie sich „in die Nische der Gottesverehrung und Anbetung zurückziehen" oder „auf das Bett des Siechthums und der Altersschwäche legen" oder bis „die Hand des Schicksals den Teppich ihres Lebens zusammenrollt". Die Könige „tragen die Krone des Glückes", bisweilen aber auch „naht sich die Sonne des Glückes ihrem Untergange". „Sie erheben die Fahne der Thatkraft, besteigen das Roß der Tapferkeit", nicht selten dagegen auch „das des Uebermuthes". Sie lassen „den Staub der Rennbahn aufwirbeln", „der Wind des Sieges und des Triumphes schwellt den Wimpel ihrer Fahne", deren „Mondknopf den Glanz ihrer Ankunft ausbreitet", und „sie versammeln schwertschlagende Männer und reihendurchbrechende Helden unter den Schatten der Siegesfahne". Es ist ein Grundsatz „dem Unwiderstehlichen auf dem Pfade der Flucht zu entgehen", und „den Nacken in die Kette der Unterwürfigkeit zu legen". Die Unterworfenen „ziehen die Schmuckdecke des Gehorsams über die Schultern" oder „erfassen den Saum des Gehorsams" und „betreten den Weg der Vereinbarung". Ein gerechter König „öffnet die Thore der Wahrheit und schließt die Pforten der Lüge", und „sein Gerechtigkeitssinn läßt die

Blätter der Geschichte eines andern Fürsten in die Nische der Vergessenheit zurücklegen." Ein freigebiger Fürst „setzt den Werth der erbeuteten Schätze dem Straßenstaube gleich" und ein siegreicher „überantwortet das feindliche Lager dem Winde der Plünderung und Beraubung." Er gewährt Pardon, indem er „den Strich der Verzeihung über die Blätter der Vergebung zieht". Bei einem gewaltsamen Tode ist manchesmal „die Speise der Knospe des Rosenstrauches mit Gift versetzt worden", so daß er, noch im jugendlichen Alter stehend, „die Papiere seines Lebens zusammenrollen mußte", um „die hohen Stufen der zukünftigen Welt zu ersteigen", „das Gepäck des Daseins dem Winde des Unterganges zu überantworten", „das Reisebündel für die zukünftige Welt zu schnüren", „die Fahne des Auszugs in die künftige Welt zu schwenken" „das Gut des Daseins dem Winde des Todes zu übergeben", und „die Wanderung nach der ewigen Welt anzutreten". Viele unter den Fürsten beschäftigten sich damit, „den Teppich der Lust und der Prasserei auszubreiten", oder sie „klappten das Tagebuch des beschaulichen Lebens und der Gottesfurcht zu", so daß „die Karawane der Sicherheit, der Ruhe und des Wohlseins aus ihrem Reiche auszog". Der Geschichtschreiber selber, welcher „das doppelzüngige" Schreibrohr ergreift, um die Namen und Thaten der Könige und Fürsten Irans zu schildern, „versenkt sich in das Meer des Nachdenkens", bevor er den Einblick in „das Geheimnißzimmer seiner Auffassung auf dem Platze der Erläuterung und der Oeffentlichkeit" preisgiebt, dann aber „lenkt er die Zügel des schnellläufigen Renners der Feder nach der Geschichte hin", die gerade seinen Geist beschäftigt und als guter Stylist „tummelt er das Roß der wohlgefügten Sprache in der Rennbahn der Beredsamkeit". Er begeistert die Leser und Hörer, die seine Ueberlieferungen wiederholen, nachdem er selber längst „die Papiere seines Daseins zusammengerollt hat".

Kommt das Gespräch auf die Städte, deren geschichtliche Erinnerungen sich bis auf die Gegenwart erhalten haben, so treten vor allem jene drei Plätze in den Vordergrund, welche ich oben bereits erwähnt hatte: Schiras, Isfahan und Hamadan. Sie zu sehen lohnt sich der Mühe, wenn auch die Karawanenstraße fern gelegene Gebiete durchzieht und die lange Reise für einen wandernden Europäer besondere Vorbereitungen erheischt, die mit kostspieligen Auslagen für die Zusammenstellung der Karawane verbunden sind. Pferde, Maulthiere, Diener, Zelte, Küche und Keller erfordern ungewöhnliche Kosten, deren Höhe jeden europäischen Maßstab überschreitet.

Der Weg von Teheran nach Schiras über Isfahan auf der alten Haupt-Handelsstraße, welche den Süden des Landes mit dem Norden verbindet, streckt sich auf eine Länge von 142 Parasangen oder 106 deutschen Meilen und eine halbe aus. Die Hauptstationen, denen ich in Klammern die jedesmalige Entfernung in Parasangen von Teheran aus beifüge, sind in der Richtung von Norden nach Süden: Kum (23), Kaschan (39), Isfahan (67), Kumischeh (81), Abadeh (113), Schiras (142).

Wir treten die Reise nach Isfahan an. Zum „neuen Thore" hinaus windet sich die Straße von Teheran aus über eine breite bebaute Ebene, welche südwärts durch einen quer sich ausstreckenden Höhenzug begrenzt wird. Er bildet das erste Hinderniß gebirgiger Natur, welcher der schnellen Fortbewegung auf der glatten Ebene Schwierigkeiten entgegensetzt. Der Blick von dem höchsten Punkte des Passes aus ist weitumfassend und gewinnt durch das großartige Panorama der schneebedeckten Elburskette im Hintergrunde eine eigene Schönheit. Der Reisende sagt hier der Platanenstadt ein letztes Lebewohl und überschreitet auf steilen Pfaden die öden Felsenbrücken, welche südwärts nach der verrufenen Salzwüste führen. Die ungeheure Steppe, von den Persern mit dem Namen Kewir bezeichnet, dehnt nach Osten

wie weißer Schnee ihre leuchtende Fläche aus. Es ist die den Boden bedeckende Salzkruste, welche den Vergleich hervorruft. Ihre westlichsten Ausläufer schieben sich wie lange und breite Zungen zwischen Ketten von Gebirgszügen hinein, die der Zahl nach fünf auf dem Wege nach Kum überstiegen werden müssen. Das von ihnen berührte Gebiet ist wüst und leer, doch fehlt es nicht an flußähnlichen Wasserläufen, über welche eine Reihe von Bogenbrücken den Uebergang von einem Ufer nach dem andern gestatten. Zu den bekanntesten gehört „die Brücke des Bartscheerers“ (Pul-i-dellak), in deren Nähe sich das gleichnamige, einsam gelegene Posthaus befindet. Von dem Rücken des letzten Höhenzuges aus ist es möglich in der Richtung nordwärts sich noch einmal des Anblickes des schneebedeckten Elburs zu erfreuen, trotz der weiten Entfernung des Standpunktes von dem heiligen Gebirge, an dessen Fuße sich die Ebene von Teheran lang ausbreitet.

Die Stadt Kum leuchtet ganz wörtlich schon aus Meilenabstand dem Reisenden entgegen, denn die mit Goldblech überzogene Kuppel der großen Moschee blitzt und funkelt ganz wunderbar im Scheine der Tagessonne. Die persischen Könige liebten es die Dome ihrer heiligen Gebäude — Imamsades nicht ausgeschlossen, — mit Gold- und Silberplatten zu bedecken. Die Pilger, welche nach der heiligen Stadt Meschhed an der östlichsten Grenze und im nördlichen Theile der Provinz Chorassan wandern, werden nicht müde nach ihrer glücklichen Heimkehr von den Wundern der Grabmoschee des Imam Risa zu berichten und den feenhaften Glanz der goldenen Kuppelbedachung über dem Mausoleum in den lebhaftesten Farben zu schildern. Aber ihre Beschreibungen übertreiben nicht, denn europäische Augenzeugen bestätigen die Wunder der Reichthümer von Meschhed. Silber und Gold, bis zu den massiven Silbergittern und den mit dickem Goldblech überzogenen Minarets hin,

farbenreiche Emails auf goldenem Grunde und ein unerhörter Ueberfluß an Edelsteinen bezeugen die Pracht jenes Heiligthums, das unter den persischen Wallfahrtsorten den ersten wohlverdienten Rang einnimmt. Der „Meschhedi“ oder Pilger, welcher von seiner Wanderung nach der heiligen Stadt zurückgekehrt ist, preist sich glücklich, vor dem silber- und goldgeschmückten Grabe des Imam Risa gestanden und seine inbrünstigen Gebete unter lautem Schluchzen und Weinen zu Allah emporgeschickt zu haben.

Was Meschhed für den männlichen Theil des Pilgervolkes bedeutet, das ist Kum für die persische Damenwelt, welche jahraus jahrein nach dem Grabe der heiligen Fatimeh, der Schwester Immaculata des Imam Risa, wallfahrtet und Wochen und Monate in den Mauern der nichts weniger als schönen Stadt zu weilen pflegt. Der Zudrang ist häufig so gewaltig, daß es schwer hält in gewissen Zeiten des Jahres für die Frauen ein passendes Quartier zu finden. Das Mausoleum in Kum strotzt von der ungewöhnlichsten Pracht; schweres massives Gold und Silber tritt aus dem Gitterwerk und seinen Ornamenten dem Auge entgegen und vierhundert goldene, mit Kleinodien besetzte Leuchter verbreiten an den großen Festtagen ihr Licht durch die dunklen Räume der Grabkammer. Meine Diener hörten nicht auf von der außerordentlichen Pracht und Herrlichkeit des Mausoleums in Kum zu erzählen, in welchem außerdem Feth-Ali Schah und seine königlichen Nachfolger auf ihren ausdrücklichen Wunsch ihre letzte Ruhestätte neben der heiligen Fatimeh gefunden haben.

Nach der Meinung der Perser verdient aber die Moschee welche gleichzeitig als „Best“ oder Asylstätte sich einer selbst offiziellen Anerkennung erfreut, den Ruf ihrer Berühmtheit in vollstem Maße, denn die unbefleckte Schwester des Imam, ähnlich wie die Kairenser Ssitte-Seneb, die Tochter Alis und eine

Enkelin des Propheten, ist eine wichtige Fürsprecherin der mußlimischen Frauenwelt vor dem Throne Gottes und diejenigen, welche an ihrem Grabe in der vorgeschriebenen Form und mit den üblichen Worte ihre Gebete aussprechen, erreichen das Ziel ihrer Wünsche und ihrer Sehnsucht. Unerwiederte Liebe schlägt in ihr Gegentheil um, unfruchtbare Frauen erhalten die vermißte Nachkommenschaft, die Untreue findet Vergebung und die leidenschaftlichsten Gefühle im weiblichen Herzen Erhörung. Was Wunder, wenn der Zudrang nach dem Grabe Fatimehs ein großer ist und die Weiber, jung und alt, aus allen Theilen Irans nach Kum zuströmen, wäre es auch nur um von der Heiligen eine Verjüngung des abnehmenden Mondgesichtes zu erflehen.

Aber nicht nur die lebende, auch die sterbende Frauenwelt wird von dem Grabe der heiligen Schutzherrin angezogen, denn jede wünscht den todten Leib in der Nähe der Fürsprecherin einst bestattet zu haben. Der Friedhof in der unmittelbaren Umgebung der Stadt hat daher bereits eine ungeheure Ausdehnung erreicht und seine Kreise ziehen sich immer weiter.

Auch an sonstigen Heiligen hat Kum keinen Mangel, denn nach den Aussagen der Ortsbewohner befinden sich nicht weniger als 444 Imamsades oder Mausoleen in der Stadt, von dem jedes seine besondere Bedeutung hat. Die dreifache 4 hat ihre Bedenken, weil nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch die Zahl vierzig unserem deutschen Hundert in Ausdrücken wie hundertmal entspricht und nur den allgemeinen Sinn von ungewöhnlich viel in sich schließt. Vielsäulige Säle heißen vierzigsäulig, Tschihil-ßutun, ein Kronleuchter führt die Bezeichnung „Vierzig-Kerze“ (Tschihil-tschiragh), unser Tausendfuß ist ein „Vierzigfuß“ (Tschihil-pa) und die Ruinenstätte von Persepolis ein „Vierzig-Thurm (Tschihil-minar).

Trotz ihrer vielen Kuppeln, welche über die Stadtmauer

hinwegragen, trotz dem Goldkugel-Dome der Fatimeh-Moschee ist der Anblick der Stadt nicht malerisch. Beim Einzug zeigt sich eine halb in Ruinen liegende Vorstadt, aus deren Trümmern blau emaillirte Polygonthürme mit spitzem Dache hervorragen. Die letzteren, einer älteren Epoche angehörend, sind in ihrer architektonischen Eigenthümlichkeit für den Charakter der ganzen Gegend bis nach dem Orte bezeichnend. Die Bevölkerung, — die Angaben über die Zahl derselben schwanken zwischen zehn und zwanzig Tausend, — zeigt das Bild der Armuth, die in der Verarbeitung des Lehmes zu Töpfen und Geschirren ihren Lebensunterhalt findet. Erst das Innere der Stadt läßt auf einigen Wohlstand schließen, der aus dem beständigen Zufluß der Pilgerkarawanen leicht erklärlich ist. Die Häuser, meist im Kuppelbau aufgeführt, scheinen gut gehalten und in den sauberen und heiteren Bazaren herrscht ein gewisses Leben. Die Töpfe aus Kum, besonders die blau glasirten, haben einen guten Ruf und die Buden in den Marktstraßen lassen die Formen und den Ueberfluß der irdenen Waaren leicht erkennen.

Der „Fluß von Kum", eine wenig breite Wasserader, setzt innerhalb der Ruinenstadt, von der ich vorher gesprochen hatte, eine Reihe von Wasserrädern in Bewegung, die von den Einwohnern zum Mahlen des Getreides verwendet werden. Die Gegend hinter Kum ist von malerischer Schönheit und verscheucht die schlechte Laune des Reisenden, der sich bemüht hat mit seiner Karawane aus dem Thore des Posthauses, außerhalb der Stadt der heiligen Fatimeh, hinauszuziehen und die Weiterreise auf der langen Karawanenstraße nach Isfahan anzutreten. Der Tscherwadar oder Karawanenführer ist störrischer als sein schlimmstes Maulthier, seine Knechte oder Nanker machen es ihm bestens nach und die eigenen Diener persischer Abkunft zeigen sich nichts weniger als willig nach einem kurzen Aufenthalte der heiligen Stätte den Rücken zuzukehren. Alle mög-

lichen Hindernisse sind eingetreten, alle nur denkbaren Vorwände werden erfunden, um den Aufbruch hinauszuschieben und in Kum die vorliegenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Aber es ist nicht die Heiligkeit der Stadt allein, die ihnen auf dem Gewissen liegt, sondern ein Heer von Fledermäusen hockt vor den Thüren und in den Hütten zweifelhaftesten Rufes, um zu Ehren der Unbefleckten den Tscherwadar sammt seinen Troßknechten mit liebevollen Armen zu umstricken.

Der Weg von der Stadt nach dem nächsten Mensile, dem in einer wahren Wildniß gelegenen Posthause von Pasengan, ist von malerischer Wirkung durch die gewaltigen, schluchtreichen Gebirgsmassen der Bachtiari-Ketten, welche sich im Südwesten der Straße zu gigantischer Höhe aufthürmen. Die Lichteffecte auf den scharf abgegrenzten zackigen Kämmen, an den steilen darunter hängenden Felswänden und über den formenreichen Vorbergen zu ihren Füßen lassen sich nur bewundern, denn eine Beschreibung ihres Farbenglanzes ist nicht möglich. Die höchste Spitze der Gebirgswelt, der Gargisch, erhebt sich 12,000 engl. Fuß über dem Meeresspiegel. Sein schneebedecktes Haupt war der stumme Zeuge einer viertausendjährigen Geschichte, die sich zu seinen Füßen auf dem Boden des alten Mediens abgespielt hat. Wer es erzählen könnte!

Die Station Pasengan oder nach Schiraser Aussprache Pasengun ist ein Dorf, das mehr einer Ruine als einem von Menschen bewohnten Orte ähnelt. Schur-ab d. h. „Salzwasser" liegt wenige Parasangen dahinter. So heißt eine Karawanserei mit einer daneben gelegenen Cisterne, die nach ihrer Bezeichnung wenig zum Genuß des Wassers einladen kann. Drei weitere Parasangen erreicht, immer aufsteigend, die Karawane das Dorf Sensen oder Sinsin, verfallen und verlassen sammt den letzten Spuren versunkener Kanalanlagen. Die Felder in der Umgebung sind mit Tabakpflanzen und Maulbeerbäumen bepflanzt.

Die Besitzer, Kaufleute in größeren Städten, heimsen aus den gewonnenen Tabaksblättern und der Seidenzucht einen ansehnlichen Gewinn ein. Die Bauern haben sich weitab von der Landstraße im Innern angesiedelt und betrachten ihre engere Heimath nur als ein Arbeitsfeld, das sie je nach der Jahreszeit aufzusuchen pflegen. Eine Karawanserei gewährt dem Reisenden Obdach für sich und ihre Thiere.

Nasir-abad, drei weitere Parasangen nach Isfahan zu gelegen, ist ein großes Dorf, für dessen bessere Vergangenheit manche Bauüberreste und manche prächtige Sculptur-Inschrift auf den umher liegenden Grabsteinen seiner ehemaligen Bewohner als Zeugen auftreten. Die Ansiedlung, wie alle nur einigermaßen angebaute Oertlichkeiten an den Karawanenstraßen im Lande der Sonne, besitzt ihre Karawanserei und eine prachtvolle, gewölbte Cisterne, auf der mehr als vierzig kolossale Granitstufen in die Tiefe zu den Wasserbehältern führen.

Kaschan ist erreicht. Die Stadt dieses Namens dehnt sich in einer von hohen Bergzügen umschlossenen Ebene in der Richtung von Osten nach Westen aus. Nach Sonnenuntergang hin zeigt sich in der Länge einer Meile ein grüner Streifen von Gärten bis zu dem Schlosse Fin, das durch die Ermordung eines der verdienstvollsten Staatsmänner in der modernen Geschichte eine so traurige Berühmtheit geworden ist. Die Stadt, eine der Hauptstationen auf der Straße von Teheran nach Isfahan, soll nach den Abschätzungen der Regierung eine Bevölkerungszahl von 30,000 Seelen in sich schließen. Wir lassen die Richtigkeit dieser Angabe auf sich beruhen, müssen aber als Augenzeuge die wahrheitsgemäße Versicherung geben, daß das mauerumgürtete Kaschan mit seinen drei Kuppelbauten und grünbedachten Eckthürmen zu den reinlichsten und saubersten Städten zählt, die in Persien überhaupt aufzufinden sind, wenn

sie auch in dem Verdacht steht eine ungewöhnliche Menge von Skorpionen zu beherbergen.

Jede persische Stadt, vielleicht mit Ausnahme der Residenz, hat ihre Trümmer- und Schutthaufen, neben denen sich die bewohnten Häuser aufbauen. Auch Kaschan hat keinen Mangel daran, doch läßt der Eintritt in die eigentliche Stadt den traurigen Anblick der verwüsteten Quartiere bald verschmerzen. Die Thoreingänge mit ihren glasirten Ziegelbekleidungen, die überdachten Straßen, die Bazare mit ihren Budenreihen, die Moscheen und Imansades mit ihren Goldinschriften auf blauem Grunde, die öffentlichen Plätze und Hallen, alles ist scharflinig, scharfkantig, geschmackvoll in der Decoration und im Farbenschmuck, sauber getüncht und sauber gehalten, das Straßenpflaster sogar musterhafter als in vielen, selbst bekannten Städten Europas.

Kaschan hat in der modernen Industrie Persiens einen wohlverdienten Ruf und seine Waaren werden weit und breit ausgeführt. Ihre Seidenstoffe, Gold- und Silberstickereien, Webereien, Plüsche und Sammte, ihre Metallarbeiten in Kupfer und Eisen mit eingelegten Silberfäden, ihre farbigen Waaren u. s. w. gehören zu dem Besten, was im Lande der Sonne von dem Kunstgewerbe geleistet wird, und es klingt wie eine Empfehlung, wenn der Händler in Teheran seine feilgebotene Waare als Kaschani bezeichnet. Dasselbe Wort, wie ich nebenbei nicht vergessen will anzuführen, dient auch als gegenwärtig allgemein gebräuchlicher Name für die buntglasirten gebrannten Ziegel, welche bei den monumentalen Bauten im heutigen Iran verwendet werden.

Die Strecke von Kaschan nach der alten Sefiden-Hauptstadt nimmt sechs Tagemärsche in Anspruch. Gleich nach dem Aufbruch in ein einsames, von Höhenzügen krebsscheerenartig umspanntes Thal zeigt sich wiederum die schneebedeckte Spitze des

Demawend, der in der durchsichtigen Luft über die Bergmassen hinwegragt. Auf dem Vormarsche nimmt die Bodengestaltung den Charakter einer vollendeten Wildniß an. Der Name der Gegend Gebr-abad d. i. „Ansiedlung von Feueranbetern“ hat ihren richtigen Sinn, wenn man als guter Mußlim die Nebenvorstellung des Höllischen damit verbindet. In dichter Nähe und zur rechten Seite des Karawanenweges beherrscht eine der schönsten Karawansereien aus den Zeiten des großen Abbas die unter ihr liegende Handelsstraße. Ueber der Eingangsthür des solid und reich ausgeführten Baues befindet sich ein schönes Mosaïk aus buntglasirten Erdziegeln oder Kaschanis. Der breite blaue Streifen unmittelbar über dem Thore ist von vielfach verschlungenen Schriftzügen aus weißen und gelben Steinbändern durchzogen und so gut wie vollständig erhalten. Rechts davon, in der Wandseite eingelassen, befindet sich eine Steintafel mit einer persischen Inschrift, um dem Reisenden das Gedächtniß an den zweiten Schah des Namens Abbas zurückzurufen, welcher den linken Flügel der Karawanen-Herberge aufgeführt und damit den ganzen Bau vollendet hat.

Arabesken und sonstige Ornamente in musivischer Ausführung fehlen nicht und in den scheinbaren mathematischen Linien mit ihren scharfen Winkeln und Durchkreuzungen enthüllen sich dem Kenner die Worte des gewöhnlichsten unter allen poetischen Stoßseufzern: „Ja Ali“ d. h. O Ali!

Etwa eine weitere Fersach oder Parasange in der Richtung nach Mittag hin beginnt die Steigung der Karawanenstraße sich in auffallender Weise fühlbar zu machen.

Bald betritt man das Revier eines Hochgebirges, das in wilder Romantik seiner Höhen und Tiefen, seiner Pässe und Schluchten kaum durch ein ähnliches Bild übertroffen werden dürfte. An seinem südlichsten Ende verliert es sich in eine enge Thalspalte, an deren linker Seite sich ein in das Gestein ge-

meißelter schmaler Saumpfad in den verschiedensten Windungen hinzieht, während sich in der Tiefe der ruhige Wasserspiegel eines künstlich angelegten Sees ausbreitet. Wir befinden uns im Angesicht der berühmten Wassersperre von Kuhrud oder, wie sie im Farsi genannt wird, des „Bend-i-Kuhrud“.

Das merkwürdige, von allen Reisenden bewunderte Werk aus den Zeiten des großen Schah Abbas, dessen Erinnerungen mit der Annäherung an seine Hauptstadt Isfahan von Stunde zu Stunde zunehmen, besteht aus einer Riesenmauer von 15 bis 20 Fuß Dicke, 120 Fuß Höhe und 100 Fuß Breite, welche hinter dem tief liegenden Thalkessel die beiden gegenüber liegenden Bergseiten wie durch eine Brücke verbindet. Von dem Dorfe Kuhrud her, im Süden, fällt das Wasser eines gleichnamigen Baches, im Winter durch die Schneeschmelzen vermehrt, in die tiefliegende Thalspalte und füllt deren hohlen Raum bis zum obersten Rande der Riesenmauer. Eine verhältnißmäßig kleine Oeffnung in Gestalt eines gewölbten Durchganges, in der Mitte der Bodentiefe, gewährt der aufgestauten Wassermasse den einzigen Abfluß nach der Ebene, so daß die anliegenden Ortschaften mit einem Ueberfluß an Wasser versehen werden. In dem inneren Bassin sind die verschiedenen Wasserstände von dem feuchten Elemente selber durch hellere oder dunklere Streifen gezogen, während auf der äußeren Fläche des Kunstdammes die Spuren der großen Kaskaden in der Zeit der Ueberfülle wie Stalaktitenwerke in die Erscheinung treten.

An einer Stelle der Gebirgswand, welche der steilen Karawanenstraße am abschüssigen Rande der Thalspalte gegenüberliegt, leuchtet eine persische Inschrift entgegen, welche in großen und schönen Schriftzeichen den glorreichen Namen des Erbauers und das Jahr der Vollendung des gewaltigen Werkes den Vorüberziehenden meldet.

Das Kohrud-Thal verdankt noch heute dem künstlichen Wasser-

segen den Reichthum seiner Anpflanzungen, die üppige Fülle des vegetativen Lebens und den Wohlstand seiner Bewohner. Der breite Thalkessel ähnelt einem gewaltigen Amphitheater der Natur, das von Terrasse zu Terrasse aufsteigt und von des Menschen Hand mit grünenden Feldern und Gärten bedeckt ist. Natur und Kunst wetteifern hier miteinander sich gegenseitig in ihren Schöpfungen zu überbieten, denn die Vertheilung der einzelnen Anpflanzungen erzeugt eine so malerische Wirkung, daß ein angeborener Kunstsinn vorausgesetzt werden muß, um die feine Empfindung für die Harmonie eines stillen Naturgemäldes genügend zu erklären. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, welch ein hoher Grad von Geschmack nach den verschiedensten Richtungen der iranischen Bevölkerung eigen ist und wie sich von dem einfachen Blumenflor an bis zur kunstvollen Arabeske hin dieser Sinn für das Schöne äußert. Das Thal von Kohrud heimelt den Europäer aus diesem Grunde wundersam an; den englischen Reisenden erinnert es an die anmuthigsten Thalgründe in Wales, den Russen an die bebauten Thäler am Terek im Kaukasus. Sämmtliche Obstbäume, welche in Persien gedeihen, sind hier vertreten und die saftigen Früchte erreichen den höchsten Grad der Güte. Nur der Weinstock fehlt, der in der nahe gelegenen Stadt Isfahan mit so großem Erfolge in den Gärten gezogen wird.

Das Dorf Kohrud liegt am Abhange einer breiten Berglehne. Die Wohnhäuser sind amphitheatralisch gruppirt, im Grunde liegen die von Steinmauern umschlossenen Gärten in regelrechter Abgrenzung auf dem terrassenförmig geschaffenen Boden, jeder von vielverzweigten Wasseradern berieselt. Der Hauptquell, von den Bewohnern als „Wasser des Berges Mil“ bezeichnet, wird am Fuß des dahinter liegenden Gebirges in einer breiten steinernen Rinne aufgefangen.

Auf der Weiterreise wird die Paßhöhe des Gebirges überstiegen. Auf dem Kamme selbst, mit aufschießendem porphyrähnlichem Gestein, zeigt die Umschau ein wundervolles Panorama. Mächtige Bergwände, die Ränder mit Schnee bedeckt, fallen schroff in das Thal ab, durch welches sich die Wegspuren in Schlangenwindungen hindurchziehen. Der Abstieg von der Höhe aus führt durch eine Reihe malerischer Querthäler, zum theil mit schlechten Wegen und Engen nach dem Dorfe Ssau, das am Fuße eines Berges terrassenförmig zur Höhe emporsteigt und aus der Ferne das Ansehen eines alten Ritterschlosses mit Thürmen und Zinnen hat. Eine Karawanserei auf der Höhe beherrscht den unter ihr liegenden Ort. Das Innere desselben erinnert durch seine Bauart an Jesdechast, von dem ich weiter unten ausführlicher sprechen werde, bis zu den Höhlen und Troglodyten an den Bergabhängen hin. Ein niedriges Thor in der Mauerumwallung bildet den einzigen Eingang in die festungsartig angelegte Ansiedlung, in welcher sich etwa zweihundert und fünfzig Chanewars oder Haushaltungen befinden, die auf eine Bewöhnerzahl von sechzehn- bis siebzehnhundert Köpfe schließen lassen. In der Umgebung des Dorfes liegt sein Baghistan oder Gartenland, dessen grüne Bänder sich schon aus weiter Ferne auf dem dunklen Hintergrunde der Gebirgshöhen für das Auge wohlthuend abheben. Die Straße von hier bis Murtschehar ist gut gehalten, d. h. für eine persische Karawanenstraße, doch von eintöniger Langweile für den Wanderer, der in dem Wechsel formenreicher Landschaften Zerstreuung und Unterhaltung auf seinem Rosse sucht. Das Leben am Wege beschränkt sich auf Bauernvolk oder Soldaten, die ihre geringe Habe auf Eselsrücken mit sich führen oder im besten Falle auf Regierungsbeamte, die mit ihrem Dienertroß sich nach Isfahan begeben oder von Isfahan her kommen, um ihre Reise nach Teheran zurückzulegen. Ist es nun gar die

Excellenz eines Hakims oder Gouverneurs, welcher abgeht oder eintrifft, so zeigt sich die günstige Gelegenheit das Ceremoniell kennen zu lernen, mit welchem nach persischer Sitte der Empfang bei der Ankunft in einem Dorfe in feierlicher Weise ausgeführt wird, um den Mann und seine Würde zu ehren. Dem neuen Statthalter leistet die Einwohnerschaft das oben beschriebene Istakbal und das sogenannte Pischwas, d. h. man überreicht ihm ein Geldgeschenk, breitet werthvolle Schals vor seine Füße aus und eine kleine Maulthierheerde wird aus weiterer Höflichkeit mit allem beladen, was zum Lebensunterhalt nothwendig erscheint. Zuckerhüte, Theepäckchen, Citronensaft in kleinen grünen Flaschen, süßes Gebäck und Früchte gehören zu den gewöhnlichsten Gaben, welche die Landessitte als Ehrengeschenke erheischt. Bei dem Abschied eines alten Hakims führen die zu leistenden Geschenke die Bezeichnung Bedrahga.

Der Blick zur rechten der Straße übersieht am Horizonte terrassenförmig aufsteigende Höhen, die von einer langen mit Schnee bedeckten Kette überragt werden. Ein kleines Kastell, fast nur noch eine Ruine, fesselt das Auge eine Zeit lang. Es liegt an der Seite des Weges und diente ehemals als Lugaus bewaffneter Späher, welche ihr Augenmerk auf einfallende Luris oder Bachtiaris richteten und sich zur Abwehr derselben sofort in Bereitschaft setzten.

Murtschehar, an der Wasserlinie des Gurgab gelegen, sieht wie eine richtige Festung aus, in welcher sich gegen tausend Haushaltungen angesiedelt haben. Es hatte in älteren Zeiten eine besondere Bedeutung und sein historischer Ruf ist durch eine große Schlacht begründet, in welcher im Jahre 1729 noch vor seiner Thronbesteigung der siegreiche Nadir Schah das feindliche Afghanenheer unter ihrem Führer Aschref auf das Haupt schlug. Zu den bemerkenswerthesten Anlagen bei dem genannten Orte gehört auch ein mächtiges Bassin mit einer Art

Dach darüber, unter dessen Schatten die warmen Wasser des Gurgab abgekühlt werden, um sie in trinkbare Flüssigkeit zu verwandeln. Einer Wassermühle (Aßiab) gegenüber, dicht an der Landstraße, steht der stolze Bau einer prachtvollen Karawanserei aus den Zeiten Abbas des Großen, die mit außerordentlicher Zähigkeit dem Zahn der Zeit und der zerstörenden Hand des Menschen Widerstand geleistet hat.

Der Name Abbas gewinnt fortan eine zunehmende Bedeutung, je mehr wir uns seiner glanzvollen Residenz nähern. Die Karawansereien an der Landstraße hören nicht auf seinen Ruhm zu verkündigen und auf der Zunge der Bewohner in diesem Theile des Landes der Sonne ruhen die Namen Schah Abbas und seiner Mutter, kurzweg Mader-i-Schah genannt, wie Erinnerungen an eine längst vergangene Blüthezeit der persischen Geschichte. Ein Nachkomme jenes Ismaël Sofi, welcher im Jahre 1502 den Umfang des gegenwärtigen persischen Reiches festgestellt und als König desselben den Titel Schah angenommen hatte, war Schah Abbas (1586—1628) ein thatkräftiger, einsichtsvoller, kunstsinniger Regent, dessen königliche Ziele dem Schutze des Landes und der Wohlfahrt seiner Einwohner gewidmet waren. An seinem Hofe zu Isfahan entfaltete sich der höchste Glanz und die blendendste Pracht eines orientalischen Fürsten, Kunst und Wissenschaften erfreuten sich seiner Unterstützung, Handel und Wandel blühte in einem heute kaum mehr glaublichen Maße, und die stolze Residenz Isfahan wurde als eine Millionenstadt betrachtet, die man nicht anstand als Nisf-i-dschehan „die Hälfte der Welt“ zu bezeichnen und als das asiatische Paris oder London zu betrachten. Aus allen Theilen der Erde, von China an bis zum atlantischen Ozean hin, strömten reisende Künstler und Kaufleute nach Isfahan und ganze Compagnien europäischer Handelshäuser ließen sich in der Stadt nieder, um an dem Weltverkehr theil zu nehmen,

dessen Mittelpunkt Isfahan im fernen Osten geworden war. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß die Freiheit und Hebung des Handels die Grundlage des Wohlstandes eines Staates bildet, aber unvermögend die wenig dazu veranlagten Unterthanen persischer Abkunft besonders zu begeistern, begünstigte er die Uebersiedlung ausländischer Kolonien nach Isfahan, und Georgier, Armenier, Juden, Holländer, Franzosen, Engländer sah man in kurzer Zeit in die weit geöffneten Thore der glanzvollen Residenz einziehen und ihre Comptoire darin aufschlagen. Das treuste Bild jener Zeit hat uns der französische Calvinist Chardin hinterlassen, welcher etwa vierzig Jahre nach dem Tode des großen Abbas seine erste Reise nach Ost-Asien antrat, sechs Jahre lang sich in Isfahan niedergelassen hatte und mit scharfer Beobachtungsgabe und reicher Kenntniß orientalischer Sprachen ausgestattet, eine umfangreiche Beschreibung seiner Erfahrungen in Persien niederschrieb. Noch heutigen Tages bildet dieses Werk die Hauptquelle unseres Wissens über das Perserthum und seine Eigenthümlichkeiten bis zu den religiösen Dogmen und Anschauungen hin.

Ohne gute Straßen ist kein Handelsverkehr denkbar. Nach dieser Richtung hin that Abbas Alles, um den Verkehr zu erleichtern und die Wege demselben nach den entferntesten Winkeln des Landes hin zu öffnen. Die zahlreichen Karawansereien, massige Bauten, mit Allem versehen, was für den Aufenthalt und die Sicherheit großer Waaren-Karawanen nothwendig ist, haben gegenwärtig fast volle drei Jahrhundert überlebt, aber noch immer dienen sie trotz ihres Verfalles dem Verkehr und bilden die Hauptdenkmäler des großen Abbas für den Reisenden auf seinen Fahrten durch das Land der Sonne. Die Karawanserei von Murtschehar gehört zu den schönsten Monumenten dieser Art. Wollte Jemand die Aufgabe lösen, auf einer Karte Persiens die Topographie der noch vorhandenen oder zerstörten

Karawansereien aus jener Epoche zu markiren, so würde er in der Lage sein den Umfang und die Richtungslinien des damaligen Weltverkehrs auf dem iranischen Gebiete nach den angrenzenden Ländern hin in der vollständigsten Weise festzustellen und dadurch ein ebenso interessantes als lehrreiches Bild des commerciellen Lebens jener untergegangenen mittelasiatischen Kulturperiode geben.

Der nächste Tagemarsch nach dem letzten Mensil vor Isfahan führt zunächst in der Entfernung einer Parasange bei einem großen Leichenacker älterer Zeit und einem fischreichen Bache vorüber nach einer Karawanserei, verfallen wie die meisten Bauten dieses Namens, deren Gründung der Mutter des großen Abbas zugeschrieben wird. Die Vollendung in der Ausführung der einzelnen Theile des Gebäudes setzt in Erstaunen. Es erhebt sich auf einem Fundamente mächtiger Quadern und Platten, welche aus einer schwarzen, von weißen Adern durchzogenen Marmorart bestehen.

Wachtposten in der Nähe lassen auf Unsicherheit der Gegend schließen. In der That erscheint nicht selten raubsüchtiges Luri- und Bachtiari-Volk, um Karawanen zu überfallen und die Dörfer zu brandschatzen. Man begreift deshalb, daß die Ansiedlungen von starken Mauern umgeben sind. Ein ödes Blachfeld breitet sich auf der Weiterreise aus, glatt wie eine gebahnte Chaussée und hier und da mit einer weißleuchtenden Salzkruste bedeckt. Gelegentlich ein schmaler Wasserlauf von salzigem Geschmacke. Nur der Blick auf das Gebirgsland bis zum Kuhrud hin, welches den ganzen Horizont umschließt, ist von großartiger Schönheit. Die Sonne des Aufgangs und des Untergangs wirft einen rosigen Schein auf die schneebedeckten Kegel und Spitzen der höchsten Kämme, dann glüht es da oben in wundersamer Pracht, bis das Licht erlischt und der Zauber sich in gelben Sonnenschein oder in dunkle Nacht auflöst.

Gäs, die letzte Station, ist erreicht, ein halb verfallenes Dorf mit seiner nie fehlenden Karawanserei aus Abbas-Zeiten und ein Cisternenbau ihr gegenüber aus derselben Epoche. Die Kenats oder Wasserleitungen, welche von Meilenweite her das Wasser vom Gebirge nach der Ansiedlung locken, sind ziemlich gut erhalten. Ihrer Anwesenheit schuldet Gäs den Vorzug ein Abad, d. h. ein kultivirbares Gebiet zu sein. Seine Blüthezeit ist jedenfalls dahingeschwunden, denn der Anbau des Bodens verräth eine gewisse Genügsamkeit.

Von Gäs nach Isfahan zählt der persische Postmeister drei Parasangen. Der lange vierundeinhalbstündige Ritt auf der breiten Ebene ist wenig anziehend für den Beobachter, der in der Nähe der alten Sefiden-Residenz reiche Dörfer, schöne Gärten, schattige Haine, mit einem Worte den Wohlstand der Umgebung einer Großstadt zu finden hofft. Taubenthürme, zerborstene Befestigungen, zerfallene Dörfer, eingestürzte Kanäle und Trümmerhaufen älteren Datums begleiten die Wegspur nach Isfahan.

Die Stadt liegt endlich vor unseren Augen. Sie taucht aus einem grünen Kranze von Gärten und Baumalleen in massiger Breite ans Licht. Unzählige Kuppeln von Moscheen und Imamsades, schlanke Minarets, säulenartige Thürme und die flachen Dächer hoher Bauten schenken dem Auge wechselnde Ruhepunkte. Einen Vergleich mit Moskau, wie man vorgeschlagen hat, hält Isfahan nicht aus, denn es ist eine Ruine im großen Styl, der nur die Erinnerung an ihre ehemalige Bedeutung den Reiz des Anblicks verleiht.





Isfahan — Istachr — Schiras.

Isfahan oder Ispahan, des Wort bedeutet so viel als „Heerlager“, denn das persische Ssipach „das Heer“ liegt in dem Namen versteckt, hat einen alten Ursprung. Schon der Vater des Almagest, Ptolemäus, führt schon eine persische Stadt unter der Bezeichnung Aspadane auf. Sie mußte somit bereits im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestehen und den Alten wichtig genug erscheinen, um ihrer Lage nach bestimmt zu werden. Die einheimischen Perser sind über ihren Stifter verschiedener Meinung, denn bald ist es König Dschemschid der Urgeschichte Irans, bald der zweigehörnte Alexander, bald ein anderer Held, welcher den ersten Grundstein dazu gelegt haben soll. Daß die Lage der Stadt an einem wasserreichen Flusse, das ausgezeichnete Klima und die sprichwörtliche Fruchtbarkeit des Bodens schon frühzeitig Ansiedler herbeigelockt habe, wird Niemand in Abrede stellen können. Aber wie früh, das weiß Gott am besten.

Nach muhammedanischen Quellen umfaßte Isfahan ursprünglich zwei größere Quartiere, die als die eigentliche Stadt (arab. Medineh, pers. Schehristan) und als die Judenstadt,

Jahudieh, aufgeführt werden. Der babylonische König Nebukadnezar, so berichten die Schriften, habe die Juden aus ihrer Heimath nach Medien verbannt und ein großer Theil derselben sich in dem nach ihnen „Judenstadt“ genannten Viertel von Isfahan ansässig gemacht. Das jüdische Element ist thatsächlich noch heutigen Tages in den Straßen und Häusern von Isfahan mehr als in irgend einer andern Stadt Persiens vertreten, wenn auch in Gestalt elender Bettler, dürfte aber eher auf die jüdische Kolonie, welche Abbas nach seiner Residenz einlud, als auf den genannten Nebukadnezar zurückzuführen sein. Mit morgenländischer Uebertreibung wird die im Laufe der Zeit wachsende Größe der Stadt geschildert, die im zehnten Jahrhundert nach Chr. 21,000 Schritt im Umfang gemessen haben soll, ihr Reichthum des Bodens gepriesen und alles denkbar Schöne ihr angedichtet, bis die Mongolen Horden des lahmen Timur (im Jahre 1387) vor ihren Thoren erschienen, die Stadt eroberten, plünderten und vernichteten, und unter den Einwohnern ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes ein unbeschreibliches Blutbad anrichteten. Eine Reihe von Schädelpyramiden, welche der wilde Eroberer aus den Köpfen der getödteten Isfahaner aufrichten ließ, blieb das düsterste Wahrzeichen der Erinnerung an den mongolischen Timur nach seinem Abzuge.

Zwei Jahrhunderte vergingen, bis das Morgenroth des Glanzes und der Pracht, der Größe und des Wohlstandes für Isfahan aufging. Schah Abbas I., von dem ich bereits früher gesprochen habe, sowie seine Nachfolger erhoben Isfahan auf den Gipfel seiner Blüthe und verschönerten die Stadt durch Denkmäler, welche noch gegenwärtig ihren Ruf begründen und den Reisenden selbst aus den fernen Frankenländern zu einem Besuche verlocken. Zahlreiche Christen fanden in der Residenz eine freundliche Aufnahme, den armenischen wurde sogar ein

ganzes Quartier, die heutige Vorstadt Dschulfa, eingeräumt und die gelehrtesten Patres der katholischen Kirche zogen gen Isfahan, um ihrem Glauben zu dienen und die christliche Lehre unter den Angesiedelten zu stärken und zu erhalten.

Im Jahre 1722 war es, daß die Stadt den Todesstoß erhielt. Die Afghanen, welche von Osten her das persische Reich überfallen und den größten Theil seiner Provinzen in Besitz genommen hatten, richteten ihren Weg auch nach Isfahan. Die Stadt erduldete eine monatlange Belagerung; von aller Hilfe und von jeder Zufuhr von außen her abgeschlossen erlitt sie Qualen einer zunehmenden Hungersnoth, deren Beschreibung unwillkürlich das Gedächtniß an den Jammer und das Elend der Juden während der Belagerung Jerusalems durch Titus zurückruft. Wer die Flucht dem Hungertode vorzog und die hart bedrängte Stadt verließ, fiel in die Hände der Afghanen, die mit wilder Mordgier die Entrinnenden ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts über die Klinge springen ließen.

Isfahan erholte sich nicht wieder. Der alte Glanz war für immer erloschen, die reichsten unter den armenischen Kaufleuten verließen die Stadt, die verschiedenen Compagnien europäischer Handlungshäuser löſten sich auf, nachdem sie genöthigt worden waren an die siegreichen Afghanen eine schwere Kriegssteuer zu zahlen. Was der äußere Feind zur Vernichtung des Wohlstandes zu thun nicht im stande gewesen war, das vollendeten innere Bürgerkriege, welche im Lande der Sonne infolge von Thronstreitigkeiten ausgebrochen waren und den gänzlichen Verfall der blühendsten Stadt des persischen Reiches herbeiführten. Seit dem Auftreten der Kadscharen-Dynastie, welche Teheran zur Residenz erhoben hatten, hörte Isfahans Bedeutung auf. Reich an historischen Erinnerungen aus den Zeiten ihres verblichenen Glanzes und Wohlstandes, ist sie gegenwärtig in eine persische Provinzialstadt verwandelt, in welcher der Prinz Sill-es-ßultan

seine Residenz aufgeschlagen hat, um die Verwaltung der südlichen Provinzen des Reiches: Isfahan, Gulpaïgan, Chonsar, Jesd, Irak, Burudschird, Luristan, Arabistan und Kirmanschah zu leiten, während seinem Sohne Dschellal-ed-daule die Provinz Fars, die alte Persis, mit der Hauptstadt Schiras übergeben worden ist. Vater und Sohn sind gleichsam Vice-Könige im ganzen Süden Irans geworden, während der Norden mit der Haupt- und Residenzstadt Teheran unter der unmittelbaren Leitung der persischen Majestät steht.

Ich habe häufig Gelegenheit gehabt den Eindruck zu schildern, welchen der Anblick der meisten persischen Städte, Teheran ausgenommen, auf den Einziehenden ausübt. Ruinen verfallener Moscheen und Häuser begrüßen ihn und erwecken die Vorstellung, als habe die Bevölkerung im Laufe der Zeiten abgenommen und sich in das Innere der bewohnten Ortschaften zurückgezogen. Auch Isfahan, das vielgeprüfte, bietet dem Kommenden ein ähnliches Bild der Zerstörung, nur in vergrößertem Maßstabe dar. Statt der erwarteten Herrlichkeiten tritt dem Auge eine menschenleere Einöde entgegen, auf welcher zerfallene und versunkene Häuser, Paläste und Moscheen nur noch durch die Lage ihrer Trümmerhaufen die ehemalige Abgrenzung der Straßen und Plätze der alten Königsstadt angeben. Die Spuren der einstigen Pracht, welche stellenweise aus dem Moder der vergangenen Zeiten hervorschimmern, tragen nur dazu bei das wehmüthig melancholische des Anblicks zu vermehren. Die lange Zeile der eingestürzten Häusermassen wird bisweilen durch einzelne bewohnte Stätten unterbrochen, doch ist die Zahl derselben zu gering, um das trostlose Bild der Umgebung zu beleben. Die Spitzwölbungen der alten Stadtthore hängen und schweben zwischen den zerfressenen Seitenmauern und die glasirten Ziegel, welche die Außenseiten der Bauten bekleideten, sind größtentheils verschwunden und die wenigen, noch erhaltenen Stücke nur

sprechende Zeugen der barbarischen Vernichtung, welcher die Stadt während ihrer wechselvollen Schicksale preisgegeben war.

Die alten Straßen und die verschütteten Stadtviertel ziehen sich in langer Ausdehnung nach dem Centrum hin, gleichsam wie Grabdenkmäler der glücklichen Tage Isfahans, in welchen der ausgebreitete Verkehr und die Anwesenheit des Hofes eine dichte Bevölkerung herbeigelockt hatte. Je näher dem Mittelpunkte der Stadt, desto mehr entwickeln sich die Spuren des heutigen Lebens, wenn auch die nächst gelegenen Quartiere noch ein elendes Aussehen haben. Schattige Bazare öffnen endlich ihre dunklen Bogengänge und ein Blick auf lichte Stellen zur Rechten oder zur Linken läßt eine Reihe von Seitenstraßen mit hervorragenden Bauten darin erkennen. Zwei architektonische Eigenthümlichkeiten fallen zunächst in die Augen, da sie einen bemerkenswerthen Gegensatz zu den sonst üblichen Anlagen in den persischen Straßen bilden. Die eine betrifft die Gallerie für den Rufer zum Gebet, welche sich auf den flachen Dächern der Moscheen und Schulen, gewöhnlich über den Haupteingängen zu denselben, in Gestalt eines luftigen Pavillons aufbaut, der aus vier Holzsäulen mit einem darauf ruhenden chinesischen Dache besteht. Die andere tritt in der Form der Ssakkachanes oder Trinkwasserbehälter entgegen, viereckige mit Gitterwerk versehene Kasten auf einer steinernen Unterlage. Eine kleine Oeffnung im Gitter gestattet das Schöpfen mittelst eines angeketteten Bechers. Diese Vorrichtungen, welche den sogenannten Ssebils der öffentlichen Brunnen in den Städten des westlichen Orients entsprechen, befinden sich in allen Bazaren und Straßen Isfahans und gelten als hervorragende Werke der Barmherzigkeit ihrer Gründer.

Inmitten der Stadt zeigen sich schon aus der Ferne jene paradiesischen Königsgärten, welche mit ihren wundervollen Bauten für sich allein eine Reise nach Isfahan in vollem Maße

verdienen. Ein herrliches Portal, dessen Höhe und Breite an die Pylonen vor einzelnen ägyptischen Tempeln erinnert, bildet den Haupteingang zu dem Quartier der Königsstadt. Wunderschöne Ornamente und Arabesken flimmern auf dem azurblauen Hintergrund der glasirten Ziegel. Dahinter öffnet sich eine breite Allee riesiger Platanen, die ihre Teheraner Schwestern in den tiefsten Hintergrund drängen. Ihr Umfang entspricht ihrem hohen Alter; wie in „der Stadt des Chalifates" so leuchten auch hier auf ihrer weißen, grauschwarz gefleckten Rinde dem Kommenden die häufig eingeschnitzten Worte Ja Ali, „o Ali!" entgegen. Die stolzen Bäume sind in gleichmäßigen Abständen von einander gepflanzt und ihr Laub wölbt ein schattiges, kühles Dach über den breiten Weg in ihrer Mitte. Hinter der herrlichen Baumwelt, deren Schönheit einen unbeschreiblichen Eindruck hervorruft, strecken sich zu beiden Seiten des hochsäuligen Baumsaales lange, aus prächtigen Werkstücken behauener Steine zusammengefügte Bassins aus. Vergilbtes und bestaubtes Laub vertritt heutzutage die Stelle des Wassers, das in ihren Becken vor langen Zeiten im Scheine der blendenden Sonne Isfahans glitzerte.

Ein großer Garten zur rechten Hand führt nach einem Wunderbau aus der glanzvollen Epoche der Sefiden, welcher noch gegenwärtig vornehmen Reisenden als Absteigequartier dient. Er gehört zur Daulet, d. h. zur königlichen Regierung, wie die Isfahaner die Gesammtanlage der Paläste bezeichnen und liegt in einem der acht Paradiese oder „Behischt", die landesübliche Benennung der Wundergärten. Das Lustschloß, eine luftige Anlage von ungefähr 100 Fuß Höhe, ist ein Juwel der persischen Baukunst, das seinem Gründer, dem König Soliman (1666—1694), alle Ehre macht. Fehlt auch manches Stück der inneren Dekorirung, ist auch vieles verblaßt und vergilbt unter dem Einfluß der Witterung und des Alters, so

ist des Schönen genug erhalten, um dem Beschauer eine fortdauernde Augenweide zu bieten und den erstaunten Blick zu fesseln. „Das Nachtigallschloß des Paradieses", wie es genannt wird, besteht aus einem einzigen Riesensaale, von dem uns der alte Chardin die folgende Beschreibung hinterlassen hat, die um so anziehender ist als sie von einem Zeitgenossen des königlichen Bauherrn herrührt.

Dieser Saal, so schildert er, welcher beinahe 60 Schritt im Durchmesser hält, ist in Gestalt eines unregelmäßigen Siebeneckes mit sieben Seitenwänden angelegt, von denen die hintere viel breiter als die übrigen ist. Den mittleren Theil bildet ein zusammengedrückter Kuppelbau, 16—18 Toisen hoch, von Wandpfeilern in Schwibbogenform getragen und zwar in gleicher Zahl mit den Ecken. Das Ganze ist mit einer Mosaïkdecke von ausgezeichneter Arbeit geschmückt. Die Wandpfeiler sind in der Runde von zwei Stockwerken durchbrochen und zwar so, daß Gallerien herumlaufen, und da hat man hundert kleine Gemächer, die prachtvollsten der Welt, angebracht und ausgespart und mit Lichtblenden versehen, die indeß hell genug sind für die Ergötzlichkeiten, für welche diese Räume bestimmt sind. Dabei ist kein einziger zu entdecken, der mit dem andern Aehnlichkeit hätte, sei es in der Gestalt, sei es in der Architektur oder in der Ornamentik und Ausdehnung der Maße. Ueberall findet sich etwas Verschiedenes und Neues: hier sind Kamine angebracht, dort Wasserbecken mit Springbrunnen, welche aus Röhren gespeist werden, die in die Wandpfeiler eingemauert sind. Dieser Wundersaal ist ein wahres Labyrinth, denn oben verirrt man sich allenthalben und dazu liegen die Treppen so versteckt, daß man sie nicht leicht erkennt. Der untere Theil ist bis auf 10 Fuß Höhe in der Runde mit Jaspis bekleidet, die Geländer aus vergoldetem Holze, die Fensterrahmen aus Silber und die Scheiben aus Krystall oder buntfarbigem feinen

Glase. In bezug auf die Ausschmückung läßt sich nichts ausführen, worin mehr Pracht und Zierlichkeit zu gleicher Zeit verschmolzen wäre; wohin man auch sieht, prangt Gold und Lasur. Die Malereien dieses Gebäudes, unter denen das Wollüstige und Nackte stark vertreten ist, tragen sämmtlich den Stempel einer erstaunlichen Schönheit und Heiterkeit an sich und haben allerwärts Spiegel von Krystallglas. Es giebt kleine Nebengemächer, deren Wände und Kuppeln ganz und gar Spiegel sind.

Am Schlusse seiner Beschreibung bekennt Chardin ganz offenherzig, er könne das Geständniß nicht unterdrücken, daß wenn man an dieser Stätte lustwandelt, die eigens für die Wonne der Minne geschaffen sei, und all diese Gemächer und Nischen durchschreitet, man das Herz so voll habe, daß man, ehrlich gesagt, ganz außer sich sei. Ohne Zweifel trage das Klima dazu bei, die Leute in eine verliebte Stimmung zu versetzen, aber sicherlich seien diese Anlagen, obgleich in mancher Beziehung nur Kartenhäuser, dennoch viel lieblicher und anmuthiger als unsere kostbarsten Schlösser.

Beinahe zweihundert Jahre später als der alte Chardin habe ich in einem der hundert kleinen Gemächer, von denen er so begeisterungsvoll spricht, auf meiner Reise im Süden Persiens gewohnt und ich kann versichern, daß die Beschreibung des französischen Calvinisten durchaus nicht übertrieben ist. Ergänzend füge ich ihr hinzu, daß vor allem die Kuppeln, sowohl die des Hauptsaales als die der kleinen Deckengewölbe in den Nebenkammern, von einer unvergleichlichen Meisterschaft der Ausführung und Ornamentik Zeugniß ablegen. Den Grundgedanken der Dekoration bildet die Nachahmung des Himmelsgewölbes, in dessen Zenith bald die strahlende Sonne, bald der gelbe Vollmond steht. Ringsherum laufen die Sternbilder in mathematisch-regelmäßigen Abständen von einander und durch ein künst-

liches System von Linien gegenseitig verbunden, welche zu gleicher Zeit als Gewölberippen dienen. Blinkendes Spiegelglas, vergoldete Rahmen und Randleisten, schöne Knaben und Mädchen in ganzer und halber Figur, bunte Vögel und Blumen, Arabesken aller Art und dazwischen wieder zierlich verschlungene Schriftzüge geben in steter Abwechslung die Muster in den einzelnen Feldern der Gewölbeflächen ab, deren mannigfaltige Gliederung und harmonische Verschmelzung zu einem großen Ganzen von einem ungewöhnlichen Grade der Erfindungsgabe und der Phantasie zeugt.

Der mittlere freie Raum, der große Saal (Talar) diente vor 200 Jahren (er erfüllt noch heute denselben Zweck) als Empfangszimmer, das im Sommer um so kühler und angenehmer ist, als das dichte Laub der Platanen in der Nähe ein wohlthuendes Halbdunkel in die offenen Arkaden wirft und das Geständniß abzwingt, daß Schah Soliman ein Mann von Geschmack und Kunstsinn gewesen sein muß. Auch die nächste Umgebung des „paradiesischen Lustschlosses" trägt den Stempel des Großartigen an sich bis zu den Springbrunnen und Wasserbecken in der Nähe hin, zu denen man auf breiten steinernen Stufen niederwärts steigt.

Die Ausflüge vom Schlosse aus durch die Königsgärten des Daulet nach der inneren Stadt rufen allerweges den unglaublichsten Glanz der Vergangenheit Isfahans wach. In wahren Wäldern von Platanen liegen eine Menge wundersamer Bauten versteckt, verbunden und getrennt durch labyrinthische Gänge und Thore, in denen man sich nur unter Führung kundiger Eingeborener zurecht findet.

Zu den hervorragendsten Gebäuden, welchen man zunächst auf der Fußwanderung begegnet, gehört unstreitig das schöne, von den Reisenden so häufig besuchte und beschriebene Schloß Tschihil-ßutun „die vierzig Säulen" d. h. das vielsäulige. Es

erhebt sich in stolzer Majestät aus der Mitte des Behischt oder Paradieses in malerisch-phantastischer Form seiner Umrisse und scheint an Höhe mit den alten Platanen in der Umgebung zu wetteifern. Nimmt man in angemessener Entfernung Stellung vor demselben, etwa in dem Gange zwischen den riesigen, gegenwärtig zum theil wasserleeren Bassins, so hat der Anblick nach der offenen Säulenhalle hin etwas theatralisch-imponirendes. Die nackte Wirklichkeit erscheint unglaublich, man gefällt sich in der süßen Selbsttäuschung, wie im Zaubermärchen urplötzlich nach dem Boden von „Tausend und eine Nacht" versetzt zu sein.

Das Gebäude, halb aus mehr und minder kostbaren Steinen, halb aus Holz aufgeführt, ruht auf einem Unterbau von etwa fünf Fuß Höhe und besteht der Hauptsache nach aus einem offenen Saale, oder, wenn man lieber will, aus einer Freihalle von über hundert Fuß Breite, die von achtzehn reich vergoldeten Säulen getragen wird, von denen jede an dreißig Fuß hoch und schraubenförmig gewunden ist. So geschmackvoll in vieler Beziehung die persische Säule ist, hauptsächlich durch das regelmäßige Stalaktiten-Kapitäl, dessen Flächen sehr häufig mit Spiegeltafeln ausgelegt werden, so geschmacklos ist fast durchgängig der Säulenfuß, vom roh gearbeiteten Holzklotz an bis zu den scheußlichen Löwengestalten aus Täbriser Marmor hin, die hier im Schlosse Tschihil-ßutun die einzelnen Säulen tragen. Die schlanken Stützen der mächtigen Decke, welche ebenso wie die zur Hälfte der Höhe mit Marmorplatten bekleidete Hinterwand der Halle mit einer erstaunlichen Kunstfertigkeit mosaïkartig bearbeitet und mit einer reichen Fülle gegenwärtig halbblinder Glasfacetten bedeckt ist, spiegeln sich in dem blinkenden Wasser ab, das innerhalb der Halle in drei Bassins die nöthige Kühlung und Frische verbreiten sollte. Achtzehn Säulen mit ihren achtzehn Scheinbrüdern im Wasser ergeben eine Summe

von sechsunddreißig Säulen, die nach der Erklärung hochweiser Perser von heute in die gerade Zahl vierzig verwandelt und so Veranlassung zur Benennung des ganzen Gebäudes geworden sei.

Aus der offenen Halle, welche im Sommer einen angenehmen Aufenthaltsort durch ihre den kühlenden Winden ausgesetzte Lage und durch die Anmuth der unmittelbaren Umgebung darbietet, führt eine Mittelthür in einen Complex reich bemalter und geschmückter Zimmer, deren Perle indeß der große, gegen sechzig Fuß lange und dreißig Fuß breite historische Bildersaal ist. Ueber den vier großen Kaminen desselben prangen vier mächtige Wandbilder, in dem Geschmack jener Zeit gemalt, in der die Gegenstände ihrer Vorwürfe noch zur damals lebenden Welt gerechnet wurden. Auf einem derselben ist Schah Abbas, der tapfere König, mitten im Schlachtgewühl abgebildet, wie er mit seinen Persern die feindlichen Usbeken zu Boden schlägt. Auf den anderen hat sich der Maler bemüht, den Schah in viel heitereren Lebenslagen vorzustellen. Da sitzt der schwarzbärtige Abbas beim fröhlichen Mahle, tafelnd, pokulirend, umgeben von seinen Verwandten, Hofleuten, den Gesandten der damaligen Zeit, vom türkischen an bis zu dem des Großmoguls, und in der Gesellschaft von Tänzerinnen und Sängerinnen, welche die Freuden des Mahles durch ihre Künste verherrlichen. Jede Figur ist Porträt, jede Stellung bedeutsam, das Kostüm von historischer Treue. Selbst die Abbildungen der Trinkgefäße werden durch ihren besonderen Formenreichthum von einer bestimmten Bedeutung für Detailstudien des Kunstliebhabers. Wie ganz anders war es damals als heute! Nicht nur welch ein Glanz, welch eine Pracht thronte am Isfahaner Hofe, sondern welch eine Freiheit, welch eine Toleranz herrschte in bezug auf Religionsansichten. Der König Wein zechend, er ein Diener des Koran, zechend inmitten einer Gesellschaft, die zum theil

aus andersgläubigen Personen besteht! Welch ein Lärm, welch eine Heiterkeit mußte einst diese Säle und Räume erfüllt haben, in welchen gegenwärtig der Perser einsam und traurig einherschleicht, kaum nach den Bildern zu schauen wagt, die ihn mit ihren lachenden Gesichtern an das alte Glück Isfahans mahnen. Heutzutage werden die Bilder vielfach von den Malern kopirt, um Bücherdeckel, Spiegel, Kalemdane und ähnliche Gegenstände mit den Erinnerungen an die vergangene Größe zu schmücken.

Die Vorhänge der Fenster und die Teppiche auf dem Boden, mit deren Reinigung man bei meinem Besuche beschäftigt war, sind noch die alten. Freilich hat Sonne und Luft sie ausgeblichen, aber ihr edler Kern ist geblieben, der aus nichts geringerem als der schwersten Seide besteht. In den kostbaren Stoff sind Bilder eingewebt, welche die Teppiche zu wahren Gobelins erheben.

Nach den Schilderungen der Zeitgenossen pflegte Abbas und seine Nachfolger in diesem Gebäude Audienz zu ertheilen. Man kann keiner glanzvolleren Audienz beiwohnen, so erzählt Chardin, als diejenige ist, welche der König von Persien in diesem Saale ertheilt. Der nach indischen Vorbildern wie ein Ruhebett gestaltete königliche Thron ist mit vier großen Kissen bedeckt, die mit Perlen und Steinschmuck bestickt sind. Eunuchen weißer Rasse, wunderbar schöne Kinder, bilden einen Halbkreis um den König und vier oder fünf erwachsene Eunuchen stehen hinter ihm und tragen seine überaus reichen und prächtigen Waffenstücke zur Schau. Die vornehmsten Herren des Reiches befinden sich neben der Estrade, worauf der Thron steht. Die Herren zweiten Ranges nehmen ihren Platz auf einer zweiten Estrade ein. Der junge Adel und alle die, welche keine Erlaubniß haben sitzen zu dürfen, stehen aufrecht da an der Vordertreppe mit der Musik. Die Bedienten endlich halten sich gleichfalls aufrecht im Garten,

einige Schritte von der Vordertreppe ab, unter den Augen des Königs. So Chardin.

Von den Gärten aus gelangt man in ein System von Gängen und Thüren, die sämmtlich wohl gepflastert sind und schließlich zu dem großen herrlichen Thore mit einem luftigen und kühlen Säulenbau darüber führten, das sich nach dem Königsplatze hin öffnet. Die besondere Heiligkeit desselben erinnert lebhaft an das Erlöserthor im Kreml zu Moskau, vor welchem bekanntlich Jeder, sei er Russe, sei er Fremder, seinen Hut abzuziehen hat. Die Schwelle der „Hohen Pforte" (A'ali qapy) des Isfahaner Kreml hatte, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine ähnliche Bedeutung, die sich im Volksglauben bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Selbst die persischen Könige stiegen vom Pferde ab, um über die Schwelle in das große Portal zu gelangen, und wer die Schwelle glücklich erreicht, ist noch gegenwärtig vor aller Verfolgung geschützt. Das Thor hat die Bedeutung eines Asyles.

Vor dem eben beschriebenen Pylon öffnet sich mit einem Male der mächtige Platz, länger als breit, welcher unter dem Namen des „königlichen" bekannt ist, einer Benennung, die er mit vollem Fug und Recht verdient. Er ist etwa tausend Fuß lang, etwas über dreihundert breit und von einer Mauer eingefaßt, hinter welcher sich die wundervollsten Moscheen und Paläste mit ihren buntglasirten Kuppeln und Thürmen, mit ihren luftigen Gallerien und chinesischen Dächern und mit ihren Portal-Ausgängen nach dem Platze zu in stolzer Pracht erheben. Diese Welt von Gebäuden zu beschreiben ist ein Ding der Unmöglichkeit, da wir der Vergleichung halber diesen Werken nichts Aehnliches an die Seite zu setzen haben. Es sind königliche Bauten im wahrsten Sinne des Wortes, feenhafte Lustschlösser, die aus der phantastischsten Einbildung in die pure Wirklichkeit hineinversetzt worden sind. Der große Meidan,

ehemals ein viel besuchter und viel gefeierter Hippodrom und ein starkbelebter Markt, dessen Bazare und Werkstätten die ganze Mauerlänge entlang liefen, ist heutzutage öde und todt, zerfallen und wankend. Ein Plundermarkt liegt jetzt auf dem offenen sandigen Platze vor dem Eingange zu den Bazargewölben der Stadt; in der Mitte erhebt sich der traurige Tacht oder Galgenstein mit seinem düsteren Mastbaume, an dessen Fuße man die Verbrecher hinrichtet. In früheren Zeiten diente die Stange, auf deren Spitze werthvolle Gegenstände befestigt waren, zugleich als Scheibe beim Isfahaner Schützenfest. Vor Alters nämlich und heute noch giebt man viel darauf, ein guter Schütze zu sein. Geübten Jägern ist es ein Leichtes, ein in die Luft geworfenes Ei oder eine Kupfermünze in ihrem Fluge zu treffen, und Schützen, die solche Geschicklichkeit besitzen, gehören keineswegs zu den Ausnahmefällen.

Die Bazare der Stadt, welche man kaum in vier Stunden zu durchgehen vermag, fangen beim Meidan an und ziehen sich in Schlangenlinien durch den bedeutendsten Theil Isfahans hin. Sie sind breit, sehr solid gebaut und mit schönen, hier und da bemalten Gewölben bedeckt. An vielen Stellen öffnet sich seitwärts ein breites Thor, das den Einblick in die Höfe gut gebauter und wohlangelegter Karawansereien der Alt- und Neuzeit gestattet. Unter den ausgestellten Waaren, die in einer sehr gefälligen und für das Auge angenehmen Weise aufgestellt waren, fand sich wenig vor, was ich nicht bereits in Teheran oder anderwärts in Persien gesehen oder kennen gelernt hätte. Eine gewisse Berühmtheit hat Isfahan immer noch in künstlerischer Beziehung, da hier der Hauptsammelplatz der persischen Malerwelt ist, die sich mit Anfertigung großer und kleiner Bilder auf allen möglichen Stoffen bis zu den pappenen Schreibgefäßen hin beschäftigt, ihre Kunst indeß ziemlich schablonenartig und handwerksmäßig betreibt. Als Freund der Kunst ver-

säumte ich nicht, dieser Künstlersippschaft meine Aufwartung zu machen. Die Leutchen saßen in ihren engen Ateliers, die sich meistens auf dem Dache eines Hauses oder im Hofe einer Karawanserei befanden, und pinselten fleißig darauf los. Sie hatten manche hübsche Arbeit vollendet; eine erste Unterhandlung mit ihnen zur Erwerbung einiger Proben ihrer Leistungen führte aber zu keinem Ziele, da sie als gute Isfahaner die übertriebensten Preise forderten. Für das, was ich später mit einem Dukaten bezahlte, gaben sie als ersten Preis zehn und mehr Goldstücke an.

In unseren Tagen werden außerdem noch zwei besondere Kunstgewerbe in Isfahan gepflegt, deren Erzeugnisse sich in Persien eines allgemeinen Rufes erfreuen und vielfach Käufer auch unter den Europäern finden. Die Metallarbeiter liefern gute Nachahmungen altpersischer Waffen (Helme, Schilde, Armschienen, Streitäxte, Lanzen- und Fahnenspitzen) in Stahl mit eingelegten Vergoldungen, sowie durchbrochene Messingarbeiten in Gestalt von hübschgeformten Gefäßen, Lampenständern, Vögeln (besonders beliebt sind die Pfauen und Enten) und Vierfüßern. Die Herstellung glasirter Ziegel (weiß und blau) mit Darstellungen in Hochrelief beschäftigt immer noch eine größere Zahl von Kunsttöpfern, obgleich ihre Leistungen an die Vollendung der früheren Meister auf diesem Gebiete selbst nicht annähernd herantreten.

Die Isfahaner zeichnen sich durch keinen besonders schönen Typus aus; täuschen wir uns nicht, so liegt in der Gesichtsbildung des groß und breit gebauten Isfahaners eine ostasiatische Beimischung, die dem specifisch persischen Element eine gewisse Häßlichkeit verleiht. Ein ovales Gesicht, eine lange, nach unten allzubreite Nase, etwas aufgeworfene Lippen scheinen mir zu den Hauptmerkmalen des isfahanischen Typus zu gehören. Auch in ihrem Charakter haben sie wenige Eigenschaften guter Natur,

welche ihre sonstigen Mängel zu verdecken im stande wären. Der Isfahaner ist als eingebildeter Großstädter hochmüthig und aufgeblasen, unduldsam, mit einem Worte unleidlich, nebenbei Schwätzer und wie die Mehrzahl seiner Landsleute aufschneiderisch und lügenhaft. Eine seltsame Feindschaft besteht zwischen den Bewohnern von Isfahan und Schiras. Der gegenseitige Haß ist so groß, daß bei Begegnungen die gröbsten Schmähungen aufeinander losgeschleudert werden, so daß es nicht selten zu argen Prügeleien kommt.

Die Allee des Daulet, welche gegen Ende des 16. Jahrhunderts vom Schah Abbas I. angelegt worden ist, hat eine Breite von 63 großen Schritten und eine Länge von 7000 Fuß, die zu ihr gehörige Brücke, von der wir gleich reden werden, mit einbegriffen. Springbrunnen und große Bassins, welche aus den solidesten Werkstücken zusammengefügt sind, dazwischen Blumenbeete und Rasenplätze, alles dies überschattet von dem Laubdache der persischen Plantanen, die hier mit besonderer Regelmäßigkeit in langen Reihen angepflanzt sind, bilden die unmittelbare Straße, welche von den Palästen am Königsplatze bis zu dem entgegengesetzten Ufer des Sajende-Rud ohne Unterbrechung geleitet. Gärten mit hohen, wohlangelegten Mauern, Lusthäuser, Paläste und gelehrte Schulen mit herrlichen Portalen fassen diesen breiten Weg zu beiden Seiten ein, nur hier und da durch Quergänge unterbrochen, welche den Blick nach neuen, unerwarteten Schönheiten im Hintergrunde ablenken. Sie zu beschreiben ist nur der poetischen Feder möglich, da hier alles erschöpft ist, was jemals die morgenländische Phantasie an feenhafter Schönheit erdacht und ausgeführt hat.

Nachdem man lange Zeit zu Pferd im langsamen Schritte die Allee oder die Tschehar-bagh durchmessen hat, den Blick nach den Gebäuden zur Rechten und Linken werfend, befindet man sich zuletzt vor dem Eingange einer Brücke, die

in ihrer Größe und künstlerischen Anlage einen würdigen Schlußstein des Ganzen abgiebt, und wie alles Uebrige, was man bisher im Lande der Sonne gesehen und bewundert hat, so gar nicht nach dem heutigen Persien hinzugehören scheint. Chardin, der sie bald nach ihrem Bau kennen lernte, beschreibt sie so, wie ich sie noch gesehen habe. Ich nehme ihn zum Führer meiner Schilderung, um nichts zu vergessen, was der Erwähnung werth scheint, noch um mich der Uebertreibung schuldig zu machen, wo der Maßstab allein schon hinreicht, den besonnensten Reisenden zu bestechen.

Allah-Werdi-Chan, welcher Generalissimus des großen Eroberers [Schah Abbas I.] war, zu gleicher Zeit sein bester Freund und Liebling, hatte sich den Bau dieser Brücke, ein vorzügliches architektonisches Werk, zur Aufgabe gestellt. Eine Chaussee von achtzig Schritt Länge von einem Ende zum andern und mit einem kaum bemerkbaren Neigungswinkel, verbindet die schöne Brücke mit der Allee. Die Brücke hat eine Länge von dreihundertundsechzig Schritten und eine Breite von dreizehn. Sie ist aus Werksteinen erbaut, mit Ausnahme der Seitenmauern, welche als Brustlehnen oder Vorsprünge dienen und aus Ziegeln aufgeführt sind. Vier runde Thürme von der Höhe der Mauern, aus Werkstücken errichtet, flankiren die Brücke. Diese Mauern haben eine Dicke von sechs Fuß, eine Höhe von vierzehn bis fünfzehn Fuß und sind der ganzen Länge nach von einem Ende bis zum anderen durchbrochen. Oben darauf befindet sich ein drei Fuß hoher durchbrochener Mauerrand, dessen Ziegel so aufgesetzt sind, wie etwa die Lohkuchen bei den Lohgerbern. Das Ganze sieht so aus wie Gallerien oder Plattformen, zu welchen man von den Eckthürmen aus emporsteigt. Dieselben Mauern sind ferner mit schwibbogenartigen Fensteröffnungen von der ganzen Mauerhöhe versehen, die eine Aussicht nach dem Flusse hin gestatten

und woselbst man frische Luft schöpfen kann. Der Zahl nach sind es auf jeder Seite vierzig, zwanzig große und zwanzig kleine. Gerade in der Mitte der Brücke befinden sich zwei kleine Gemächer, die nach dem Wasser hinaus gebaut sind. Man steigt zu ihnen auf vier Stufen hinab und kann von da aus das Wasser, wenn es gerade hoch steht, mit der Hand schöpfen.

Meine Schilderung bisher betrifft eigentlich nur den oberen Theil der Prachtbrücke, die von vierunddreißig Bogen getragen wird. Die letzteren sind aus einem grauen Steine aufgeführt, der härter als Marmor ist, nur nicht so glatt geschliffen, und ruhen auf einer Unterlage von derselben Steinart, die breiter als die Brücke ist und auf beiden Seiten um zehn Fuß darüber hinaussteht. An den Enden und in der Mitte sind Oeffnungen wie Kanäle angebracht, so daß man bei niedrigem Wasserstande auf diesem Unterbau ganz trocken einherspazieren kann, da die ganze Wassermenge durch die vorerwähnten Öffnungen einen Abfluß hat. Die Bogen sind in der Dicke von einem Ende bis zum andern durchbrochen und in Abständen von zwei zu zwei Schritten liegen große viereckige Steine, von der Höhe einer halben Toise (36 Zoll), auf welchen man den Fluß überschreiten kann, indem man von einem zum andern springt. Ueber diesem Ganzen befindet sich schließlich eine kleine Gallerie, die auf dem Scheitel der Bogen am Rande angelegt ist, so daß also acht Personen zu gleicher Zeit auf verschiedenen Gängen diese Wunderbrücke zu passiren im stande sind. Man nennt sie gewöhnlich die Dschulfa-Brücke, weil sie die Stadt mit der Christen-Vorstadt in Verbindung setzt, aber auch nach ihrem Erbauer die Brücke Allah-Werdi-Chans. Ich vergaß anzuführen, daß man von dem oberen Theile der Brücke unterhalb derselben bis zur Wasserhöhe auf Treppen innerhalb der Bögen niedersteigen kann.

Die Brücke, welche Chardin mit aller Genauigkeit beschreibt,

hat sich wunderbar gut erhalten. Als ich sie in ihrer ganzen Länge durchritt, die durchbrochenen Fenster und Gallerien zur rechten und zur linken Hand, hatte ich den Eindruck, als befände ich mich auf der berühmten Dirschauer Weichselbrücke, nur mit dem Unterschiede, daß man sich das Eisenmaterial der letzteren in den solidesten Stein verwandelt denken muß. Eine Brücke von der angegebenen Länge setzt einen breiten Strom voraus. In der That liegen die beiden Ufer des Sende-Rud ziemlich weit auseinander, allein zur Zeit meines Aufenthaltes in Isfahan war das Wasser desselben so niedrig, daß nur ein schmaler Streifen in Schlangenwindungen durch das helle sandige Bett langsam dahinzog. Das Wasser sah dunkel und schmutzig aus und schien am allerwenigsten, wie sein Name besagt, „Lebenswasser" zu sein, eine Folge der zahlreichen Blaufärber, welche an seinen Rändern mitten im Flußbette hocken und ihre gefärbten Stoffe waschen und klopfen. Auffallend war es, daß einzelne Färber in das Flußbett Löcher gegraben hatten, welche sich allmählich mit Wasser füllten, so daß sich die Arbeiter derselben wie Wasserfässer bedienen konnten. Im Frühling pflegt der Fluß anzuschwellen und sich mit einer Wassermenge zu füllen, die das sonst so leere Becken von einem Ufer zum andern bedeckt. Vor mehreren Jahren, wie mir von den Isfahanern erzählt wurde, stiegen die Wasser so gewaltig und rauschten mit einer solchen Heftigkeit, daß drei Bögen der gepflasterten Brücke vollständig hinweggespült wurden. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht so sehr über den Fluß und seine Gewalt wunderte, als über die Thatsache, daß die Städter die Brücke hernach wiederhergestellt hatten und es verwinden konnten einen alten Bau zu restauriren.

Hat man die stattliche Brücke hinter sich, so verfolgt man nicht etwa die gerade Allee, welche zu neuen königlichen Anlagen und Lustschlössern auf dem anderen Ufer des Flusses führt,

sondern biegt rechter Hand ab, um nach Dschulfa zu gelangen. Man reitet eine Zeit lang an den hohen Ufern einher, schwenkt dann linker Hand in eine düstere Gasse ein, mit halbverfallenen Erdwänden und Weingärten dahinter, und verfolgt in gerader Richtung, an der Seite eines wasserleeren Grabens, den ungepflasterten Weg. Man befindet sich nach einem halbstündigen Ritte von den acht Paradiesen aus bereits in Dschulfa. Ein kleines Holzthor von etwa halber Straßenbreite führt zur Rechten in die Hauptgasse, die zunächst durch die Anwesenheit hoher, solid aufgeführter Klostermauern auffällt, und in einen Meidan oder Klosterhof mit bazarartigen Hallen mündet, der sich vor der Hauptkirche der Christenstadt befindet und gleichsam das Herz derselben bildet. Neue Gassen und Gäßchen verzweigen sich von hier aus allerwärts hin. In ihrer Mitte befindet sich ziemlich regelmäßig angelegt ein breiter Graben mit Querrinnen; der ungepflasterte Weg ist auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, nur selten öffnet sich die niedrige Thür nach der Straße hin, um ein halb verschleiertes, in rothgefärbte Stoffe gehülltes neugieriges Frauengesicht erkennen zu lassen. Das Kreuz, welches von der Kuppelspitze der Hauptkirche Dschulfas in die Straße hineinragt, erinnert viel lebhafter als der Anblick der persisch gekleideten Bewohner der Vorstadt an den Aufenthalt unter Christen, wenn auch mit geringen Ausnahmen unter solchen, die weniger durch die traurigen Schicksale ihrer Kirche, als durch das Leben mitten unter der muhammedanischen Bevölkerung bereits halb verkommen sind und wenig vom ächten Christenthume bewahrt haben.

Das Haupt der armenischen Christen in Persien und ihrer nach Indien ausgewanderten Glaubensgenossen ist ein Erzbischof oder, nach seiner persischen Benennung, ein Chalifa, der seinen Wohnsitz in dem vorher erwähnten Kloster aufgeschlagen hat. In Iran leben gegen 3300 Familien armenischer Her-

kunft, wovon etwa 300 auf Dschulfa fallen, in Indien 700, so daß der Kirchensprengel des Erzbischofes 4000 Familien mit etwa 28000 Seelen umfaßt. In Teheran, wie ich nebenbei bemerken will, sind gegen 100 armenische Familien ansässig, die ihren Gottesdienst in zwei Kirchen daselbst abhalten. Der gegenwärtige Schah gestattet nicht nur den Armeniern sondern auch allen übrigen in Iran weilenden Christen die freie Ausübung ihres Kultus unter der Bedingung, daß sie sich von allem Proselytenwesen fernhalten.

Die armenische Hauptkirche in Isfahan hat die Gestalt eines Kreuzes, das Innere der Kuppel des Kreuzgewölbes ist auf Goldgrund mit einer Fülle reizender Blumen und Arabesken in saubersten Buntmalerei bedeckt, ebenso der ganze obere Theil der glatten Wandseiten, an welchen in dichtgedrängter Reihe, neben- und übereinander, ältere Oelgemälde, meist Copien guter Meisterwerke, aufgehängt sind, deren Gegenstände der heiligen Geschichte und der Legende angehören. Schön glasirte Ziegel mit eingebrannten Blumen auf weißem Grunde schmücken die unteren Flächen der Wände. Der iranische Einfluß auf die christliche Kunst ist allenthalben sichtbar und erinnert an die persischen Dekorationen in dem armenischen Rom, Etschmiasin, in der Nähe von Eriwan nördlich vom persisch-russischen Grenzflusse Araxes.

Das „Mureches“ oder der Abschied von Isfahan ist nicht leicht, besonders wenn es sich um die Reise nach Fars, der südlichsten Provinz des iranischen Reiches, handelt. Der Tscherwadar und das Dienervolk haben in Isfahan ihre Freunde gefunden, in den Theehäusern sitzt es sich gut und bei dem kollernden Kalian fließen die Stunden wie Minuten dahin. Endlich steht die Karawane reisefertig da und schlägt in langsamen Marschtempo den Weg über die stolze Brücke Allah-werdi-Chans ein. Dschulfa mit seinen Kirchen bleibt zur rechten Hand liegen,

man verfolgt die Straße zur linken am Sende-Rud entlang und läßt die malerischen Trümmer ehemaliger Prachtschlösser Schah Abbas', welche auch diese Seite des Flusses in ununterbrochener Folge bedecken, langsam an sich vorüberziehen. Halb versunkene Terassen, verfallene Springbrunnen, zerstörte Wasserfälle und eine Reihe wankender Sommerpaläste treten fast bis an das Flußufer heran, die letzten Erinnerungen an die glänzende Vergangenheit der vergessenen Sefiden. Den Schlußpunkt der langen Palastzeile bildet Hest-dest d. h. Siebenhand, ein starkes Schloß mit sieben Hallen, dicht an der zweiten Steinbrücke gelegen, welche es mit dem gegenüber liegenden Theile von Isfahan verbindet. Bis zur Höhe der Straße baut sich am Ufer ein prachtvoller Quai aus behauenen Werkstücken auf, welcher das Schloß nach der Wasserseite hin begrenzt. Der Unterbau des königlichen Hauses besteht aus Granitquadern, auf welchen scharfkantig die eigentlichen Mauerwände in Gestalt wohlzusammengefügter Sandsteinblöcke emporsteigen. Im Innern des wie für die Ewigkeit geschaffenen Gebäudes herrscht Oede und Leere und nur die historischen Erinnerungen auf dem beschriebenen Papiere und die Sagen im Munde des Volkes beleben den verlassenen Talar mit seinen sieben Hallen.

Die Karawane zieht über das Pflaster der Brücke hinweg, die mit ihren Bögen, Schleusen, Gallerien und Gewölben in Stein an Großartigkeit und Schönheit die Brücke von Dschulfa fast noch übertrifft. Eine lange Allee, mit den regelrechtesten Sandsteinquadern wie der glatte Boden eines Ballsaales parkettirt, bildet die Fortsetzung der Brücke in geradliniger Verlängerung. Rechts und links war sie einst von Gärten und Mauern, von Kanälen und Springbrunnen aus Alabaster und Täbriser Marmor eingefaßt und an ihrem Ende von breiten treppenartigen Terrassen begrenzt, — aber alles ist heutzutage verfallen und wie aus den Fugen gerissen.

Die Thiere kommen in das Freie und betreten die eigentliche Karawanenstraße. Nach Landessitte begrüßt den Reisenden ein ausgedehnter Todtenacker aus älteren Zeiten, denn es ist gut den Wanderer in dieser Weise an das letzte Ziel seiner irdischen Pilgerfahrt zu erinnern und ihm das Momento-mori vor Augen zu halten. Unter den Denkmälern, welche die liebende Hand auf die Grabstätten einst hatte errichten lassen, fällt ein stehender Löwe mit der Maske eines Mannes auf. Er ist aus dem härtesten Granit gearbeitet; die beiden Schilde und der Bogen auf der rechten Seite des Thierkörpers sollen das Andenken an einen tapferen Krieger zurückrufen. Andere Gräber tragen Steinplatten mit eingemeißelten Inschriften im schönsten Charakter der persischen Schriftzüge, einige zeigen das Bild eines Reiters oder eine Cypresse, den morgenländischen Todtenbaum, an dessen Spitze eine Lilie die Knospe der Hoffnung öffnet. Dazwischen liegen kleine Imamsades, die Mausoleen von Heiligen, mehr oder weniger zerfallen; das Ganze ein doppelt trübes Bild der Vergänglichkeit des Menschen und seiner geträumten Herrlichkeit.

Ein Hügelrücken, der in allen Regenbogenfarben schillert, legt sich quer vor die Straße. Der Blick von seinem höchsten Punkte aus gestattet einen letzten Gruß an Isfahan, das sich von dieser Seite aus wenig malerisch mit seiner ausgedehnten Häusermasse langweilig ausstreckt. Eine breite Ebene öffnet sich hinter dem Höhenzuge, der ganze Horizont ist von aufsteigenden Bergzügen mit ihren gezackten Kämmen umschlossen. Baumgruppen, Dörfer und Taubenthürme bedecken die große Fläche, auf welcher am fernen Horizonte Gazellenheerden in flüchtigem Laufe dahinjagen.

Der Taubenthurm ist eine berechtigte Eigenthümlichkeit der Umgebung von Isfahan; seinem Dasein verdankt Isfahan die Güte und Fülle seiner ausgezeichneten Melonen. Die Thürme,

in welchen Tausenden von Tauben eine Wohnung angewiesen ist, tragen das Aussehen vornehmer und solider Bauten. Man denke sich von unserer Holländer-Mühle die Flügel hinweg und man erhält eine ziemlich genaue Vorstellung des Taubenthurmes mit seinen weiß und roth gemalten Streifen um den oberen Rand des eigentlichen Thurmkörpers, aus dessen Mitte sich der luftige Aufbau eines kleineren Thurmes mit rundem Deckeldache erhebt. Kegelartige Thürmchen aus gebrannten Ziegeln umgeben den oberen Rand. Die rothen Steine sind wie Lohkuchen übereinander aufgeschichtet und die zahlreichen Zwischenöffnungen bilden die Thüren zu den Nestern der einzelnen Taubenpärchen im Innern des Thurmes selber. Für diejenigen Reisenden, welche Aegypten besucht haben, weckt der Anblick der Isfahaner Taubenthürme lebhafte Erinnerungen an die hohen Taubenschlösser der ägyptischen Fellachen auf der breiten Ebene des Delta und an den Ufern des oberen Landes wach. Hier sind es konisch angelegte hohe Bauten oder burgähnliche Häuser, welche zu den niedrigen Hütten der Dörfler fast verächtlich niederwärts schauen. Auch im gesegneten Nilthale wird der Dünger zur Melonen-Kultur verwendet und der Ueberschuß an reisende Griechen verkauft, welche den ägyptischen Guano nach ihrer Heimath ausführen.

Das frei liegende Dorf Kitschi bildet die erste Station hinter Isfahan. Wie die Mehrzahl der persischen Wasserläufe hat auch der überbrückte Bach in der Nähe der ärmlichen Ansiedlung salzhaltiges Wasser, in welchem Tausende von Forellen ein behagliches Dasein zu führen scheinen. Die Perser halten die Fische für geheiligt oder behext, da Niemand von den Eingeborenen es wagen würde die schmackhaften Wasserbewohner zu genießen. Kitschi besitzt kein Posthaus, der Reisende ist daher genöthigt die Gastfreundschaft der Ortsbehörde oder des Kedchoda in Anspruch zu nehmen, dessen Wohnung sich wenig von

den bescheidenen Hütten seiner Landsleute unterscheidet. Ein eigenthümliches Ornament der Wohnungen bilden lange Reihen getrockneter Weintrauben, welche an der Decke befestigt sind. Majar, sechs Parasangen weiter südwärts gelegen, heißt das nächste Reiseziel. Die steile Paßhöhe des Ortschini-Gebirges muß auf dem langen Wege überwunden werden. Zwischen hohen Granitwänden gelangt man zu dem treppenartig ausgearbeiteten Passe. Die künstlich angelegte Bergstraße, sicherlich ein Werk aus den älteren Zeiten der persischen Geschichte, gewährt kaum für zwei Thiere den nöthigen Raum, dabei sind die Stufen der Granittreppe bereits so abgetreten, daß sie eher einer spiegelglatten schrägen Ebene als einer Treppe gleichen. Der Reiter ist genöthigt von seinem Pferde zu steigen, will er sich nicht der Gefahr eines Sturzes aussetzen, wenn auch Brustwehren zur Rechten einige Sicherheit gegen den Fall in die Tiefe darbieten. Anbauten von Menschenhand füllen die hohlen Stellen des Gesteines aus. Auf der Höhe des Passes zeigen sich die Spuren einer thorähnlichen Anlage, als habe einst die Absicht vorgelegen den Felsenweg nach Süden hin abzusperren. Auf einer Bergspitze, scheinbar unerreichbar für den Wanderer, beherrscht ein Thurm die wilde Felsenlandschaft mit ihren Schluchten und Verstecken. Hier lagen einst kleine Besatzungen zum Schutze gegen Wegelagerer und Räuber, welche die Luri und Bachtiari in ausgiebiger Zahl zu stellen pflegten. Der Abstieg führt in ein todtenstilles, wildromantisches Felsenthal, das von schwarzgrau schimmernden Steinwänden eingeschlossen ist. Im blauen Luftmeere darüber wiegen sich Adler und Geier.

Der Weg dauert etwa eine gute halbe Stunde und endet an der Stelle, wo sich plötzlich eine große, plateauartige Ebene mit dem Charakter des Steppenlandes vor dem Auge in scheinbar endlose Ferne ausbreitet. Zur Rechten der Karawanenstraße

liegen eine Anzahl von Dörfern zerstreut; daß sie bewohnt sind, läßt sich kaum behaupten. Die Ansiedelungen und Karawansereien in unmittelbarer Nähe des Weges sind in Schutt und Trümmer zerfallen und kein menschliches Wesen zeigt sich in den verlassenen Ruinen. Ueber einen Höhenzug hinweg wird endlich Majar mit seinen Gärten erreicht. Der Eintritt in das Dorf führt nach Persersitte mitten durch einen ausgedehnten Leichenacker. Der dahinterliegende Ort ist zur Hälfte zerstört, scheint aber seinem Umfang nach früher von Bedeutung gewesen zu sein. Die Karawanserei, ein Werk des großen Abbas, gehört wenigstens zu den schönsten Bauten aus der Epoche dieses Königs. An Granitplatten und Musterkarten des herrlichsten Mosaïk aus gebrannten bunten Ziegeln und Faïencen ist ein wahrer Ueberfluß vorhanden. Wie allenthalben so fehlt auch hier nicht die Cisterne neben der Karawanserei.

Der Weg von Majar auf einer Strecke von sechs Parasangen nach der Stadt Kumischeh führt über ein weites Plateau, das nach allen Richtungen hin von dunklen Bergzügen begrenzt wird. Entbehren auch die Linien der felsigen Höhen nicht einer malerischen Wirkung, so reicht der Anblick auf die Dauer nicht aus um die Monotonie der Reise zu bannen. Kleine grüne Punkte auf der graubraunen Fläche bezeichnen die Anwesenheit einzelner Dorfschaften auf der westlichen Seite der Straße. In einem Nebenthale, das sich zwischen den Höhen rechter Hand hinzieht, wirkt die plötzliche Aussicht auf ein geschmackvolles Gebäude, halb Palast, halb Moschee, ebenso belebend als überraschend auf den ermüdeten Wanderer. Der zierliche Bau, ein dem Schech Risa geweihtes Imamsade, glänzt im hellen Sonnenschein auf einer Anhöhe mit weiter Aussicht, dahinter birgt sich ein Leichenacker mit schönen Denkmälern aus dem härtesten Granit gemeißelt. Ein halb zerbrochener Granitlöwe sitzt in trauriger Einsamkeit inmitten der Todtenstadt.

Noch eine halbe Stunde weiter über ein hügelreiches Terrain zieht sich die Straße in gerader Richtung bis nach der Stadt Kumischeh hin. Mit ihren Gräben, Brücken, Thürmen und Mauern macht sie den Eindruck einer persischen Festung. Ein kleines Stadtthor führt in das Innere des Ortes, in welchem ein Untergouverneur des Schahsade von Isfahan seine Residenz aufgeschlagen hat. Die Stadt selbst, wenn auch verfallen, hat dennoch ein reinliches Aussehen. Die Straßen sind regelmäßig angelegt und die Einwohner empfehlen sich durch eine städtische Höflichkeit. Ihre Kopftracht, wie überall in den Städten und Dörfern im Süden Persiens, zeichnet sich durch eine durchgehende Eigenthümlichkeit aus. Eine hohe spitze Mütze aus blumig bedrucktem steifen Kattune bedeckt das Haupt, wobei die beiden Einschnitte an den Seiten in die Ohren eingezwängt werden. Anmuthig ist der Anblick grade nicht, aber der Reisende gewöhnt sich allmählich daran und findet es vielmehr auffallend, wenn ihm die nordische Lammsfellmütze des persischen Beamten gegenübertritt. Die Umgegend von Kumischeh erfreut das Auge durch eine vorzügliche Bodenkultur, die in den kleinen Gärten und auf den Feldern überall zu Tage tritt und den Fleiß der Bewohner verkündet. Beinahe ohne Unterbrechung dehnt sich von der Stadt bis zur nächsten, vier Parasangen südwärts gelegenen Station Wehschare das reich bebaute Land mit seinen Dörfern und Taubenthürmen aus. Eine ergiebige Wasserader hat das üppigste Pflanzenleben in diesem abgelegenen Theile der iranischen Königreiche hervorgerufen. Das Dorf Wehschare mit seinen fahlbraunen Erdmauern auf der rechten Seite der Landstraße besitzt neben seinem Kedchoda ein armseliges düsteres Posthaus, wie gewöhnlich außerhalb des Ortes gelegen.

Der achtstündige Ritt von hier bis Jesdechast kann nicht zu den angenehmen Reisetagen auf dem iranischen Boden gerechnet werden. Die einzige Abwechselung auf dem langen

Plateau bietet der Anblick der Ruinen von Mahsudbeg, mit seinen Schutthügeln und verlassenen Taubenthürmen, und des wohlumwallten Dorfes Eminabad mit seiner gut erhaltenen Karawanserei, wie gewöhnlich aus älteren Zeiten. Die Bachtiarenfurcht erklärt die Anwesenheit einer ganzen Reihe von Wachthürmen längs der einsamen Karawanenstraße. Bei Eminabad, um auch dies in Erinnerung zu bringen, läuft die Grenzlinie zwischen den Provinzen Isfahan und Schiras in der Richtung von Osten nach Westen.

Jesdechast gehört zu den wundersamsten Städten im Lande der Sonne. Ein Todtenacker, mit Granit-Denkmälern von trefflichster Erhaltung und großartigster Schönheit bedeckt, liegt vor der Stadt. Die sprechenden Erinnerungszeichen an die Todten lassen auf Größe, Macht und Kultur der ehemaligen Bewohner einen sicheren Schluß ziehen. Das Bild der Stadt selber, einer alten Ansiedelung von Feueranbetern, prägt sich in unauslöschlichen Zügen dem Gedächtniß ein. Man versetze sich an den Rand eines langen und breiten Erdspaltes, welcher den ebenen Boden zerrissen hat. Die Steilwände dieses Schlundes sind durchlöchert und zerfressen und gleichen einem Gerippe von Felsenknochen. Wie eine Insel aus dem Meeresgrunde, so steigt aus diesem Riesenloche ein aus Conglomeratgestein bestehender Felsenhügel zur Höhe, auf dessen Rücken eine zahllose Menge viereckiger Thürme, die ein einziges gewaltiges festungsartiges Bauwerk zu bilden scheinen, sich dicht aneinander drängt. Die Grundlage der Thürme, von denen jeder einzelne ein besonderes Haus darstellt, ruht auf dem Felsen, über welchem die menschliche Wohnung aus gebrannten Ziegeln und Felssteinen aufgerichtet ist. Etagenweise und in verschiedener Höhe zeigen sich die dunklen Fensteröffnungen, ordnungslos und unsymmetrisch angelegt und von thürartigen Nischen unterbrochen, aus denen lange Holzstangen als luftige Balkone

hervorragen. So romantisch in allen Beziehungen der Anblick dieses Felsennestes ist, so sehr vermindert sich die Freude an der malerischen Seite durch die Entdeckung einer ekelhaften Beigabe, die aus kleinen Löchern ihren Abgang findet und in langen Rinnen die Außenwände der Thurmhäuser verunziert. Es muß freilich zugestanden werden, daß selbst in Isfahan diese sanitätswidrige Häuser-Decoration zur landesüblichen Sitte gehört. Den Zugang zur Felsenstadt bietet nur ein einziges Brückenthor, welches in die Hauptstraße des Ortes führt; Nebengassen oder Plätze sind sonst nicht vorhanden. Die Gasse ist eng und schmal, die Thüreingänge sämmtlicher Häuser münden in dieselbe, daher wie geschaffen zur Vertheidigung gegen eindringende Feinde. Von den etwa 200 Häusern der Stadt ist ein großer Theil infolge eines Erdbebens zerstört worden, andere zeigen klaffende Risse und Oeffnungen. Nach den Aussagen sollen Erdschütterungen nach dreißigjährigen Ruhepausen regelmäßig wiederkehren und die Anwesenheit einer Menge von Mauersteinen und Felsstücken erklären, mit welchen der Boden nach der Außenseite der Stadt, rings um den Inselfelsen, wie besät erscheint. Die Mauerreste aus älteren Zeiten, welche sich im Innern befinden, werden von den Ortsinsassen als Werke der Gebrha d. h. der Feueranbeter bezeichnet.

Von Jesdechast aus liegt die nächste Station nach dem Süden, der Ort Schulgistan, sechs Parasangen entfernt. Der Weg ist ebenso eintönig als das Reiseziel traurig und düster. Man verläßt gern das Posthaus neben einer Quelle mit behexten Fischen in möglichst früher Zeit, um das folgende Mensil Abadeh, fünf Parasangen weiter, zu erreichen. Der zu durchmessende Weg führt über ein wüstes Plateau ohne Spuren menschlicher Ansiedlungen, bis sich endlich eine Stunde vor der Ankunft die Scenerie ändert und ausgedehnte Felder und Gärten im grünen Pflanzenschmucke durch ihren Anblick eine fröhliche

Augenweide bieten. Sie ziehen sich bis zu dem Fuße dunkler Gebirgshöhen im Hintergrunde fort, überragt von einem Wallfahrtsorte, der in Gestalt eines Imamsade auf einem erhöhten Punkte dem Wanderer freundlich zuwinkt. Dorf reiht sich an Dorf, bis endlich das stattlichste aller, Abadeh, links von der Karawanenstraße und in der Nähe einer Wasserader, in den Vordergrund tritt. In der That darf sich der Ort, welcher von hohen und starken Mauern und Thürmen umschlossen ist, des Namens einer Festung rühmen, durch welchen ihn ältere Schriftsteller auszeichnen. Das Thor ist solid und zweckmäßig gebaut und selbst die Straßen und Gassen verrathen eine wohl berechnete Vertheilung des Platzes. Im Lande der Sonne erfreut sich Abadeh eines besonderen Rufes, da die Einwohner mit staunenswerther Fertigkeit aus dem Holze des Birnbaumes alle möglichen Gegenstände mit eingeschnitzten Bildwerken und Arabesken herzustellen verstehen. Kästen, Kalemdans oder Schreibetuis, Spiegelrahmen, Löffel u. a. m. bilden einen ständigen Industriezweig in Abadeh, wobei der feine helle Lacküberzug ein vielgerühmter Vorzug der kunstvollen Holzwaare ist.

Die Reise von Abadeh nach Meschhed-Murghab, in dessen Nähe sich mit vieler Wahrscheinlichkeit die Trümmerhaufen von Pasargadä, der nachweisbar ältesten persischen Königsstadt, befinden, kann auf zwei verschiedenen Wegen zurückgelegt werden, je nachdem man in der warmen oder in der kalten Jahreszeit die Reise unternimmt. Im Sommer wählt man die hochgelegene Bergstraße, welche über Jeklid führt, im Winter die lange und schlechte Straße in der Ebene über die Ortschaften Surmeh, Chane-chorre und Dehebid. Fünf Parasangen zählt man bis zu dem großen und schönen Dorfe Jeklid, mit einem solchen Reichthum an Wasserläufen, daß man, von den Bergen niedersteigend, an die Ufer eines mächtigen Stromes zu kommen glaubt. Eine herrliche Vegetation bietet den entzückendsten An-

blick dar, dickstämmige, schattige Bäume, dunkles Buschwerk, üppig grüne Felder und fruchtreiche Gärten wechseln in ununterbrochener Folge ab, während sich die Häuser der Ortschaft im grünen Gehege oder unter dem Blattwerk der Baumkronen zu verstecken scheinen. Der Ueberfluß des Wassers, dessen sich Jeklid erfreut, erhebt die Färberei daselbst zu einem Haupt-Industriezweig.

Die Reise von Jeklid nach Dälli-Naser nimmt auf einer Ausdehnung von sieben Parasangen volle zehn Stunden in Anspruch. Der Weg geht zunächst durch wilde Felsenlandschaften, die einem rauhen unfruchtbaren Massengebirge angehören. Ein Paß von nahe 7000 Fuß Höhe muß überwunden werden. Auf den öden Hochflächen pflegen wandernde Jlat aus Fars ihre dunklen Zelte in der sommerlichen Jahreszeit aufzuschlagen. Die Station selber zeigt sich als ein befestigtes Dorf, das von einem häßlichen Volke bewohnt ist. Ueber welliges Hügelland zieht die Karawanenstraße neben einem fließenden Gewässer, mit Schilfvegetation an seinen Rändern, ihre langen Streifen vier Parasangen südlich weiter nach dem Kala' oder der Festung Kasian, einem ummauerten Dorfe, welches gleichsam die Hauptstadt der umwohnenden Nomaden bildet. Die hochgelegene Ansiedlung, in heller Beleuchtung und aus weiter Ferne gesehen von malerischer Wirkung, schrumpft in der Nähe zu einem schmutzigen Erdhügel auf einem Sandhügel zusammen. Vor dem Eingange zum Dorfe befindet sich eine ganze Reihe von Erdhütten, auf deren Dachkuppeln der Reisende seinen Weg nach der eigentlichen Festung nimmt.

Von Kasian bis Murghab dauert die Weiterreise eine Zeit von sieben vollen Stunden. Sie geht durch ein wasser- und vegetationsreiches Gebirgsland, das mit vereinzelt stehenden Bäumen und Buschwerk besetzt ist. Eine kleine Stunde vor Murghab spaltet sich der Weg in zwei Richtungen. Die

Straße linker Hand, bequem aber länger, führt in der Ebene weiter, die zur Rechten, die kürzere, nöthigt eine felsige Bergkette zu erklimmen, die nach dem wasserreichen Murghab führt. Das Dorf, welches diesen Namen trägt, ist ziemlich ausgedehnt, aber von elendem Aussehn. Ein Posthaus liegt in seiner unmittelbaren Nähe, aber nach europäischen Begriffen so unwohnlich wie die Hütten im Dorfe selber. Für einen Jägersmann bietet sich in der Umgegend von Murghab Gelegenheit eine Jagd auf Gazellen zu unternehmen.

Die Reise nach der nächsten Station Kemin hat ihren besonderen Reiz, denn sie streift die lange Ebene von Pasargadä, durch welche sich wie ein schmaler Kanal „das Wasser von Murghab" hindurchzieht. Massige Erdrücken senken sich auf der rechten Seite der Straße zu hügeligen Vorbergen nieder, zur Linken dehnt sich ein Höhenzug von bedeutender Länge aus. Die Anwesenheit des Wasserstreifens genügt, um den angrenzenden Boden mit einem frischen Wiesengrün zu überziehen. Nach einem zweistündigen Ritte auf der Hochebene zeigt sich rechter Hand von der Straße auf dem Kamme eines Hügels von etwa 40 bis 50 Fuß Erhebung ein eigenthümliches, terrassenartig angelegtes Bauwerk, das von den Eingeborenen mit dem Namen „Thron der Mutter Solomons" bezeichnet wird. Pasargadä oder Pasargada alten Angedenkens ist damit erreicht. Unser Fuß betritt die historische Stelle, auf welcher König Astyages Schlacht und Thron im Kampfe gegen seinen Enkel Kyros verlor.

Man hat die Streitfrage erhoben, ob die Trümmer der Vorzeit, welche auf einem Punkte der Ebene vereinigt sind und von denen mehrere den Namen des Kyros in persischer Keilschrift zeigen, thatsächlich dem alten Pasargadä angehören. Mehr als Alles ist es die Beschreibung des Grabes Königs Kyros bei den Schriftstellern der Alexander-Zeit, welche die

Zweifel darüber erledigt. Das noch vorhandene Grab, von einer Gesammthöhe von 36 Fuß und aus weißen Marmorblöcken ausgeführt, besteht aus einem Sockel von sieben glatten Stufen, von denen die vier unteren höher als die drei darauf liegenden sind. Auf der obersten Fläche erhebt sich die eigentliche Grabkammer, in Gestalt eines Hauses mit einem Satteldache, 21 Fuß lang, 17$^1/_2$ Fuß breit und ebenso hoch. Die Wanddicke beträgt 5 Fuß, so daß für den inneren Raum eine Länge von etwas über 10 Fuß und eine Breite von 7 Fuß übrig bleibt. Die hohle Kammer, zu welcher eine 4 Fuß hohe Thür führt, entbehrt jeder Inschrift und jedes Schmuckwerkes; die Wände sind durch dicken Lampenruß geschwärzt. Die arabische Inschrift und das Ornament an der Wand rechter Hand gehören einer späteren Epoche an. Eine schlecht gezimmerte Holzthür verschließt gegenwärtig den Eingang, denn die Anwohner des zerfallenen Dorfes lassen es sich nicht ausreden, daß hier der Sarg der Mutter Salomons gestanden habe und sehen es demnach ungern, wenn mußlimische Pilger und gar nun erst ein christlicher Wandersmann die heilige Stätte betritt, ohne den schuldigen Tribut der Dankbarkeit an den Thüröffner entrichtet zu haben. Alte Koranblätter, umgeworfene fettige Oellampen und eine wunderliche Metallkette lagen während meines Besuches auf dem steinernen Boden in einer Ecke der Kammer, in welcher einst der mächtige Kyros in seinem goldenen Sarge ruhte und deren Wände mit kostbaren babylonischen Teppichen behängt waren. Als Alexander der Große nach dem „alten Königssitze“ Pasargadä kam und das im Dickicht der Bäume eines Gartens verborgene Grabmal besuchte, ertheilte er Aristobulos den Befehl, hineinzugehen und die Todtenkammer zu schmücken. Der Beauftragte sah in dem Gemache ein goldenes Ruhebett, einen Tisch mit Trinkgefäßen, kostbare Waffen, eine Anzahl von Gewändern und

einen reichen Edelsteinschmuck, alles, was Kyros einst sein genannt oder auf seinem Leibe und in seinen Händen getragen hatte. Eine Wache von Magiern lag davor, um das Grabmal zu hüten, wofür sie täglich ein Schaf und monatlich ein Pferd empfingen, was dennoch nicht verhindern konnte, daß Räuber noch bei Lebzeiten Alexanders das Grab trotz der Magier vollständig ausplünderten.

Der ganze Bau wurde in späteren Zeiten von einer Säulenhalle im Rechteck umgeben, deren untere glatte Schäfte zum Theil noch an ihrem alten Platze stehen. Die anwohnenden mußlimischen Perser hatten die Säulen durch eine Erdmauer verbunden, die einen für heilig gehaltenen Todtenacker umschloß und zum größten Theil noch erhalten ist. Kyros dürfte kaum geahnt haben, dereinst in eine todte muhammedanische „Scheche" umgewandelt zu werden, in deren Nähe es sich gut ruhen ließ. Wer die Mittel dazu besaß, sorgte für seine Bestattung an dem „Meschhed" oder der Todtenstätte der Mutter Salomons. Die zahlreichen Grabinschriften in persischen Schriftzügen erzählen es mit aller Deutlichkeit. In neuerer Zeit, so scheint es, hat die europäische Aufklärung dazu beigetragen, die salomonische Mutter und ihren Kultus in den Hintergrund zu drängen, denn nur die Nomaden von Pasargadä suchen hier ihre letzte Ruhestätte. Außer neugierigen Frängis sind es nur wenige Besucher aus dem Lande der Sonne, welche auf der Durchreise ihren Weg nach dem Kyros-Grabe nehmen, um ein frommes Gebet zu sprechen und, sind sie leidend oder in einer unglücklichen Lage, einen Fetzen des Kleides an den heiligen Strauch auf der obersten Stufe des Sockels zu hängen und einen abgebrochenen Zweig dagegen einzutauschen. Es ist nicht selten, daß man in Persien an einsamen, wenig besuchten Stellen, bis zu den höchsten Gebirgsengen hinauf, besonders aber an Plätzen, die im Geruch der Heiligkeit stehen,

halb vertrocknete Sträucher entdeckt, die zur Hälfte mit Blattwerk, zur anderen Hälfte mit Lumpen und Lappen bekleidet sind. Der so absonderlich geehrte Strauch gilt als geheiligt, d. h. er steht an einer geweihten Stätte oder irgend ein Imam hat seinen Segen darüber gesprochen. Leidende und kranke Personen pflegen dahin zu pilgern und in der eben bezeichneten Weise Heilung von allem Uebel und allem Gebrest zu suchen. Das gleichnamige Dorf in der Nähe des Grabmals scheint von den Ilat der Gegend verlassen zu sein, wenigstens ist die Ebene mit ihren Zelten bedeckt, unter denen sie mit Weib und Kind ihr häusliches Dasein führen.

In der Entfernung eines Viertelstündchens vom Kyros-Grabe, der Hügelreihe entgegen, ist der Boden wie besät mit zerschlagenen und zerborstenen Werkstücken antiken Ursprunges, die, wie es nicht zweifelhaft sein dürfte, einem Palastbau aus der Kyros-Epoche angehörten. Mitten unter den Resten der Grundmauern in Gestalt einer Plattform und der Säulen, Wände und Thore erregt ein Pfeiler mit einem darauf eingegrabenen Reliefbilde die höchste Aufmerksamkeit. Man erblickt den vierfach geflügelten Genius des Königs Kyros, welcher auf seinem Haupte, merkwürdig genug, die dreifache Krone Thots, des ägyptischen Hermes, und ein Paar Bockshörner trägt. Eine dreisprachige Keilinschrift enthält die kurzen, aber inhaltreichen Worte: „Ich bin Kyros, der König, der Achämenide.“ Sie erinnern an die Inschrift: „Hier ruhe ich, Kyros, der König der Könige,“ welche nach griechischer Ueberlieferung das Grabmal des Kyros geschmückt haben soll. Eine frei stehende Wand, über 42 Fuß hoch, von einem hervorspringendem Gesims mit Zahnschnitt gekrönt, soll von einem ehemaligen Feuertempel herrühren. Der gewaltigste Bau jedoch bleibt die Terrassenanlage, von 300 Fuß Länge und 40 Fuß Höhe, an dem Hügel hinter den eben beschriebenen Denkmälern.

Die Quadern sind aus weißem Marmor in sogenannter Rustica-Form gehauen und vorzüglich erhalten. Die Terrasse, über deren Zweck sich wenig sagen läßt, führt bei den Persern den Namen „Thron (Tacht) der Mutter Salomons".

An dem kanalartig sich verkleinernden „Wasser von Murghab" führt der Weg an dem Baghistan oder Gartenlande des Dorfes Meschhed-Murghab vorüber. Hier schießt das Wasser in Gestalt einer Kaskade, wie man sie nicht alle Tage in Persien wiedersieht, in ein tieferes Bett abwärts nieder.

Wir kehren nach der Ausgangsstelle unseres Abstechers, nach der Ruinenstätte von Pasargadä zurück und wollen als gewissenhafte Reisebeschreiber es nicht mit Stillschweigen übergehen, wie auf der Wanderung nach der nächsten Station Kemin der Zug plötzlich durch eine Anzahl stiller und ruhiger vierbeiniger Begleiter vergrößert wird. Die sogenannten Karawanenhunde haben sich eingestellt, ebenso unansehnliche als wachsame Thiere, welche in diesen Gegenden die Gewohnheit haben, von einer Station bis zur nächsten die Karawanen freiwillig zu begleiten und mit der nächsten Gelegenheit die Heimkehr anzutreten. Eine so augenscheinliche Aufmerksamkeit gegen den wandernden Menschen hat etwas Rührendes und man begreift es, daß selbst die Eingeborenen ihren Dank den vierbeinigen Wächtern durch reichliche Brotgaben bezeigen. Kaum eine halbe Wegstunde später wendet sich die Karawanenstraße in der Richtung nach rechts einem Gebirgszuge entgegen, in dem ein malerisches Felsenthor den Eingang in ein wildromantisches Thal öffnet. Der Anblick ist von überraschender Schönheit und läßt alles bisher Gesehene weit hinter sich. Die glatten Felswände erheben sich wie steile Mauern von schwindelerregender Höhe zu beiden Seiten der Straße himmelwärts, bald in tiefdunkle Schatten gehüllt, bald vom hellsten Sonnenschein übergossen, der aus dem todten Gestein die wunderbarsten Farben

herauszaubert. Vereinzelt steigen zwerghaft verkrüppelte Bäume zur Höhe empor; nach den Versicherungen der Eingeborenen liefern ihre Blüthen oder Blumen eine balsamartige Substanz. Das Thal mündet in einen breiten Gebirgskessel, in welchem das ausgedehnte, baumreiche Dorf Kemin mit seinem Imamsade aus der Ferne einladend entgegenschimmert. Die Vegetation athmet eine unbeschreibliche Frische, um so wohlthuender, als die Karawanserei eine elende Unterkunft für einen Europäer gewährt. Hier wie an allen Orten der südlichen Theile im Lande der Sonne zeigt der Eingeborene eine gewisse Widerhaarigkeit, die oft an Stolz und Hochmuth grenzt und an dieselbe Charaktereigenschaft der alten Perser gemahnt. Die edle Gesichtsbildung einzelner Individuen spricht dieser Verwandtschaft das Wort, denn sie fordert zu interessanten ethnographischen Vergleichungen auf, die vor den Denkmälern von Persepolis ihren Abschluß finden.

Von Kemin aus vier Parasangen entfernt, liegt die folgende Station Namens Sseidan. Der Weg führt über das Gebirge und giebt eine Vorstellung der Engpässe des alten Persis, von denen die Alten so Vieles zu erzählen wissen. Der höchste Punkt heißt hier zu Lande Teng-i-Paru oder „die Enge von Paru.“ Der Abstieg zur Tiefe, auf der entgegengesetzten Seite des Höhenzuges ist von erschreckender Beschwerlichkeit. Häufig so schmal, daß kaum zwei Personen neben einander zu gehen im stande sind, hat der Paß die Gestalt einer steilen Felsentreppe, die man nur zu Fuß, das Pferd hinter sich führend, hinabzuklettern vermag. Bald ist der felsige Untergrund so glatt, daß man meint über eine Eisrinne zu rutschen, bald wieder mit spitzkantigem Gestein und Geröll bedeckt, so daß die Vorstellung eines Weges vollständig schwindet. Der Kampf mit der unglaublichsten aller Felsentreppen dauert eine halbe Stunde und man athmet froh auf, wenn man die gefährliche

Straße des Engpasses im Rücken liegen hat. Ein Hochplateau, von riesigen Bergzügen eingeschlossen und von bedeutender Ausdehnung, öffnet sich den Blicken in das Freie. Man verfolgt die Straße an der rechten Seite der Gebirgsmassen und gelangt endlich nach dem hochgelegenen Dorfe Sseidan, hart an einer Felswand gelegen, aus welcher ein Quell mit klarem, frischen Bergwasser den Erdboden tränkt, bis er thalabwärts in eine Tiefe abfällt und sich in durchsichtigen Wasserstaub auflöst.

Der Weg von hier aus nach Persepolis beträgt drei Parasangen, die Straße folgt den vielfachen Windungen des Murghab-Flusses mit seinen hohen, abschüssigen und sandigen Ufern und nimmt die Richtung nach zwei deutlich geschiedenen Felsmassen, welche wie ein Thor den Eingang zu der großen Ebene von Merdascht bilden. Noch vor dem Eintritt in dasselbe begrüßt ein antiker Säulenfuß von ziemlichem Umfange den Reisenden, um ihn auf die Nähe von Persepolis vorzubereiten. Allmählich mehren sich die Spuren der menschlichen Thätigkeit aus den Zeiten der ältesten persischen Geschichte. An der Felswand linker Hand, auf der östlichen Seite des Flusses, zeigen sich glattgemeißelte Flächen, Nischen mit Zahnschnittleisten und andere inschriftenlose Sculpturwerke. Das Felsenthor verengt sich zusehends, aber die Spuren der Vorzeit werden immer häufiger. In der Nähe der linken Gebirgsmasse, auf der östlichen Seite des Murghab, der in seinem steilen, mit grünem Pflanzenwuchs bedeckten Bettufer schäumend und brausend dahinfährt, erheben sich die Ueberreste eines antiken Bauwerkes, das die Perser glattweg als „das Thor der Stadt“ (Derwaseh-i-Schehr) bezeichnen. Fenster- und thürartig aufgestellte Pfeiler mit Architraven aus langen Steinblöcken bilden das todte Gerüste der persischen Ruine. Zwischen dem zweifelhaften Stadtthore und dem Flusse, bei dem südlich gelegenen Dorfe „Pfauenthron“ (Tacht-i-Taus), bezeichnet eine einsam stehende

cannelirte Säule eine vergessene klassische Stelle. Sie hat eine Höhe von etwa zwanzig Fuß bei einem Fuß Durchmesser. Ihr Kapitäl zeigt die architektonisch merkwürdige Gestalt zweier vorderer Stierhälften, zwischen deren Nacken der Abakus die stützende Fläche darbietet, Sie erhebt sich aus einem wüsten Haufen gefallener Schwestern, die einst die Decke einer palastähnlichen Halle trugen. Noch stehende Wandseiten aus grauem Sandstein sind weitere Zeugen für den stolzen Bau eines „Imaret“ der alten persischen Könige. Keine Inschrift, kein charakteristisches Ornament schmückt die kalten, leeren Wandstücke.

Die Karawanenstraße führt dicht am Rande des Flusses Murghab oder, wie er bei seinem Eintritt in die Ebene genannt wird, des Pulwar (Medos der Alten), der sich an die steile Felswand auf der östlichen Seite heranschmiegt, an wunderlich geformten Felsmassen vorüber, die das Aussehen übereinanderliegender Terrassenstufen zeigen. Dicht am Ausgang in die breite Ebene von Merdascht leuchtet am gegenüberliegenden Gebirgsstock, auf der westlichen Seite des Flusses, eine gelblich schimmernde Reihe senkrecht eingemeißelter Steinwände, aus denen die Gräber und Felsenbilder von Naksch-i-Rustem, „Rustem's Bild“ in deutlich sichtbaren Umrissen hervortreten. Die persische Phantasie hat dem Schutzpatron des Landes, dem Pehlewan Rustem, hier einen Ehrenplatz angewiesen. Aus dem Thale links umschwenkend reitet man um den flach sich absenkenden Fuß des Berges, der sich in der Richtung von Westen nach Osten lang hinzieht. Es ist der große Marmorberg von Rahmed, an dessen Fuße der weltberühmte Palast von Persepolis, „der Thron Dschemschids“ der modernen Perser, gelegen ist. Noch ein halbstündiger Weg an Grotten mit Bildern und Inschriften aus der Sassaniden-Zeit vorüber und der

Palast breitet sich plötzlich hinter einem Felsenvorsprung in seiner ganzen Ausdehnung vor den überraschten Augen aus.

Selbst die Perser, welche die Karawane begleiten, sind von dem Anblick der letzten Trümmer des alten Königspalastes hoch begeistert. Mit lauten Freudenrufen begrüßen sie den „Thron Dschemschids", — wo Rustem weilt, darf auch Dschemschid nicht fehlen — und weiden sich an dem Bilde der vergangenen Größe. Auf dem hellen Boden der Ebene erhebt sich der majestätische Terrassenbau und in scharfen Umrissen zeichnen sich die Linien der schlanken Säulen, Thore und Mauern von den dunklen Felsenmassen dahinter ab. Die Plattform der Terrasse ist in verschiedener Höhe und Abstufung angelegt. Sie zeigt im Großen und Ganzen die Gestalt eines Vierecks mit Spitzen, Vorsprüngen und Ecken, die durch die Formen der darunter verborgenen Felsmassen bedingt sind. Nach den drei frei gelegenen Seiten, welche sich nicht an das Gebirge im Osten dahinter anlehnen, ist die Plattform durch eine lange Mauer aus behauenen Werkstücken abgeschlossen, die je nach den Unebenheiten der Bodengestaltung zu einer Höhe von 15 bis 20 Fuß aufsteigen. Den Aufgang bildet eine Doppeltreppe von königlichem Aussehen. Die Stufen aus schwarzem Marmor sind so lang und breit, daß mehre Reiter neben einander bequem hinauf galoppiren können. Nach dem ersten Treppenabsatz folgt ein Ruheplatz, die zweite Treppenstufe führt in entgegengesetzter Richtung nach der oberen Terrasse. In der Richtung nach Osten vorwärts schreitend, begegnet man den seltsamsten Thorhütern in Gestalt geflügelter Stiere mit langbärtigem Menschenhaupt, mit der altpersischen Königskrone darauf, welche paarweise die vier Pilaster eines Doppelthores bildeten, das aller Wahrscheinlichkeit nach den Haupteingang in den königlichen Palast vorstellte. Die Wände, wie das ganze übrige Material des Baues, sind aus glänzend polirtem

Marmor ausgeführt und mit erklärenden Keilinschriften geschmückt. Sie melden, daß König Xerxes I., „der König der Könige“, unter dem Schutze des großen Gottes Auramasda das Thor gebaut habe. Die hintere dem Berge zugewandte Seite des Doppelthores, von dem eben beschriebenen ehemals durch vier Säulen getrennt, wiederholt jene Stierbilder in schreitender Stellung, doch sind diese besser erhalten als ihre westlichen Brüder.

Die beiden Portale trugen ehemals, wie der ganze Palast, eine Holzbedachung, ebenso die Säulenhalle in ihrer Mitte. Zwei von den Säulen stehen noch aufrecht da, schlank, gefällig und schmuck wie die heitere jonische Schwester, nur unterschieden von der hellenischen Verwandtschaft durch die asiatische Mitgift eines umgestülpt aufgesetzten Blumenkelches, auf welchem der tragende viereckige Pfeiler mit jonischen Veluten in doppelten Rollenwindungen ruht. Richtet man von der Halle aus den Blick nach Süden und Osten, so ist die Uebersicht der noch vorhandenen Marmorreste des Palastes fast verwirrend. Thore, Fenster, Nischen, Pfeiler, Säulen, Treppenstufen erheben sich in scheinbarem Wirrsal auf dem spiegelglatten Marmorboden. Lichter wird es, sobald man von Thor zu Thor, von Säule zu Säule wandert, und im Geiste die ehemalige Folge der Säle und Gemächer mit den fehlenden Theilen ausfüllt. Man verbinde die Thore und Pfeiler durch Wände, man bekleide das Dach mit dem vom Feuer verzehrten Holzgetäfel und der Plan des Palastes wird mit überwiegender Genauigkeit wieder hergestellt werden. In den decorativen Theilen trägt Vieles den Stempel der ägyptischen Bauart. Thore, Nischen und Fenster zeigen z. B. die altägyptische Hohlkehle mit dem schmückenden Blattwerk darin. Anderes ist älteren assyrischen Vorbildern entlehnt.

Die Sculpturen auf den spiegelglatten weißen oder schwarzen Marmorwänden haben einen besonderen Werth für die Vor-

stellung des altpersischen Hofstaates zu den Zeiten der Erbauer des Palastes, vom ersten Darius an bis zum dritten Artaxerxes, welche die alte Kyros-Residenz sammt ihren Schätzen und Grabstätten von Pasargadä nach Persepolis verlegten. Der König der Könige von damals erscheint wie seine Begleiter in einem langen faltenreichen Gewande, mit sauber gekräuseltem Barte und Kopfhaar, nur trägt er den langen Königsstab in der Rechten, die Krone auf dem Haupte, umgeben von seinen Trägern des Sonnenschirmes und des Luftwedels. Der Gang und die Haltung seiner Wesirs und Beamten ist ruhig und gemessen, von einer officiellen Steifheit, wie sie noch heute in der Nähe des Königs die Landessitte erheischt. Die speertragenden Leibwächter des Fürsten folgen dem guten Beispiele, denn auch sie schreiten auf den Marmorpfeilern nach der vorschriftsmäßigen Rangordnung würdevoll einher. Andere Darstellungen lassen die Typen der tributpflichtigen Völker erkennen, welche zum damaligen Weltreiche der persischen Könige gehörten. In allegorischer Weise stützen sie das Thronbett mit den knaufigen Säulenfüßen, die in Löwentatzen auslaufen. Der König sitzt auf seinem hohen Stuhle, die Füße auf eine kleine Ruhebank setzend. Der Stuhl von ächt asiatischer Form mit hoher Rückenlehne steht auf dem Thronbette, das an die indischen Vorbilder der gegenwärtigen iranischen Majestät erinnert.

Andere Abbildungen gehören in das Reich der Allegorie, denn sie versinnbildlichen den Kampf des Königs unter dem Schutze Auramasdas, des Lichtes der Wahrheit, gegen den bösen Ahriman, den Herrn der Finsterniß und den Vater der Lüge. Greuliche Thiergestalten, welche vom Könige im harten Kampfe überwunden werden, erscheinen als Vertreter Ahrimans. In anderen Bildern sind es Jagdscenen, in welchen der König der Könige seine Stärke gegen den Löwen und den wilden Stier

erprobt. Es ist zu bedauern, daß mußlimischer Glaubenseifer den Darstellungen arg mitgespielt hat, denn alle frei liegenden Körpertheile der zahlreichen Thier- und Menschengestalten, vom Gesicht bis zu den Füßen hin, sind absichtlich verstümmelt.

Wie ich bereits erwähnt habe, liegt der Marmorberg Rahmed hinter der Terrasse von Persepolis. Drei Königsgräber im persischen Style, das dritte unvollendet, sind in den Stein ausgehöhlt. Es ist die Frage, ob sie wie die vier von Naksch-i-Rustem den Achämeniden angehören. Die Anlage und das Sculpturwerk ist den Gräbern gemeinsam. Die Bergwand wurde in entsprechender Höhe in Kreuzform senkrecht abgeglättet und mit den vorgeschriebenen Bildhauerarbeiten ausgefüllt. In dem mittleren Theile, dem Querbalken des Kreuzes, treten in Halbdicke der Rundung vier Säulen mit Halbstier-Kapitälen heraus, welche das Steingebälk mit Zahnschnitt tragen. Zwischen den beiden mittleren Säulen war der Thüreingang durch eine Blende angedeutet. Gleichsam auf dem Dache des Grabtempels, denn einen solchen beabsichtigte man darzustellen, erhebt sich das Thronbett, wie ich es vorhin beschrieben habe, auf welchem ein Feueraltar mit der lodernden Flamme darauf ruht. Davor steht der König auf einer Art von Treppe, die linke Hand auf seinen Bogen gestützt, die rechte anbetend erhoben. Wie über dem Altar eine Kugel, so schwebt über dem Könige die höchste Gottheit in Gestalt eines bärtigen Mannes mit Flügelpaar, das sich an einen Kreis mit Vogelleib daran ansetzt. Die Gottheit, der altpersische Auramasda, hält den bedeutungsvollen symbolischen Ring in der Hand.

Die Gräber, schwer zugänglich ihrer Steilheit und Höhe wegen, hatten im Alterthume keine sichtbaren Zugänge. Die heute zu Tage vorhandenen Oeffnungen an und neben der eingemeißelten Blendthür gehören einer späteren plünderungssüchtigen Zeit an. Im Innern befindet man sich in einer aus

dem Felsgestein gewölbten Todtenkammer mit Nischen, auf deren Boden hier und dort leere, steinerne Sarkophage und Sargdeckel liegen. Auf unbekanntem Wege, vielleicht durch unterirdische Gänge, gelangten die Todten in ihren Särgen zu ihrer letzten Ruhestätte. Die Gräber von Persepolis-Istachr und Naksch-i-Rustem gehören den Nachfolgern des Kyros aus der Achämeniden-Dynastie an, welche Persien auf die höchste Stufe des Glanzes und der politischen Bedeutung erhoben hatten. Die Sculpturen unterhalb mehrerer der Gräber, sowie an sonstigen Stellen der Felsenwände in der nächsten Nähe von Istachr, Gruppen von Reitern und Fußgängern darstellend, rühren aus den Zeiten der Sassaniden her. Figuren in römischem Kostüm erinnern an die Berührung des Westens mit dem Osten in der Epoche der Parther-Herrschaft. Pehlewi- und griechische Inschriften bestätigen den späten Ursprung der Bildwerke, die nur in dem mysteriösen Ringe ein altpersisches Element streng bewahrt haben.

Es ist bekannt und die Palastruinen bezeugen es thatsächlich, daß Alexander der Große als der erste Urheber der Zerstörung von Persepolis durch Brand angeklagt wird. Die altpersische Königsburg wurde bei dem Einzuge des macedonischen Rächers Griechenlands ihrer aufgehäuften Schätze beraubt und es geht die Sage, daß der Weltbezwinger, an der Seite der schönen Hetäre Thais aus Athen, und die Gesellschaft seiner trunkenen Freunde brennende Fackeln in die Räume des Palastes geschleudert haben sollen, welche die Holztheile des ganzen Gebäudes in Flammen aufgehen ließen.

Das Panorama, welches sich von der obersten Terrasse aus bis in die weite Ferne ausbreitet, ist großartig und unvergeßlich in der Erinnerung. Am Horizonte erheben sich nach allen Richtungen hin dunkle, massige Gebirgszüge mit steilen Felsenkegeln davor, deren wunderliche Formen man nicht

müde wird mit dem Auge zu verfolgen. Nach Südosten hin bilden die Gebirge gleichsam zwei Riesenmauern, deren Fuß der Bendemir mit seinen tosenden Fluthen bespült. Hier ist das natürliche Thor, durch welches die Karawanenstraße in südwestlichem Laufe nach dem neupersischen Athen, der vielbesungenen „Stadt der Wissenschaft“ Schiras führt. Die nordwestliche Seite der Ebene von Merdascht, welche sich zwischen der Terrasse und den dahinterliegenden Bergen bis zum Horizonte ausdehnt, die heutige Heimath armer Nomaden in einem fieberreichen Klima, wird von einem großen Gebirgsbogen umspannt, der sich im Westen an das Felsenthor anlehnt und zu nebelblauen Höhenzügen verschwimmt. Einsam stehende Kegel mit plateauartiger Spitze tauchen über der Fläche der Ebene empor und tragen dazu bei den Eindruck des Malerischen zu erhöhen. Die nördlichste Gruppe, mit drei felsigen Erhebungen auf ihrem Rücken, hat für die Bewohner der Ebene eine ganz besondere Bedeutung, denn sie behaupten, hier habe einst die Akropolis von Istachr gestanden und die Schätze der alten Perserkönige seien daselbst bis auf den heutigen Tag an unbekannten Plätzen verborgen. Nach Osten hin werden die dunklen Bergmassen lichter und verlaufen sich zu niedrigen dunkelblauen Höhen. Die Längsketten der „hohlen Persis“ umspannen dort den Salzsee Bachtegan, in welchem der Bendemir seine süßen Wasser ergießt.

Der Abschied von der weltberühmten Stätte Persepolis wird nicht leicht, denn das Leben zwischen den Trümmern des alten Königsschlosses der Achämeniden erweckt längst verklungene Erinnerungen an die Perserkönige der Griechenzeit, und jeder Tag bringt neue Ueberraschungen in dieser Welt großartigster Ruinen. Aber Schiras erwartet unsern Besuch und jede Stunde auf der langen Reise durch das Land der Sonne hat ihren besonderen Werth. Von Istachr nach der nächsten Station

Sergan werden vier Parasangen gezählt. Die Ebene von Merdascht muß zunächst quer durchmessen werden. Ein wahres Netz von Kanälen überzieht die Fläche zu unseren Füßen, die erst aufhören, sobald die Hauptstraße gen Schiras erreicht ist. Schon aus der Ferne hört man das laute Tosen der schäumenden Wellen des Pulchan-Flusses (Araxes der Alten), so bezeichneten ihn mir ausdrücklich die Anwohner, der zwischen hohen, abschüssigen Ufern dahinstürzt, ein wilder Bergstrom im wahrsten Sinne des Wortes. Eine Steinbrücke, von vier Bogen gehalten, mit abscheulichem Pflaster und halb zerstörtem Geländer, gestattet den Uebergang nach dem jenseitigen Ufer. Ein niedriger Bergrücken mit steinigem Engpasse muß überschritten werden, bis sich auf der entgegengesetzten Seite eine von neuen Bergzügen umschlossene Hochfläche ausbreitet, die mit einem Thalkessel abschließt. Man hält sich linker Hand an der Seite der schroffen Felswand, während zur rechten ein langer und hoher Steindamm mit Brücken liegen bleibt. Wenn die winterlichen Regengüsse vom Himmel fallen und der Fluß zu schwellen beginnt, so ist die ganze Umgegend der Straße überschwemmt und die Karawanen sind genöthigt auf dem Steindamm ihre Straße dahinzuziehen. Die öde Felsenlandschaft setzt sich auf der ganzen Reise fort und zeigt nicht selten den Charakter einer vegetationsbaren Alpengegend. Die steilen Bergwände linker Hand steigen zu scharfkantigen Rändern empor, auf denen Adler und Geier ihren Horst aufgeschlagen haben. In der Tiefe des Bergkessels lehnt sich Sergan an den felsigen Bergrücken, amphitheatralisch baut sich das schmuck und sauber aussehende Dorf, in welchem etwa 1000 Familien weilen, zur Höhe aufwärts. Im Grunde liegt der Todtenacker mit seinen Imamsades und Leichensteinen. Die Häuser sind aus gebrannten Ziegeln ausgeführt, mit Lagen von Rohr bedacht und selbst ein kleiner Bazar fehlt nicht, der sich hinter dem Posthause entlang zieht.

Ein gewisser Wohlstand ist unverkennbar und über die Gastfreundschaft der Einwohner läßt sich keine Klage führen.

Schiras ist das nächste Reiseziel und die Erwartung daher gespannt. Am frühen Morgen verläßt die Karawane das freundliche Mensil, um auf den schmalen Wegen an den Abhängen niedriger Vorberge hinaufzuklimmen, bis hinter einem einsam stehenden Hause die Höhe des Passes erreicht ist. Von hier aus beginnt der Abstieg niederwärts, zunächst in eine enge Felsenspalte, in deren Nähe sich eine Karawanserei mit einem paar grünbelaubter Bäume davor befindet. Ein hellsprudelnder Quell hat dies Wunder in der Steingrube vollbracht. Ein zweiter Paß winkt von der Höhe aus. Hinter ihm öffnet sich ein ödes, steiniges, vielfach gewundenes Felsenthal, in welchem die Straße ihre Linien dahinzieht. In einer schmalen Rinne daneben fließt klares frisches Wasser mit leisem Gemurmel dahin. Die Perser schöpfen unter dem lauten Rufe „Roknabad!" das lebendige Wasser und ihre Augen leuchten vor innerster Freude. Es ist der bekannte Dichterquell, welchen der unsterbliche Sänger Hafis in seinen Liedern so überschwänglich gepriesen hat. Aber die Poesie der umgebenden Natur fehlt ihm. Hier und da ein schattiger Baum neben einem zerfallenen und zerborstenen Gebäude, das ist Alles was diese todte Wüstenei belebt. Und doch steht man unmittelbar vor dem Felsenthore von Schiras.

Das Thal verengt sich von Minute zu Minute, der Charakter der Einöde scheint kein Ende zu finden, da blitzt es plötzlich hell und leuchtend auf, die Bergwände öffnen sich und das entzückte Auge genießt von der freien Höhe aus den wonnigen Anblick der Stadt Schiras. Wie ein Zauberbild breitet sie sich zu den Füßen des Gebirges in der Ebene aus, in lichte Farbentöne und zarten Duft gehüllt, weit im Hintergrunde von einer bläulich schimmernden Bergkette begrenzt. In regelmäßiger Gestalt angelegt, treten die hellbraunen Häuser-

würfel in scharfer Abkantung entgegen, ganz in der Tiefe von einer grün leuchtenden, ballonartigen Moscheenkuppel überragt. Ein Wald dunkler Cypressen schmückt den Vordergrund und die lange Hauptstraße, welche ihn durchschneidet, dehnt sich scheinbar endlos in geradliniger Richtung bis zum entgegengesetzten Ende der Stadt aus. Mit den Worten: Allahu akbar, „Gott ist sehr groß!" pflegt der Mußlim seinen Empfindungen der Bewunderung einen angemessenen Ausdruck zu verleihen, und somit nennt er das Felsenthor auf der Höhe von Schiras „den Engpaß Gott ist sehr groß" (Teng-i-Allahu-akbar).

Mögen es die Beschwerden und Mühen einer langen Reise oder die wüste Natur der letzten Wegstrecke vor der Ankunft in Schiras sein, auf alle Fälle übt der erste Anblick der Stadt der Wissenschaft und der Dichter einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Gemüth aus. Selbst der blaue Himmel und das milde Klima in der lichthellen südlichsten Landschaft Irans verfehlt seine Wirkung nicht. Mit Recht versetzen die Perser den Anfang der Region des Germeßir oder der warmen Zone, der die Anwesenheit von Palmen auch äußerlich ein charakteristisches Kennzeichen schenkt, auf den Breitegrad von Schiras.

Hinter der Cypressenstraße führt eine Steinbrücke nach der Vorstadt, in welcher Händler ihre Waaren: Thee, Kalians, Granatäpfel, Datteln und sonstige Früchte den Vorübergehenden anbieten. Dahinter erhebt sich das Stadtthor in seinem iranischen Baustyl, mit dem Löwen und der Sonne über dem Eingange, und die rundgekantete Stadtmauer legt sich in der Ausdehnung einer persischen Meile um das Häusermeer in ihrem Innern. Die Hauptstraße dient zugleich als Bazar, unter dessen Wölbungen, so weit sie die häufigen Erdbeben nicht durchlöchert haben, das Leben und Treiben des morgenländischen Marktes die bewegliche Menge anlockt. Die Buden der Kaufleute sind durch geschnitzte hölzerne Vorgitter geschützt, in denen

persische und ausländische Waaren, vor allem indisch-englische, zum Kauf ausliegen. Ungefähr in der Mitte ihrer Länge durchschneidet eine neue Bazarstraße den Hauptweg; an der Kreuzung erhebt sich ein wunderliches, reich mit buntfarbigen Teppichen behängtes Holzgerüst. Es bezeichnet den Standplatz des Mollah, welcher in den vorgeschriebenen Stunden des Tages die versammelte Menge zum Lobe Allahs auffordert und die üblichen Gebete in singendem Tone recitirt. Ein wahres Labyrinth von Straßen und Gassen verzweigt sich von der Verkehrsader der Stadt nach allen Richtungen hin. Viele der Häuser, mit ihren schmucklosen glatten Wänden aus Ziegelwerk und der kleinen Eingangsthür in der Mitte, besitzen anmuthige Gärten, in denen die Rose, der Jasmin und ein Flor buntfarbiger Blumenpflanzen die Beete schmückt. Orangenbäume mit ihren süßen goldgelben Früchten fassen die Wege ein. In den Rinnsalen der Gartenanlagen fließt das klarste Wasser und Goldfische schießen in dem feuchten Elemente in lustigen Bewegungen hin und her. Balsamische Düfte erfüllen die Luft und ein wolkenloser blauer Himmel spannt sein Zelt über das irdische Paradies Irans aus. Aber das paradiesische Glück in Schiras ist nicht vollkommen. Erdbeben haben mehrfach die Stadt zerstört und die tödtlichsten Krankheiten suchen die Menschen heim. Fieber, Typhus, Cholera und Pest richten die entsetzlichsten Verheerungen unter den Einwohnern an. Hier, an der nördlichsten Grenze der Palmenregion, beginnt die berüchtigte Fieberzone, die sich bis zu den Ufern des persischen Golfes ausdehnt. Nur im März und im November zeichnet sich das Klima durch seine Milde aus und bietet weniger Gefahr für Leben und Gesundheit. Die sommerliche Hitze ist dagegen fast unerträglich. Der Winter, d. h. eine rauhere Jahreszeit, beginnt gegen Ende des Monats Dezember, Anfangs November treten die ersten Regengüsse ein. Aber die bebaute Erde trägt

zu allen Jahreszeiten ein grünes Kleid und jeder Monat hat seine Blumen und seine Früchte. Wasseradern sind in ausreichender Fülle und Reinheit vorhanden.

Die Stadt zählt gegen 5000 Häuser und etwa 32,000 Einwohner. Die Schiraser, insoweit sie nicht eingewandert sind, rühmen sich Nachkommen des ältesten Perserstammes zu sein, sind jedoch vielfach mit arabischem Blute gemischt. Allen fremden, nicht schiitischen Elementen abhold, sind sie fanatischer als die übrigen Iranier. Man sagt ihnen nach treulos, doppelzüngig, unverschämt, hochmüthig und rachsüchtig zu sein, weshalb man einen Schirasi-Diener nicht besonders gern wählt. Die Blutrache gehört zu ihren angestammten Eigenthümlichkeiten. Ihre Intelligenz ist unbestreitbar, doch zehrt die Stadt der Wissenschaft gegenwärtig an der Ruhmesgröße der vergangenen Zeiten, in welchen ein Hafis und Ssadi ihre unsterblichen Lieder dichteten. Der Schulunterricht beschränkt sich hauptsächlich auf das Verständniß des Koran und auf das Lesen der beiden erwähnten Dichter. Auch in der Industrie wird wenig geleistet, wenn auch die emaillirten Gold- und Silberarbeiten und die Schiraser Säbelklingen sich eines gewissen Rufes erfreuen. Die Seidenzucht wird mit minderem Erfolg als im Gilan betrieben. Die Zubereitung des berühmten Schiraser Weines, feurig wie die Sonne seiner Heimath, liegt, gegen eine Abgabe; in den Händen der Juden. Die Traube selber wächst acht Parasangen von Schiras entfernt, in der Nähe des Dorfes Chollar. Doch darf sich kein Weinkrug in Schiras öffentlich zeigen auf die Gefahr hin, von den Gläubigen sofort zertrümmert zu werden. Wer den Wein dennoch trinkt, thut es mit mußlimischer Vorsicht, indem er mit Hilfe von Brotrinden oder Papier das Glas ergreift und dadurch die nähere Berührung mit dem unreinen Glase vermeidet. Wie der Schiraser Wein, so ist auch das Rosenöl aus Schiras eine Erfindung. Man

bereitet zwar in der Stadt ein duftiges Wasser aus der iranischen Lieblingsblume, das eigentliche Rosenöl wird aus Indien eingeführt. Schiraser Tabak verdient vollkommen seinen Ruf, denn er ist der beste, der im Lande der Sonne gewonnen wird.

Drei bis vierhundert jüdische Familien wohnen in einem abgesonderten Viertel der frommen Stadt. Obgleich sie industriell ungemein thätig sind und mit Vorliebe das Handwerk der Goldschmiede betreiben, so ist ihre Lage wenig beneidenswerth. Die Armenier, einst eine große Gemeinde, sind bis auf 40 oder 50 Köpfe zusammengeschmolzen, welchen ein eigener Betsaal als religiöser Mittelpunkt dient. Die Gläubigen, welche sie weniger als die Juden verabscheuen, gestatten den Gottesdienst nur vor dem Aufgang der Sonne. Wie allenthalben in der Welt, so beschäftigen sich auch die Armenier in Schiras mit dem Handel. Die Zahl der Neger in der Stadt ist gesunken, seitdem die iranische Majestät die Einfuhr von käuflichem Menschenfleisch via Sansibar verboten hat. Einzelne Inder und selten ein einziger Frängi vervollständigen die Bewohnerschaft von Schiras. Der indische Handel erfreut sich eines lebhaften Verkehrs, da der vornehmere Theil der Bevölkerung für indisch-englische Luxuswaaren eine besondere Neigung besitzt und der Schiffsverkehr mit Indien von Bender-Buschehr aus ein regelmäßiger ist.

Die Ausflüge nach den sehenswerthesten Punkten in Schiras sind ziemlich beschränkt, aber niemand wird die Stadt verlassen, ohne den Gräbern der Dichterfürsten Hafis und Ssadi den schuldigen Besuch abgestattet zu haben. Die „Hafisijeh“ befindet sich unter den Cypressen, die in den Gärten beim Eintritt in die Stadt über die Mauer hinwegragen, inmitten einer Reihe von Grabstätten, die ein Kranz von Hecken blühender Rosen einschließt. Eine mächtige Platte aus gelblichem, geadertem Marmor von Jesd ruht auf der Stelle, an welcher Hafis seine ewige Ruhe

gefunden hat. Lange Inschriften in schönen persischen Buchstaben nennen seinen Namen und wiederholen zwei seiner Oden auf Allah und auf den Stellvertreter Gottes, den Imam Ali. Ist Hafis unter den Cypressen in bevorzugter Weise gebettet, so kann sich Ssadi, der anmuthige ernste Liederdichter, desselben Vorzugs nicht rühmen. Seine Gebeine liegen außerhalb der Stadt, in viertelstündiger Entfernung vom Grabe des Hafis. Am Fuße des Gebirges zeigt ein elender verfallener Steinhaufen in einem offenen Ueberbau die Ruhestätte des Derwisch-Sängers. Armes Volk und Derwische auf der Wanderung rasten und nächtigen in dem Bau, der einem benachbarten, einsam gelegenen Dorfe den Namen Ssadijeh gegeben hat. Kaum 500 Schritte vom Grabe Ssadis entfernt wird ein tiefer Brunnen, der Tschak-Kalibende gezeigt, in welchem, wie man mir berichtete, die zur Todesstrafe verurtheilten Ehebrecherinnen hineingestürzt zu werden pflegen.

Die ganze Gegend, in welcher die düstern Cypressenhaine stehen, kann als das Baghistan oder Gartenland und als Friedhofsgebiet bezeichnet werden. Im „Vierzig-Leiber-Garten" soll die Zahl von ebensoviel Derwischen bestattet liegen, deren Körper an der Mauer der alleenreichen Pflanzung bestattet sind. Schmucklose Steine, aber ohne Inschriften, ziehen sich allerdings die Mauer entlang. Ein stattlicheres Grab, das irgend einem Heiligen angehört, datirt aus den Zeiten Kerim-Chans. Im übrigen ist der Garten verwildert, wenn auch königliches Eigenthum. Das nahe gelegene Gartenschloß Feth-Ali-Schahs (1798—1834) gehört zu den Glanzbauten dieses Königs. Terrassenförmige Anlagen, Springbrunnen und Kanäle in der Umgebung buntfarbiger Blumenbeete lassen den Besuch des Imaret mit seinem modernpersischen Baustyl nicht bedauern. Die Fernsicht von der obersten Terrasse am Fuße des luftigen, buntbemalten Schlosses ist von poetischer Schönheit. Ueber

einen Wald riesiger Cypressen und breitblättriger Platanenkronen schweift der Blick hinüber nach der Stadt. Die wundervolle Beleuchtung und die heilige Ruhe in den dufterfüllten Räumen des Gartens und des Schlosses schafft ein Gemälde orientalischen Stilllebens, wie es die Phantasie herrlicher nicht zu träumen vermag.

Düstere Erinnerungen an einen dahingeschiedenen Landsmann erweckt der Besuch des auf einem Felsvorsprung der nördlichen Gebirgskette gelegenen armenischen Kirchhofes. Er gestattet eine freie Aussicht über die Ebene, unter ihm liegen die Gärten des vorher erwähnten Lustschlosses. Ein behauener Granitblock, von einem offenen Kuppelbau aus Ziegeln beschattet, bezeichnet die Stelle, an welcher der erste preußische Minister-Resident in Persien, Baron Julius von Minutoli, bestattet wurde, nachdem er am 5. November 1861 infolge des anstrengenden Rittes von Schiras nach Bender-Buschehr auf der Rückreise in der Karawanserei von Chane-Senjan, fern von den Seinigen, ohne jede ärztliche Hilfe, seine Seele ausgehaucht hatte. Friede seiner Asche!

Das vielgepriesene Schiras gesehen zu haben, ist ein unvergleichlicher Genuß, es verlassen zu können, um nach der kälteren Zone heimwärts zu ziehen, eine Wohlthat. Glücklich wer es von sich sagen konnte! In dem Paradiese lauert die Schlange des Todes und kein Grab neben den dunklen Cypressen und den duftigen Rosen in der glühenden Sonne am Schiraser blauen Himmelsdome kann die stille Ruhe unter dem grünen Hügel auf dem Boden des eigenen Vaterlandes im Norden ersetzen.




Naumburg a/S.
Otto Hanthal (G. Pätz'sche Buchdr.).


Naumburg a/S.
Otto Hanthal (G. Pätz'sche Buchdr.).

